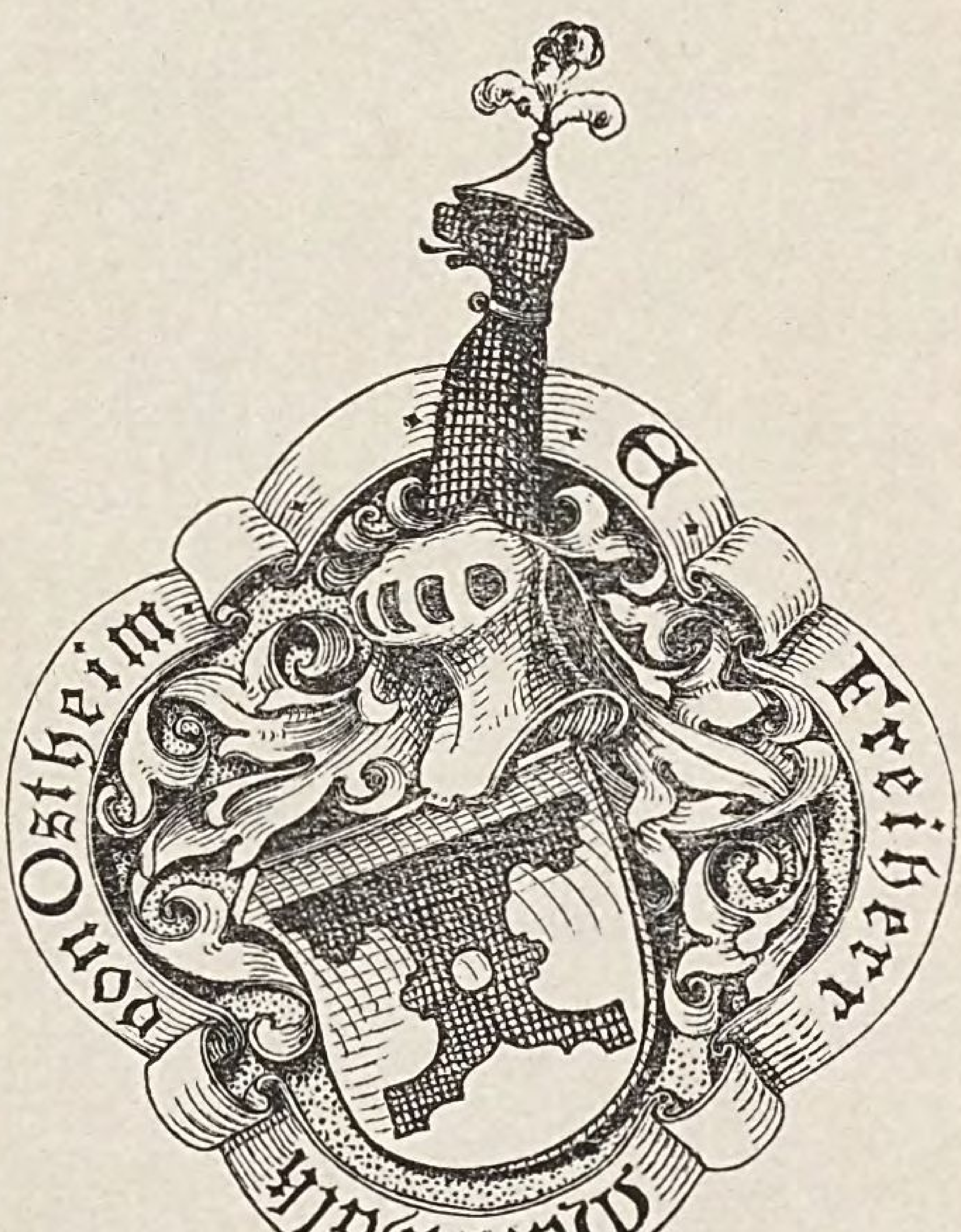

Freiherr Marschalk von Ostheim.

Denk-Pfennige

zur Erinnerung an

Personen, Zustände und Erlebnisse

vor, in und nach dem

Explosionsjahre 1848.

Von

Sebastian Brunner.

Wenn ich ein alter Heide wär',
So schriebe ich als Motto her:
Viel lieber in des Charons Nachen,
Als so was nochmal durchzumachen;
Es freut mich aber auch als Christ,
Daß alles das vorüber ist.

Verlag von Leo Woerl
Würzburg Bayern 1886 Wien I. Spiegelgasse 12.

Inhalt.

Vorwort.

Dem Verfasser ist es durch den Verkehr mit mehr oder minder einflußreichen Personen in Staat und Kirche möglich geworden, hie und da in das Feder- und Räderwerk der politischen und auch kirchlichen Trieb- und auch Umtrieb-Kräfte hineinzuschauen, und somit auf Ereignisse aufmerksam zu machen, die bisher weniger besprochen worden sind.

Manche Thatsachen und Actenstücke, die er veröffentlicht, werden nebenher auch zu einer Rechtfertigung seiner oft getadelten Handlungsweise dienen. Auch durch Personen oder Ereignisse veranlaßte Stimmungen hat der Verfasser in gereimter Rede wiederzugeben versucht, in der Hoffnung, daß dieselben bei gewissen- und ehrenhaften Lesern einigen Anklang finden mögen.

Wir leben in einer Zeit, in der es Biographien regnet; oft werden die unbedeutendsten Menschen mit solchen begnadigt, somit kann es nicht als pure Eitelkeit ausgelegt werden, wenn ein Mensch, der öffentlich aufgetreten ist, biographische Skizzen über seine Person befürchtet, und zwar nicht nur von Feinden, sondern auch von Freunden.

Der gute Wille, dem Hingegangenen ein ehrendes Denkmal zu verschaffen, hat demselben oft mehr geschadet, als genützt. Es gibt Biographen, welche den von ihnen »bearbeiteten« durch eine schattenlose Lichtmalerei, durch permanentes Lobhudeln, durch versuchte Aufbauschung ganz gewöhnlicher ehrenhafter und guter Handlungsweisen zu großen historischen Thatsachen, durch Anführung von langweiligen Lappalien geradezu lächerlich machen, so daß erfahrene und weltkundige Leser nach Durchblätterung von derlei Lebensgeschichten besorgten Herzens ausrufen werden: »Vor Lobrednern dieser Gattung möge einen Gott bewahren.«

Nun, von der Gattung dieser Lobredner hat der Gefertigte allerdings nichts zu fürchten; seine Lebensstellung ist derartig machtlos und

ohne Einfluß gewesen, daß er sich durch Verleihung von einträglichen Posten oder von sonstigen Gnaden Niemanden zu Dank verpflichten konnte.

Eher dürfte er von einer anderen Gattung Biographen ins Schlepptau genommen werden. Es gibt Autoren, die es für zweckmäßig halten, ihre biographischen Opfer für jene Richtung in Lebensanschauung, Wissenschaft oder Kunst in Anspruch zu nehmen, welche sie selber vertreten.

In diesem Falle wird der »zu beschreibende« in die Beitze ihrer Anschauungen hineingelegt, und dem Leser als ein Partisan jener Partei, welcher der Biograph angehört, zum Verspeisen vorgestellt.

Was moderne Rabbinerblätter in Anfertigung von Tendenz-Biographien zu leisten vermögen, ist notorisch.

Da werden Fabrikanten der öffentlichen Meinung, die getreulich mitgeholfen haben, ihr Lesepublicum um Millionen zu betrügen als heldenmüthige Kämpfer für Freiheit und Volkswohl proclamirt — wenn dieselben der Todesengel geholt hat.

So konnte man noch vor einigen Lustren erleben, daß Tringelder bettelnde, und consequent auch sehr Trinkgelder nehmende Minister bisweilen schmählicherweise bei Leichenbegängnissen von Verkäufern der öffentlichen Meinung wie durch ein Caudinisches Joch, als paradirende Staffage mitgegangen sind, so daß die noch nicht vom Todesengel geholten Betrüger und Wucherer auf die fadenscheinige Staatsuniform hinweisen und ausrufen konnten: Da seht einmal, selbst die höchsten Staatsmänner, die Spitzen der Regierung geben dem (Namen) die Ehre für ihn und für sein Gebaren öffentlich einzustehen. (Nachdem sie im Geheimen schon lange Genossen der im Tode »zu Ehrenden« gewesen sind.) Dieselbige Clique, welche sich das Loben von Staats-Aus- und Abnützern, von Volksbethörern und Volksausbeutern zur finanziell dankbarsten Arbeit gemacht hat, wird hinwiederum alle jene ehrenhaften Männer, welche die Betrüger und Lügner zu entlarven suchen, mit Schmutz besudeln, sie verhöhnen und verschimpfen, und die aufrichtig gemeinten Mahnungen und Rathschläge derselben vor den ihnen und ihren Zwecken verfallenen Leserkreisen lächerlich zu machen suchen.

So hat z. B. ein Blatt, das für große jüdische Geldmächte arbeitet, den Bischof von Orleans Dupanloup kurz nach seinem Tode mit einem talmudischen Haß verschimpft, ihn als einen »Possenreißer« hingestellt, und mit dem ekelhaftesten Miste eigener Production sein Grab besudelt.

Als in Wien ein seiner Zeit renommirter Prediger (der Franciscanerpriester Rudolph Pösinger) starb, erlaubte sich ein das Volk

aufhetzendes Rabbinerblatt kurz nach dem Tode desselben die Infamie (im Vertrauen auf die Vogelfreiheit des Clerus gegenüber der jüdischen Zeitungssippe), das Leben dieses Mannes mit einem vollkommen aus der Luft gegriffenen Romane zu besudeln, in welchem erzählt und ausgemalt wurde, dieser Ordensmann habe ein Liebesverhältniß mit einem Balletmädchen gehabt u. s. w.

Nachdem nun dieses Organ öffentlicher Verlogenheit durch einen Gesetzesparagraphen zur Erklärung gezwungen wurde, daß der ganze verleumderische Artikel eine Erfindung sei, wurde der Widerruf in einem Winkel des Blattes mit kleinen Lettern gebracht, während die von talmudischem Haß triefende Infamie auf den ersten Blattseiten als Feuilletonartikel paradirte.

Wenn dann die »blöden Gojim« sich wehren, so wird diese Nothwehr als Aufreizung und Religionshaß bezeichnet und die Polizei angerufen »um den Schutz einer vom Staate anerkannten Religion«, das ist gerade so, als ob das systematische Betrügen und Belügen eine vom Staate anerkannte Religion wäre!

Somit ist es einem christlichen Autor wohl zu verzeihen und nicht als Eitelkeit auszulegen, wenn er des Schmähens der Bosheit ebenso wie des Lobes von unklugen Freunden gedenkend, nicht mit Freuden in die Zukunft hinausschaut.

Der Schreiber Dieses hat 1855 eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: »Woher, Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. 2 Bände. Wien, Greß.« In der Vorrede dazu sind die Gründe angegeben, welche ihn, der damals im 41. Lebensjahre gestanden, vermochten, bei verhältnißmäßig so wenig vorgerücktem Lebensalter über seine Vergangenheit einen Bericht anzufertigen. Dieselbe Schrift erschien 1866, vermehrt, in 5 Bänden, bei Manz in Regensburg.

Der Autor wiederholt, was er schon damals ausgesprochen: er weiß sehr gut, daß sein Leben an und für sich wenig Bedeutung hat, und daß nur die Schilderung der Lebenskreise, in denen er sich zeitweilig bewegen konnte, dem Leser einiges Interesse abgewinnen werde.

Er wollte die durch Publicationen verschiedener Art entstellten kirchlichen Ereignisse des Jahres 1848 durch Aufweisung von Actenstücken und durch Berichte von Thatsachen wahrheitsgetreu schildern. Es sind seit 1848 — 38 Jahre vergangen; Lügen aus jener Zeit haben sich bandwurmartig immer fortgesponnen, es ist darum nothwendig, der Wahrheit eine Gasse zu eröffnen.

Leser, welche wissen, was uns bezugs des Kirchenregimentes aus jener Zeit außer den actenmäßigen noch nicht publicirten Erlebnissen auch noch für verbürgtes traditionelles Materiale zu Gebote stand, von dem wir aber, um die vollste Unparteilichkeit zu wahren, keinen Gebrauch für die Oeffentlichkeit machen, weil wir uns nur mit Anführung und Erklärung von Actenstücken befaßt haben, werden uns das Zeugniß historischer Treue, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe nicht vorenthalten dürfen.

Daß unsere Berichte über bureaukratische Herrschsucht vor, in und nach 1848 überflüssig sind, wird Niemand behaupten, der weiß, daß die Gelüste der bevormundenden Staatsgewalt zwar etwas reservirter sich äußern, aber noch nichts weniger als erloschen sind.

Jene, welche ähnliche Herrschgelüste in der Gegenwart zu befriedigen suchen, mögen mit sammt ihren Genossen und frommthuenden Helfershelfern daran denken, daß durch die Zukunft die Gegenwart zur Vergangenheit gemacht wird, und daß in der Zukunft auch wieder Manches ans Tageslicht kommen wird, was der heuchlerische Eigennutz ausgesonnen, oder in Hingebung an die gnadenspendenden Gewalten, ohne Abwehr und pflichtgemäßer Einsprache, hat über die Kirche und ihr Recht ergehen lassen. Somit möge vorliegende Schrift nicht nur zur Lehre dienen, sondern auch als eine Warntafel angesehen werden.

Die Schulfrage ist besonders in Oesterreich in ein eigenthümliches Stadium getreten. Die confessionslose Erziehung durch die unglücklichen Vertreter und die ebenso unglücklichen Erfolge derselben von 1776 — bis auf die neueste Zeit her — in der Theorie oft gepriesen und in der Praxis immer bankerott geworden, spukt noch gewaltig herum. Dieses reactionäre Gespenst, welches mit Rousseau, Basedow, Pestalozzi auf der Standarte sich zu einem Siegeszuge gerüstet hat, verdient eine helle und grelle Beleuchtung. Oesterreich hat das Unglück, alte ausgemergelte Apparate, die sich anderswo schon lang als unbrauchbar erwiesen haben, aufs Neue versuchsweise herumzuhaspeln. Man will eben selber die Erfahrung des schönen Spruches machen: »Es ginge wohl, aber es geht nicht.«

Ob die poetischen, biographischen und literarhistorischen Episoden, welche hier eingeflochten erscheinen, dem bisweilen trockenen Actenmateriale als Gewürz dienen, oder ob sie dasselbe am Ende noch ungenießbarer machen, das wird vom Urtheile des mehr oder weniger geneigten Lesers abhängen.

Wien, 1. März 1886.

Ein Diplom in Versen.

An verschiedene Consorten einer Gelehrtenbank mit gegenseitiger Brandschaden-Assecuranz.

Doctoribus confusis — obscuris obstrusis
Hic laudes cantantur — a Musis illusis.

Wenn dieses Urtheil erkannt wird als Recht,
So darf es nicht Einen treffen allein,
Es muß für Viele vollgiltig sein
Und gelten: für ein ganzes Geschlecht.

I.

Die Bücher, die du verbrochen, wiegt jedes ein schweres Pfund,
Ein Wort, das du gesprochen — flog nie von Mund zu Mund,
Du sammelst fremde Früchte mit Mühe und mit Qual
Und bist nur im Copiren ein großes Original.

II.

Was Andere erfunden, was Andere erdacht,
Daraus hast du schon oftmals ein dickes Buch gemacht;
In fremden Gärten pflückst du — des Blumenstraußes Zier,
Dabei ist nur der Faden, der ihn umschlingt, von dir.

III.

Oft hast du ganze Bogen — den Andern ausgeführt
Und nennest nicht die Quelle, so wie es sich gebührt;
Du raufst, ein Inder-Häuptling, den Vögeln die Federn aus
Und machst zum Schmuck' des Hauptes dir eine Krone daraus.

IV.

Bald bringest du Citate, so hoch hinaufgerückt,
Daß bis zu Einer Zeile erscheint der Text zerdrückt;
So machst du dich zum Theile mit fremden Gedanken breit
Und kannst dabei dich prahlen, mit fremder Gelehrsamkeit.

V.

Du ziehst in der Historie Thatsachen hin und her
Und weißt daran zu drehen, ein wahrer Geschichtsmodelleur,
Bis du was herausgemodelt, an Titeln und an Gehalt,
Das macht zu einem Helden — noch keine Jammergestalt.

VI.

Oft bringst du tausend Werke am Schluss' als Literatur,
Doch von den meisten sind dir — bekannt die Titel nur;
Der Leser staunt vernichtet ob diesem Studium
Und wird ob dieser Gelehrtheit vor Schrecken lahm und stumm.

VII.

Wer aber deinen Schwindel gehörig hat durchschaut,
Der wird durch Kataloge von Büchern nicht erbaut;
Und wie er den echten Gelehrten — als solchen hat erkannt,
So bringt ihn nur zum Lächeln — der Bücherfabrikant.

VIII.

Bald bist du zu vergleichen mit einem Spediteur,
Der hoch auf seinem Wagen, hoffärtig fährt einher;
Die Kisten und die Ballen, das fremde Eigenthum,
Hast du nur aufgeladen, darin besteht dein Ruhm,

IX.

Und eine Leinwandplache bedeckt die ganze Fracht,
D'rauf ist in einem Kranze dein Name angebracht.
Du sitzest patzig oben auf fremder Waaren Thron
Und es gebührt dir Rechtens — doch nur der Fuhrmannslohn.

X.

Ein Schwarm gelehrter Phrasen hoch in den Lüften schwirrt,
So, daß, wer schwach in Nerven, fast den Verstand verliert.
Doch — schaut man durch das Fernrohr, so ist's ein leerer Dunst,
Ein in der Selbstauflösung begriff'nes Hirngespunst.

XI.

Komet im Phrasennebel, mit schwachem Lichteskern,
Hältst du in Eigenliebe dich für einen fixen Stern,
Der am Gelehrtenhimmel hellleuchtend oben prangt
Und von der Welt da drunten — Bewunderung verlangt.

XII.

Scheint auch mit Weisheitsrunzeln durchzogen deine Stirn,
Dein Denken bleibt ein Knäuel von dichtverworr'nem Zwirn;
Und was du schreibst ist meistens — zu deutscher Sprache Hohn
Ein — nicht organisirtes Fremdwörter-Lexikon.

XIII.

Was sind denn deine Reden? — Ein schwerer Wortballast,
Sie scheinen zur Betäubung — der Sinne abgefaßt;
Wenn auch verdutzte Hörer — den Mund weit aufgesperrt,
Sind alle deine Reden — doch nicht der Rede werth.

XIV.

Dem ist zu gratuliren, der es so weit gebracht,
Durch seine Geistesmühen bei Tag, sowie bei Nacht,
Daß er zu seinen Schülern, kann siegreich treten hin
Und fragen: »Meine Herren, wißt ihr auch, wer ich bin?«

XV.

»Ich habe es errungen, das höchste Ziel der Zeit,
Man nennet mich den Doctor der Unverständlichkeit;
Auf das Verstandenwerden, da leist' ich längst Verzicht,
Wer soll mich denn verstehen? Ich versteh' mich selber nicht.«

XVI.

Verleger, die du ein Mal mit einem Werk beglückt,
Die haben dir ein zweites gewiß retour geschickt,
Bei deinen dicken Bänden ist der Gewinn sehr dünn,
Sie machen leer die Casse — und voll das Magazin.

XVII.

Erreichst du hohe Stellen in Schulen oder im Staat',
So dünkt dir jedes Urtheil — über dich ein Attentat.
Du willst für dein Gesudel nur riechen eau de cologne,
Und nur das Lobgehudel dünkt dir ein harmonischer Ton.

XVIII.

Weh' dem, der sein Homagium dir nicht hat dargebracht,
Denn du wirst ihn erklären in Acht und Aberacht.
Ach, Scheiterhaufen gibt es in uns'rer Zeit nicht mehr,
Man sieht, dein Feuereifer bedauert dieses sehr.

XIX.

Empfängt bei offenen Thüren dich auch ein Gelehrtenbund,
So ragt dein eigenes Denken doch niemals über den Schund.
Du wachest in den Nächten und schreibst beim Lampenschein
Und deine Leser schlafen am hellen Tage ein.

XX.

Es reifen diese Species in dem Gelehrtenhain,
Sie reichen sich gegenseitig des Lobes süßen Wein;
In allen Facultäten und Akademien auch,
Sind reichlich sie vertreten, wie der gemeine Lauch.

XXI.

In dieser schlauen Gesellschaft der Lobesassecuranz,
Da reichet einer dem anderen freigebig den Lorbeerkranz,
Und einer drückt dem anderen auf's Haupt die Königszier,
Die leicht erworb'ne Glorie, die Krone aus Goldpapier.

XXII.

Da gibt es manche darunter, die eigentlich nichts vollbracht,
Zum Hohn des alten Spruches: die Wissenschaft ist Macht;
Und so hält sich mitunter für ein Originalgenie,
Ein armer Stiefelputzer, der dankbaren Kamerad'ie.

XXIII.

Der Spruch soll immer gelten: die Krone dem Verdienst,
Doch ist erlaubt zu schelten — das eitle Hirngespinst;
Darum sei nur getroffen die arme Nullität,
Die reich an Hochmuth, offen sich dunstig aufgebläht!

XXIV.

Wer nicht für sich allein schon — etwas Bedeutung hat,
Dem wird auch wenig helfen — ein Gelehrten-Aggregat;
Denn nicht was Andere können, macht den gelehrten Mann,
Ein Jeder gilt so viel nur — so viel er selber kann!

Zu beachten. Nachdem der Schreiber dieses selber so glücklich ist, Mitglied einiger Gelehrten-Vereine geworden zu sein, wird er sich nicht herausnehmen, den möglichen Nutzen derselben durch Förderung der Wissenschaft in Abrede stellen zu wollen. Es handelt sich hier nur um das Coteriewesen, welches mehr Rücksicht auf gleichgesinnte Genossen

nimmt, wenn diese auch Nullitäten wären, als auf wahrhaft verdienstvolle Männer, welche aber in das Kartenspiel der Coterie nicht hineinpassen.

Bezüglich der organisirten gegenseitigen Verhimmelungsanstalten bringt eine sehr komische aber wahre Nachricht eine jüngst erschienene Schrift*) im XII. Capitel mit der Aufschrift: »Die Lobesassecuranzgesellschaft«. »Es gab zuerst Versicherungen gegen Feuersgefahr und Hagelschaden, dann kamen Versicherungen gegen Mißwachs, Unfälle, Seegefahr, Invalidität, zuletzt auch Versicherung gegen das Freiwilligenjahr der Söhne. Aber etwas ist noch nicht in weitere Kreise gedrungen, weil man weder Annoncen in die Tagesblätter setzt, noch Agenten besoldet, noch schöne Blechschilder mit goldenen Buchstaben heraushängt, noch einen Fond dazu sammelt und Actien ausgibt. Dennoch ist diese Gesellschaft weit verbreitet, und das heutige Cultur- und Gelehrtenlob kann ohne diese Versicherung gar nicht bestehen — es ist die Lobesassecuranz auf Gegenseitigkeit.«

Einer aufgeblasenen Nulle.

Nicht Ein Spruch aus deinem Munde — gab der Mitwelt eine Kunde,
Daß — trotz deinen Prachtgewanden — von der Welt du was verstanden.
Mit dem großen Strom zu schwimmen — Ehrenstufen zu erklimmen,
Dem Verdienste Hohn zu sprechen — und den Stab darüber brechen,
Dann mit Kriechern sich umgeben — die von seinen Gnaden leben,
Ist schon vielen schlauen Jungen — ganz nach ihrem Wunsch gelungen.
Sei nicht stolz darauf, Geselle — bald schwemmt dich hinab die Welle,
Mußt du dann zur Tiefe gleitend — in dem Zeitstrom untergehen,
Wird dich nicht einmal wer schmähen — denn — du bist zu unbedeutend.

Einem Be-, statt Ge-hangenen.

Hat man dich auch behangen — mit Stern und Kreuz und Band,
So frage dich bescheiden: Was bin ich selber Nutz?
Es laßt die Welt sich nimmer durch allen Trutz und Putz,
Die Augen voll bestreuen — mit eitlem Tand und Sand!

---

*) „Der deutsche Professor der Gegenwart“ von Dr. Johannes Flach, v. Universitätsprofessor. Leipzig, Unflad 1866.

Der Stern — sei Geist und Kenntniß — das Kreuz: Religion,
Das Band sei Sitte, Treue und Ehre im Verkehr,
Wo nichts im Kopf und Herzen, wo beide hohl und leer,
Wird alle Zier von außen, statt Lohn ein bitt'rer Hohn.

Wenn Diebe sich erkaufen, mit dem gestohl'nen Gold,
Die gold'nen Ehrenzeichen, da werden sie zur Schmach;
Die Strafe der Verachtung folgt auf dem Fuße nach,
Du kannst kein Brandmal decken — mit einem Ehrensold.

Falsche Demuth und echte Hoffart.

Weh' dem, der sich ein Mal an dir gerieben,
Gewiß ist er nicht ungestraft geblieben,
Er ward sogleich — den Ketzern zugeschrieben.

Dem Wissen nach bist du ein Silbenstecher,
Und bist dem Trinken nach du auch kein Zecher,
So ist die Rache — doch dein Freudenbecher!

Der dich nicht lobt — ist dir ein arger Sünder,
Du hältst in deiner Hand bereit den Zünder
Und krachst auf ihn — den Vierundzwanzigpfünder.

Du hältst dich gleich mit Gott dem Herrn und Meister,
Verbeugen sollen sich vor dir die Geister,
Wer dich beleidigt — Gotteslälst'rer heißt er.

Du bist ein Egoist vom reinsten Wasser,
An Eigenlob ein wahrhaft reicher Prasser,
Ein Sich-nur-lieber und die Andern-Hasser.

Wer dich durchschaut — den schlachtest du als Opfer,
So wie du kannst — wirst du sein Mundverstopfer,
Und mindestens: Sein-Auf-die-Fingerklopfer.

Du liebst die Demuth — bei den anderen drüben,
Doch kennst du sie nicht bei dir selbst herüben,
Was du nicht übst — das sollen And're üben.

Du kannst mir senden deiner Rache Pfeile,
Doch nicht abwenden die erlangten Keile,
Getroffen hat dich sicher — jede Zeile.

Wer wahrhaft fromm ist — der ist auch bescheiden,
Wer edel ist — wird Andere nicht beneiden,
Und ehrenhaft — ist nie das Ehrabschneiden.

Willst du ein Heiliger sein, so sei ein echter,
Halt dich für gut — doch And're nicht für schlechter,
Sei für dich selbst — dein eig'ner Sionswächter.

Ein Sündenspiegel.

Ein ehrlicher Mann wird seine Gegner, die zufällig die Eigenschaft der Ehrenhaftigkeit nicht besitzen, am meisten zum Zorne reizen, wenn er ihnen einen getreuen Spiegel ihrer Niederträchtigkeit in Thatsachen vor die Augen hält. Derlei ehrenbedürftige Gesellen verdienen nachfolgende Reime:

Ich bin euch so zuwider
Weil ich die Wahrheit rede,
Und für das Recht mich wehre;
Doch ihr seid mit der Ehre
Beständig in der Fehde,
Das künden meine Lieder!

Kannst du der Sprache walten,
Das ärgert diese Wichte,
Die dich verhöhnen täglich;
Sie heulen auch gar kläglich,
Wenn du vor ihr Gesichte,
Den Spiegel hingehalten.

Das letzte Haus.*)

Zu seinem eig'nen Besten
Sein Leben lang gehandelt,
Mit Häusern und Palästen,
Ist er so lang gewandelt,
Der überreiche Mann,

*) Wie in Wien durch eine Betrügerrace mittelst Grundverkauf und Bauunternehmung ehrliche Leute um ihre mühselig ersparte Habe auf die schändlichste Weise durch organisirte Wucherbanden schon um Millionen geprellt worden sind, ist, mit statistischen Daten nachgewiesen, im December-Heft 1885 der „Oesterreichischen Monatsschrift für christliche Socialreform von Baron Voglsang" zu lesen.

Bis er nach Sturm und Wettern
Hier in die Grube rollte,
In einem Haus aus Brettern,
Das er nicht kaufen wollte
Und nicht verkaufen kann.

Entwurf zu einer Wanduhr.

Eine Uhr, welche zugleich eine heilsame Erinnerung an die Flüchtigkeit der Zeit und an die Hinfälligkeit dieses irdischen Lebens abgeben könnte, wäre in folgender Weise zu construiren: Das Zifferblatt aus Blech oder emaillirtem Kupfer mit römischen Stundenziffern. Die Zeiger ebenfalls aus Metall, bemalt oder emaillirt. Jeder der zwei Zeiger stellt ein Skelett dar, die linke Knochenhand an den Leib angeschlossen, die rechte mit einem über das Haupt hinausgehaltenen Dolch, so daß die Spitze desselben auf die Stunde oder Viertelstunde hinweist. Oben in einem die Uhr überwölbenden Spitzbogen könnten in alter Gothicaschrift folgende erklärende Reime angebracht werden:

Zwei Mörder schleichen Tag und Nacht
Rings um dein Haus in stiller Nacht,
Es holt ein Jeder aus zum Streich,
Und beide treffen dich zugleich.

Innerhalb dem Zifferkreis könnte ein Haus gemalt sein, ober dessen Thorbogen die Füße der Skelette (die Zeigerwurzeln) einmünden. Diese Uhr wäre eine Illustration zu Lucas XII, 19. 20. Wer den Muth hat, eine solche Uhr in seiner Wohnung zu dulden und selbige zur Kenntnißnahme der Zeit öfter anzuschauen, auf dessen Handlungsweise könnte dieselbe bisweilen einen heilsamen Einfluß ausüben. Ein Uhrenfabrikant könnte vielleicht mit Ausführung dieses Planes ein kleines Geschäft machen.

Die Wahrheit ist meistentheils verhaßt.

Der Schreiber dieses hat zu einer Gesammtausgabe seiner belletristischen Schriften ein Motto gemacht — das begreiflicherweise manchem Leser nicht gefallen wollte. Es lautet:

Der Wahrheit eine Gasse — dem Recht, der Ehrlichkeit
Und keine Furcht vor'm Hasse — der Niederträchtigkeit.
In meiner Feinde Schaaren, da ist kein Ehrenmann
Und nie als Freunde waren mir Schufte zugethan.

Jeder Autor wird eingestehen, daß er in seinen Arbeiten, in den Anschauungen und Urtheilen, welche seine Umgebung, seine Zeitgenossen, seine Freunde und Gegner betreffen, auch von der jeweiligen Stimmung abhängig ist. Wenn Einer durch fast zwei Decennien mit Schriftstellern kämpfen mußte — die entweder aus vollem Halse lachen, oder mindestens unheimlich grinsen, wenn man an das Gewissen und die Ehre derselben appellirt, denen kein Mittel zu schlecht, keine Lüge zu infam, keine Gemeinheit zu niedrig ist, wenn sie den ihnen verhaßten Gegner vor ihrem ehrbedürftigen Lesepublikum zu schädigen versuchen, dem wird die obige Vierzeile sicher nicht zu stark oder zu drastisch erscheinen, er wird dieselbe, wenn er als ehrenhafter Mensch sich in die Situation hineindenkt, noch als zu nachsichtig erklären. Ist das Wort einmal im Gefühle der vollsten Gerechtigkeit ausgesprochen, so braucht man es nicht mehr zurückzunehmen.

Zu Freund- und Feindeskunde — zu meiner Ehre Hort,
Halt bis zur letzten Stunde — ich fest an diesem Wort.
Und wen es auch mag treffen — das ficht mich wenig an,
Ich habe trotz Eurem Kläffen — nur meine Pflicht gethan.

Allen kann man es nicht recht machen. Wo ist der zu finden, welcher öffentlich gegen Lüge, Verleumdung, Unrecht und Niedertracht aufgetreten ist und nicht auch mitunter bezüglich der Form seines Auftretens dem Tadel ehrenhafter Leute entgangen wäre. Man könnte sagen:

Mach es so, oder so — geh' dort-, da-hin oder wo,
Rede gut oder rede schlecht — du machst es nie — Allen recht.

Und doch, wie geringe Ursache hat man zu klagen, wenn man im Kampfe für Wahrheit und Recht nur verspottet, verhöhnt und beschimpft wird. Wie verschwindet die Wirkung dieser Nadelstiche gegenüber den Drangsalen, Bedrängnissen, Kerker und Todesstrafen, welche Andere um des Verkündens der Wahrheit willen haben erdulden müssen. Da lese ich eben in den Gedichten des Dominicanerbruders Fra Benedetto Fiorentino (in Marchese: Scritti vari Firenze Monier 1855) eine Schilderung seines Meisters Savonarola in jenem Momente, in dem Savonarola auf dem Scheiterhaufen vor dem alten Palast in Florenz (wo jetzt der Springbrunnen von Ammanati steht), verbrannt wurde. Benedetto mußte die Anhänglichkeit an seinen Meister mit dem Kerker büßen. Die Schilderung Benedetto's illustrirt in Reimen das Porträt des berühmten Domi-

nicanermalers Bartolomeo della Porta, auch Schüler Savonarola's, welches noch in Florenz zu sehen ist.

Es ist etwas schwierig, das liebliche Italienisch vom Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts in modern deutscher Sprache wiederzugeben:

Die Liebe zu dem Mann' trug ich im Herzen,
Der mir schon lange durch den Tod entrissen,
Noch seh' ich ihn vor meinen Blicken stehen,
Ein zarter Bau von feinen edlen Formen,
Wie seine heil'ge Hand es schien zu künden
Ein lieblich Feuer strahlt aus dunklen Augen
Und auf dem Antlitz lagert heit're Ruhe.

Ich habe bei wiederholten Besuchen der Stadt Genua öfter den Vincenzo Marchese gesprochen, der als einer der feinsten modernen Prosaisten Italiens gilt, so daß ein Engländer auf seine Kosten eine Prachtausgabe der Werke Marchese's veranstaltete. Marchese hat aus Handschriften den Benedetto erst weiter bekannt gemacht.

Ein wahrhaft edler tiefer Charakter dieser Benedetto, er erbaut durch die Größe seiner Seele und die Lieblichkeit seiner Verse, was weder Tasso noch Ariost trotz ihrer Sprachvollendung zu bewerkstelligen vermögen.

Im Buche: P. Lacordaire, geschildert vom Grafen Montalembert (einer der 40 Mitglieder der französischen Akademie), findet sich in einem Briefe, den Lacordaire kurz vor seinem Tode geschrieben (aus Soreze, 2. November 1861), eine Stelle, die ebenfalls das ausspricht, was jene zu erwarten haben, die der Menschheit in Wahrheit und durch Wahrheit dienen wollen. Selbe lautet:

»Sie haben, mein geehrter Herr und College, viele Angriffe auszustehen gehabt, aber Sie sind daran längst gewöhnt und man kann den Menschen nur dienen, wenn man sich ihrem Undanke aussetzt.«

Bettelnde Lobdichter.

Verse ohne Ende macht er,
Ueberschwänglich kann er loben;
Weil er wäre gern erhoben,
Ist er Dichter und ist Trachter.

Denn er trachtet zu erhaschen
Irgend einen bunten Flitter;
Er spielt darum nur die Zither
Weil er etwas will zum Naschen.

Pudeldichtkunst wäre dieses,
Betteln mit den schmutz'gen Pfoten
Dazu heulen nach den Noten,
Daß es besser wär' er ließ es.

Immer ist die Wurst sein Streben
Und der Hunger heißt ihn singen
Mag sein Betteln ihm gelingen,
Es ist doch ein Hundeleben.

Mahnung an einen jungen Diplomaten.

Talleyrand soll einmal einem jungen Diplomaten die Lehre gegeben haben: »Wer eine ordentliche Stelle einnehmen will, muß zu rechter Zeit kriechen können als wie ein Wurm.« — Was für selbstauferlegte Demüthigungen habe ich schon Manchen durchmachen gesehen, bis er an seinem Ziele angelangt ist, welche Unermüdlichkeit im Kriechen und dann, welches stolze Erheben, wenn das Füllhorn menschlicher Gnaden dem »Demüthigen« auf das Haupt geschüttet worden! Die Geber verlangen die gebeugte Stellung und die Kriecher gewähren ihnen dieselbe. Ein gegenseitiges Uebereinkommen! Das Hochmüthigwerden, das Hochtragen des Kopfes nach erlangtem Ziele, und das Beugen des Kopfes, um dadurch empor zu kommen, könnte mit einer Stahlfeder verglichen werden; wenn der Druck aufhört, dann schnellt sie wieder auf. Das Gros der Menschen ist höchlich mit der äußeren Ehrenbezeigung zufrieden; das hat wohl darin seinen Grund, weil diese Zufriedenen gar wohl fühlen, daß sie auf die wahrhafte innere, auf irgend eine Ueberzeugung von ihrem Werthe begründete Achtung gar keinen Anspruch haben.

Für einen ehrgeizigen Menschen, der sich durch Kriecherei auf irgend eine hohe Stellung hinaufgearbeitet hat, gibt es keine Kränkung, die ihm bitterer wäre, als einen der Stellung nach ihm Untergebenen vor sich zu sehen, der dem Hochgestellten in aller Ruhe fühlen läßt, daß er es nicht der Mühe werth findet, zu kriechen, zu betteln und in den Chor der obligaten und obligirten Chorsänger miteinzustimmen.

Eine Lebensregel in Reimen für die „Streber".

Krieche auch bei hohen Thüren
Ein und aus auf allen Vieren
Und du wirst dir bei den Großen
Sicher nicht den Kopf anstoßen.

Für dein Schmiegen, Biegen, Liegen
Wirst du manche Ehren kriegen,
Doch dein Leben gibt die Lehre:
Viele Ehren — keine Ehre.

Ein moderner Faust in Aengsten.

Der Winter ist ein Grobian,
Was hat er jüngst mir angethan,
Als ich beim Thor hinausgeh'n wollt',
Die Märzluft zu genießen; —
Er hat beim gold'nen Sonnenschein
Den weißen Hermelinpelz sein
Am Hausdach schnell zusammengerollt
Und mir auf den Kopf geschmissen.

Obwohl ich mich geschwind gebückt,
War doch der Hut ganz plattgedrückt
Als wie ein Teller mit Glacé,
Die stolze Haltung war vernichtet;
So hat der Winter manches Jahr
Poetisch mir auf Bart und Haar
Die Blüthen sein — den Flockenschnee
Als Lorbeer auf das Haupt gedichtet.

Gewiß, eh' man sich umgeschaut
Auf dieser Welt, ist man ergraut,
Das Herz erfüllt mit Weh und Ach,
Die Sorgen nahen ungerufen,
Am End' kommt Meister Hämmerlein
Und ladet dich zum Zweikampf ein,
Er trifft famos, mit Einem Krach
Wird er dich plötzlich niederpuffen.

Ob nach dies letzten Puffes Weh'n
Wir einmal wieder aufersteh'n
Und was darnach mit uns geschieht,
Das ist und bleibt die große Frage —

Es ist doch keine Kleinigkeit
Der Abschluß einer Lebenszeit,
In der man sich hat abgemüh't
Mit diesem Räthsel alle Tage!

Der Kampf mit Räubern.

Es hat auch mir einmal gelacht
Ein heit'res frohes Leben,
Als mir das Futter ward gemacht
Aus Mandeln und Zibeben.

Jedoch gar bald die Freude schwand
Und es ist anders gekommen,
Als man halb Asche und halb Sand
Zu meinem Brod genommen!

Es stoßt die Wahrheit üb'rall an
Bei allen Lügenknechten,
Die sich gelogen in den Wahn:
Sie seien die »Wahren« und »Rechten.«

Ja viele von ihnen thun sogar
Als wären sie Volksvertreter,
Die meisten aber bedürften fürwahr
Einen tüchtigen Ehrenretter.

Mit allen Mächten des Geldes im Bund,
Es ist eine wahre Schande,
Beherrscht einen Theil vom Erdenrund
Eine legale Räuberbande.

Philister in der Studentenkneipe.

Erster Philister (im Hinschauen auf die Studenten).
Daß sie klappern, daß sie knarren,
Sind die Kerle dünn und schmächtig,
Und doch dampfen wie die Narren
Sie aus Pfeifen die großmächtig
Oder saugen an Cigarren,
Welche stinken niederträchtig.

Zweiter Philister.

Eine Freude muß man haben,
Sei es schnupfen, sei es rauchen,
Wollt Ihr gar kein Geld verbrauchen,
Alles nur zusammenschaben?

Erster Philister.

Bin nicht Schnupfer, bin nicht Raucher,
Dennoch aber Geldverbraucher;
Trink' mein Theil und ess' nicht schlecht,
Leb' für meinen Stand ganz recht;
Doch der Mensch, der muß was sprechen,
Wenn er sitzt bei seinem Biere,
Kostet's ihm auch Kopfzerbrechen,
Doppelt wohl ist mir beim Zechen,
Wenn ich etwas kritisire.

Zweiter Philister.

Das ist wahr, da habt Ihr Recht,
Ueber Dies und über Jenes,
Sei's was Gutes auch und Schönes,
Spotten und die Nase rümpfen,
Sich gehörig auszuschimpfen,
Ist am Abend auch nicht schlecht!

Das böse Gewissen.

Es gibt eine Gattung von Schriftstellern, die ein derartig schadhaftes und reizbares Gewissen haben, daß, wenn ein ehrlicher Mensch nur im Allgemeinen, ohne einen zu nennen, oder auch nur zu bezeichnen, von »Infamie« oder »Schwefelbande des Literatenthums« oder »Tintengaunern« oder »Literatur-Trichinen« redet, sie das sogleich auf sich beziehen, sich betroffen fühlen und zu heulen anfangen. Diese Gattung wäre zu kennzeichnen:

Es darf nur Jemand sprechen
Von »Schuften« und von »Wichten«
So ganz im Allgemeinen,
Da fängt ein Chor von Schweinen
Sich an, emporzurichten
Und grunzend loszubrechen.

Es wird auch jetzt Schriftsteller geben, die feine Glacéhandschuhe tragen (was listigerweise geschieht, weil selbe an ihren Händen etwas zu verbergen haben) und diese werden obige Zeilen nicht anständig finden. Aber im Leben dieser Herren nachsuchen wollen, was sie Alles anständig finden, das verbietet der Anstand!

Casti.

Oft schon hatte ich in italienischen Literaturgeschichten von Casti gelesen. Da kamen mir nun einmal in einer Bibliothek verschiedene Ausgaben seiner Werke vor. (Animali parlanti und Novelle.)

Er war Canonicus in seiner Vaterstadt Montefiascone; ob er zum Priester geweiht war, fand ich nicht. Denn in Italien bekommen junge Leute auch öfter ein, von ihrer Familie für dieselbe gestiftetes Canonicat, auch wenn sie nicht zu Priestern geweiht sind — auch kommt Casti in der Folge seines Lebens mit dem Titel Canonico nicht mehr vor. Welch' ein cynischer Schmutz! Boccaccio ist da noch eine reine Seele gegenüber diesem abgewirthschafteten Gesicht. Ich betrachtete sein Gesicht in Kupfer gestochen in einer älteren und neueren Pariser Ausgabe, in der That eine großartige Verkommenheit in diesen Zügen. Wie kann ein übrigens anständiger Mensch, wie erst ein Mann, der, wenn auch nur durch einen Pfründenbesitz, dem clericalen Stande angehört, derartig in einem voll Schmutz erfüllten Bassin herumplätschern? Das ist nicht Satyre, sondern Satyr, d. h. Juvenal und Ovid zu Ansehen und in den Ruf guter Sitte und edlen Anstandes bringen. Um so trauriger, weil Casti, was Handhabung der Sprache und fließende Reimform anbelangt, einer der bedeutendsten Dichter Italiens genannt werden kann. Er ist lasciv und ist boshaft; beides im höchsten Grade.

Es dürfte vielleicht kaum, in den Raum von ein paar Strophen zusammengedrängt, ein einschneidigerer Hohn über Fürsten und ihre Minister geschrieben worden sein, als in Canto primo der Animali parlanti. Stanza 18 et 25.

18. Prendi uom rozzo e comun, fanne un monarca
Tosto il favor del Ciel sopra gli piove,
Tosto divien di sapienza un arca,
Nella testa di lui s'allogia Giove.
Decide, ordina, guidica: un oraculo
Tutta a un tratto divien: pare un miraculo.

25. Che piu l' estro gli vien mi crea ministro
E sia pur' io bestia ignorante e sciocca;
Tutta la monarchia reggo e amministro,
Ho scienza nel cervel, sentenze in bocca
Tolta da me la balordaggin prima
Par ch' altro conio il mio padron imprimà.

Deutsch ungefähr wie folgt:

18. Mach' zum Monarchen irgend einen Mann,
Und sei er noch so roh und so gemein,
Es feuchtet ihn der Thau des Himmels ein,
Man schaut ihn für der Weisheit Arche an;
Er wird entscheiden, richten und gebieten,
Das geht geschwind, es ist wie ein Mirakel,
Und redet er, so ist er ein Orakel.

25. Noch mehr — es steigt der Geist auf ihn hernieder,
Von ihm werd' zum Minister ich ernannt
Und wär' ich auch als dummes Vieh bekannt,
Ich setz' sogleich mich zum Regieren nieder,
Im Kopfe Weisheit und im Munde Phrasen,
Ist erst die Aengstlichkeit hinweggeblasen:
Hat aufgedrückt der Herr mir seinen Stempel,
So werd' ich im Verwalten ein Exempel!

Aber auch die constitutionelle Monarchie und die Republik, alle Regierungsformen werden in gleichem Maße mitgenommen. Casti hat ein scheelsüchtiges Auge, das aber dabei scharf ist; er wirft sich allenthalben auf Vergehen und verzerrt die Bilder mit Geschick zur Carricatur.

Einige berichten, Casti habe von Kaiser Joseph II. den Titel eines Hofdichters erhalten, uns aber ist kein Act darüber vorgekommen. Er lebte eine Zeit lang am Hofe der russischen Kaiserin Katharina, ein für ihn angemessener Aufenthalt und ein dieser Kaiserin würdiger Hofdichter.

Es muß aber doch in Petersburg selbst noch dem Casti, der doch was vertragen konnte, zu arg zugegangen sein; er verfaßte eine Satyre auf das Treiben am Petersburger Hofe unter dem Titel: Poema Tartaro.

Beim Tode eines Mächtigen.

Es starb plötzlich ein Mann, der tadellos in seinem Wandel, aber was man sagt, herzlos gegen seine Untergebenen war. Als nun der Schreiber dieses hörte, wie auch von mancher Seite her, die früher klüglich über selben geschwiegen, ziemlich herbe Urtheile ausgesprochen wurden, schrieb er folgendes Sonett:

Ist ein Gewaltiger erst hingegangen
Und hat der Tod die Sense kaum geschwungen,
So sind auch alle Ketten gleich gesprungen,
Die Furcht und Scheu hat vor den Mund gehangen.

Der Tod zerbricht die siebenfachen Siegel,
Zu Ende ist das Fürchten und das Schweigen,
Es wird der Richter seinen Stuhl besteigen,
Kühn breitet aus das Urtheil seine Flügel.

Die Schuldentafel, heimlich vollgeschrieben,
Wird jetzt am Markte laut herabgelesen,
Und manche Schuld wird auch noch übertrieben;

Was früher scheu in manchen Herzensgründen
Als ein Geheimniß war versteckt geblieben,
Das wird auf einmal Jeder laut verkünden.

Das Loos der Schönheit.

I.

Was blieb zurück von allen jenen Frauen,
Die einst in deinem Lebenskreise blühten,
Auf deren Wangen Maienrosen glühten,
Die Engeln glichen in den Himmelsauen.

Die einen — sind jetzt schmutzige Skelette
Und liegen modernd in der morschen Truhe;
Anbeter stören nicht die Friedhofsruhe
Und keiner sendet ihnen nach Gebete.

Die andern wandeln noch herum im Leben
Als alte Mütter, sorgenbleichen Hauptes,
In den Verlust der Anmuth still ergeben;

Was einst die Jugend gab, das Alter raubt es,
Kein Lied wird sich zu eurem Preis erheben,
Daß ihr einmal schön gewesen, ach wer glaubt es!

II.

Das ist das Loos der Schöhnheit auf der Erde,
Wie die Natur sie reich der Jugend spendet —
Sie ist das Blatt, das sich im Alter wendet,
Sie brennt zur Schlake auf dem Feuerherde.

Nur was im Geist begründet und Gemüthe,
In Tugend, Sitte und im Gottvertrauen,
Nur das ist Gold im Herzen edler Frauen,
Und alles And're, eitle Tagesblüthe.

Wie bald ist doch die Blüthenzeit verschwunden,
Die Blätter fallen Tag für Tage nieder,
Die Kränze welken, die man dir gewunden,

Und bald verklingen alle Schmeichellieder;
Der Tugend Gold nur wird als echt befunden —
Der Jugend Zauber kehret nimmer wieder.

An dem harmonischen Gefühle, das der edle tugendhafte, auf einen persönlichen sich bewußten Gott vertrauende Mensch, in seinem Geiste trägt, an diesem Gefühle gehen Schoppenhauer, Hartmann, Darwin und die Consorten der modernen Desperationsphilosophie insgesammt vorüber; höchstens sucht sich die negative Philosophie mit dem Gedanken zu trösten, daß Tugend und die ihr nachfolgende Ruhe im Gewissen durch Erziehung und falschen (auf falschen Prämissen beruhenden) Unterricht anerworben seien; die Religion ist ihnen eine Art vererbliche Krankheit, die modernen Culturjuden und die Anhänger derselben gehen in ihrer mehr und mehr anschwellenden Frechheit noch weiter, sie bezeichnen geradewegs das Christenthum als das Verderben der menschlichen Gesellschaft.

Das letzte Sandkorn.

Eine Betrachtung am 70. Geburtstage.

Ich hab' keinen Wagen und hab' keine Pferde
Und bin nie gesessen am eigenen Herde,
Und hab' nie gegessen aus eigener Küche
Und war nie versessen auf eigene Sprüche.

Vor mir durfte niemals wer zittern und beben,
Es war mir als Herren nie Jemand ergeben,
Ich konnte verleihen nicht Güter und Gnaden —
Ich habe nie Gäste zur Tafel geladen.

Doch hab' ich auch nie mir verrenkt meinen Rücken
Durch gnadenbegehrendes tiefes Verbücken,
Ich suchte gerade durch's Leben zu schreiten
Und spielte nie doppelt auf zweierlei Seiten.

Ich hab' nie befaßt mich mit Ränken und Tücken
Und nie meine Gegner verwundet im Rücken,
Ich habe nie Jemand mit Schlingen gefangen
Und bin Jedem offen entgegen gegangen.

Man hat mich auch niemals mit Gütern beladen,
Mich nie überhäuft aus dem Füllhorn der Gnaden; —
Traktirte der Hochmuth mich öfter von oben,
So hat mich das nie aus dem Sattel gehoben;

Ich gab es ja auch wieder Manchem zu kosten,
Daß er etwas zu dürftig sei für seinen Posten,
Daß sich sein Werth dann hoch hinauf schnelle,
Liegt in den zwei Schalen: der Werth und die Stelle.

Ich habe auch nie fromme Phrasen gedrechselt
Und niemals das Kriechen mit Demuth verwechselt
Und niemals den Himmel als Vorwand genommen,
Damit ich zu Gütern der Erde gekommen;

Das kann ich mir in meinen herbstlichen Tagen
Vom Herzen zu meiner Beruhigung sagen —
Denn das, was der Mensch hier suchet und findet,
Ist doch nur ein Rauch, der kommt und verschwindet.

Geht über das Diesseits dein Sinnen und Trachten,
Dann kannst du die Güter der Erde verachten;
Nur was du erstrebst mit Gewissen in Ehren
Wird über die irdische Wanderschaft währen.

Wir sehen die Tage des Lebens verrinnen
Wie Sandkörner in einem Stundenglas drinnen,
Sie senken sich nieder bis das letzte fällt leise,
Ein Sandkorn wird Markstein der irdischen Reise.

Lobpreis den Lebendigen — Schmähung den Todten.

Die dir Lob reden, deinen Ohren zu Gehör und die dir Lob schreiben, deinen Augen zu Gesicht, sie thun keinen Mund mehr auf und rühren keine Feder mehr an, wenn du kalt geworden bist, und sie vertheidigen dich dann nicht mehr, wenn du geschmäht wirst, ja sie schmähen am Ende noch mit, um sich für den Zwang zu entschädigen, den sie sich auferlegen mußten, um dich zu loben; sie haben dich gelobt im Leben um ihretwillen und sie schmähen dich im Tod um deinetwillen, ihr Lob war Lüge, die vom Munde kam, ihr Schmähen Wahrheit, das vom Herzen kommt!

Die Selbstlober, indem sie das Lob herausfordern.

Willst du sein ein Tugendstreber,
Ein nach Gottes Willen-Leber,
Sei nicht ein Sich-Selbsterheber,
Sonst bist du ein Augendreher
Und ein wahrer Pharisäer
Und kommst nicht dem Himmel näher.

Ueber diese Qualität von Frommen sagt die heil. Theresia: »Gott bewahre uns vor der Verfolgung von Seite der Frommen.« (Siehe Krebs: Leben von Johann Baptist La Salle. Regensburg, Manz 1859. Seite 121).

Das christliche Volk und die Großwucherer.

Die sociale Frage in einer Vierzeile.

Sie wollen wie die Lilien des Feldes sein;
Arbeiten nichts — nur duften allein
Schinden und plagen — das sollen uns wir!
Sind wir denn eure Knechte allhier?

Wenn dich Gauner schmähen.

Halten dich Gauner für ihresgleichen,
Lasse nur lärmen den Chor der Emeute —
Wolltest du ihnen das Paroli reichen —
Du müßtest sie halten für ehrliche Leute.

Die Kindheit.

Die Kindheit ist ein Spiegel, wir seh'n so gern hinein;
Die Kindheit ist ein Becher voll jungem süßen Wein,
Das Kind der frohe Zecher, der lustig trinkt daraus,
Die tolle, lustige Schänke — ist uns das Vaterhaus.

Ein reicher Blumengarten dünkt mir das Kinderherz,
Aus tausend offenen Blüthen schaut es nur himmelwärts;
Ein jedes Wort der Liebe ist ihm ein Morgenthau,
Ein jedes Wort des Hasses ein Nordwind, scharf und rauh.

Schon längst ist sie verdorret, die Blüthe zart und hold,
Schon längst ist er zerbrochen, der Becher aus klarem Gold
Und Blumen und Becher liegen zu dürrem Staub verbrannt
In einem Aschenkrüglein, vergessen und unbekannt!

Wissen und Gewissen.

Es sind Wissen und Gewissen
Die Factoren des Gerichts,
Hoffe von dem Richter nichts,
Der die beiden wird vermissen.

Ein Richter, der entweder durch Geld bestochen, oder durch Furcht vor den mächtigen Betrugsgenossen der Angeklagten oder auch der frechen Kläger ein ungerechtes Urtheil ausspricht, ist eine klägliche, nicht beneidenswerthe Erscheinung. Er sucht das Gefühl der eigenen Niedertracht durch Frechheit zu decken.

Der Dichter Gustav Pfarrius.

Ein Gustav Pfarrius, Dichter, schließt (1855) ein Gedicht über christliche Kunst mit folgenden Reimen:

Den Wink, trotz Sectenhaß und »-Gunst«
Mag das verweg'ne Wort dir geben
Es trat die Kirche durch die Kunst
Die Kunst nicht durch die Kirch' in's Leben.

Darauf entgegnete ich ohne »Verwegenheit« Folgendes:

O Pfarrius, so blauer Dunst,
Wie du ihn machst, ist nie gewesen,
Und solch ein Poesiegespunst,
Wie du es spinnst, war nie gelesen,
Du bist der Mann verweg'ner Kunst,
Der Mann, erfüllt vom blauen Dunst.

»Es trat die Kirche durch die Kunst
Die Kunst nicht durch die Kirch' in's Leben«

Das lautet gerade so wie:

Es tritt die Mutter durch das Kind
Und nicht das Kind durch die Mutter in's Leben.

Wie sah es in den ersten vier Jahrhunderten, als die Kirche durch das Blut ihrer Martyrer schon in der Welt verbreitet war, mit der christlichen Kunst aus? Ist sie nicht in den Katakomben in der Wiege gelegen? Ist sie nicht erst durch die Giottoschule zur höchsten Blüthe gekommen?

Ein Blödsinn mit Emphase ausgesprochen,
Hat niemals eine neue Bahn gebrochen.
Herr Pfarrius schwätzt, wie eine alte Base,
Nur Unverstand mit Phrase und Emphase.
Sie können Nichts und lernen Nichts auf Erden
Und wollen billig große Dichter werden.

Der Größenwahn eines Dichters.

Im Jahre 1855 veröffentlichte ich in der »Kirchenzeitung« einige Artikel über den maßlosen Eigendünkel und Hochmuth des Grafen Platen unter dem Titel :»Die Hohlheit einer deutschen Größe.« Im 52. Sonnette an Winkelmann sagt Platen:

»Zwar möchten gern gewisse schwarze Röcke
Den Geist verwickeln, der sich will befreien,
Wo nicht — uns stellen in die Zahl der Böcke.«

»Doch laßt nur ab, die Heiden zu beschreien,
Wer Seelen hauchen kann in Marmorblöcke,
Der ist erhaben über Litaneien.«

Das ist geradewegs albern. Auch Michel Angelo und andere große Bildhauer sind Christen gewesen, die Kunst, den Marmor zu beleben, ist somit kein Attribut des Heidenthums. Ich machte nun auf verschiedene aufgeblasene Stellen Platen's Echos. Auf obige Folgendes:

Sie thun dir sicher nichts, die schwarzen Röcke,
Dein Wikelwakelgeist mag sich befreien,
Sich schwingen über alle Stein' und Stöcke.

Wer wird die Heiden deshalb auch beschreien,
Weil sie zum Fleisch geschaffen Marmorblöcke,
Das hat zu schaffen nichts — mit Litaneien.

Oefter schraubt sich Platen in seiner Einbildung so sehr hinauf, daß er sich der schmeichelhaften Hoffnung hingibt, die Germanen werden nach Italien wallfahrten und ihn bitten, er solle doch Deutschland mit seiner Gegenwart beehren, aber er (Platen) ist zu diesem versöhnlichen Schritte dann nicht mehr zu bringen. So sagt er im 86. Sonett:

»Wenn einst der Unfug dieser Lügengeister
Jedwedes Maß phantastisch überschritten
Dann werdet ihr, wiewohl zu spät, mich bitten,
Und rufen dann die Kunst und ihren Meister.«

»O würde Jener wieder uns gesendet,
Der uns den Pfad des Echten wollte zeigen;
Doch seine Seele hat sich abgewendet.«

»Nie wird er mehr die Alpen übersteigen
Und sein Geschäft ist unter uns vollendet,
Ja meine ganze Rache sei das Schweigen.«

Echo darauf:

Welch' Heil, wenn du uns würdest neu gesendet,
Denn, tödtlich ist uns deines Grimmes Schweigen,
Der du für Deutschland so viel Kraft verwendet.

Jetzt tönen transalpinisch deine Geigen,
An uns hast du der Rache Grimm verschwendet,
Willst du uns ewig — deinen Rücken zeigen?

Der bescheidene Gedanke, daß ganz Deutschland, in der bittersten Reue darüber, daß es seinen gefeierten Dichter nicht zur Genüge desselben geehrt hat, feierlich zurückrufen wird, beschäftigt Platen öfter in seinen melancholischen Stunden. So sagt er einmal:

»Zwar als Verbannter schleich' ich jetzt allein umher,
Doch vom Exil abruft mich einst das deutsche Volk,
Schon jetzt erklingt im Ohre mir sein Reueton,
Schon zerrt es mich am Saume meines Kleid's zurück.«

Der arme Platen hatte für Humor durchaus keinen Sinn, sonst müßte ihm die komische Situation, in welche er sich selbst in dem von ihm gemalten Ehrenbilde hineinversetzt hat, vor Augen geschwebt haben. Das deutsche Volk ergreift in tiefer Reue einen Frackschößel des Dichters und »versucht ihn nach Deutschland zu zerren«, er aber sagt entrüstet »nein, Ihr seid meiner nicht werth« und sträubt sich dem deutschen Volke gegenüber. Das deutsche Volk hält den abgerissenen Frackschoß in Händen, schifft sich auf der deutschen Flotte in Syracus ein, kehrt jammernd über den mißlungenen Einfangungsversuch zurück. Allgemeines Wehklagen!!

In seinem letzten Sonett macht sich Platen seine Grabschrift und schließt:

»Gesänge formt' ich aus verschiedenen Stoffen,
Lustspiele sind, und Märchen mir gelungen,
In einem Styl, den keiner übertroffen!«

»Der ich der Ode zweiten Preis errungen
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen!«

Echo zu Platen's Versen:

Gesänge formt' ich aus verschied'nen Stoffen,
Vermischte Waare habe ich gesungen.
Durch meinen Styl steht euch der Himmel offen.

Ich hab' den Kranz der Oedigkeit errungen,
Wer hat an Eitelkeit mich übertroffen?
Zum Sterben fad — hab' ich manch' Lied gesungen!

Sollten manche schwachköpfige Begeisterlinge für deutsche Poesie im Allgemeinen es eine Blasphemie schelten, wenn man sich mit Liedern

Platen's eine parodirende Drehung erlaubt, so muß man auch wissen, daß Platen in seiner blindheidnischen Begeisterung die Martyrer in Roms Katakomben »fanatischen Moder« nennt.

Einen derartig verrückten Einfall hat noch kein anderer aus der modernen Heidenzucht hervorgegangener Dichter ausgesprochen!

Wenn die in Folge ihres offenen Bekenntnisses hingeschlachteten Christen »fanatischer Moder« genannt werden, so wären die heidnischen Würger und Henker sehr lobenswerthe, nachahmungswürdige Aufgeklärte und Liberale, die nur eine glorreiche That ausführten, als sie sich dieser christlichen Fanatiker, die mit ihrem Blut für ihre Ueberzeugung eingestanden sind, zu entledigen suchten.

So weit — auf der Dichtkunst Schwingen,
Kann es nur der Blödsinn bringen;
Der im Hasse ungezügelt,
Alte Heiden überflügelt.

Es ist ganz folgerichtig, wenn der Geselle, der die Reliquien der Martyrer »fanatischen Moder« nennt, sich für die Venus derartig schwindelhaft begeistert, daß er diese Göttin mit Lobgedichten anwinselt, wie z. B.:

»Inbrünstige fromme Gebete
Dir, Cypria, send' ich empor,
Indem ich die Küsten betrete,
Die Haine, dir eigen zuvor.

Du lächelst noch immer dem Gruße,
Den Gläubigen innig und mild
Nie konnten die Götzen der Buße
Verdrängen dein liebliches Bild!«

Gebete und selbst Litaneien (wie Bembo) an die alten Heidengötter haben die Renaissancedichter des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in Menge fabricirt, aber die versuchten Fußtritte gegen die christlichen Heiligen bei Gelegenheit des erlogenen Heidencultus, das ist eine Erfindung moderner classischer Verrücktheit.*)

Wir bringen hier als Gegensatz die Schilderung der Cypria von einem Autor des achtzehnten Jahrhunderts, einem sehr gelehrten und achtbaren Protestanten, der sich als einer der ersten Kenner der alten Mythologie einen Ruhm erworben hat. Der alte Benjamin Hederich

*) Auch der geistbedürftige Edle von Bauernfeld hat in einem eigenen Gedicht die christlichen Blutzeugen zu einem Gegenstand seiner blöden Satyre gemacht. Er wird dafür in einer eigenen Schrift ein ihm geweihtes Gegengedicht und einen kleinen irdischen Lohn bekommen.

(Mythologisches Lexikon. Neue Auflage. Von Schwaben. Leipzig 1770 — Columne 2562) schildert in seiner treuherzigen unverblümten Weise die Venus:

»Cypria, ein gemeiner Beinamen der Venus, welchen sie von der Insel Cypern hat, entweder weil ihr in derselben der erste Tempel gebaut, oder sie auch daselbst geboren worden, oder weil sie in solcher Insel zuerst ihre Buhlschaften gehabt, auch die anderen Weiber zu dergleichen vermocht, damit sie nicht allein für eine H . . . möchte gehalten werden.«

Da haben wir nun schon bei Platen ein Stück jener Poesie, »die an Energie, Tiefe und Feuer alle bisherige übertreffen wird«, wie es der Prophet Feuerbach von der heidnischen Humanitätspoesie der Zukunft mit scharfem Seherblick vorausgesagt hat.

Ein Schüler Platen's.

Noch langweiliger und noch eitler als Platen ist Johannes Minckwitz, ein Platen-Schüler. Auch über diesen schrieb ich 1855 einige Bemerkungen nieder.

Im Jahre 1837 singt Minckwitz, der Sachse, an einen Mächtigen aus der Ferne:

»Eines selt'nen Gast's Erscheinen,
Eines selt'nen, rührt dich doch
Außer Lessing zeugte keinen
Dichter Sachsens Himmel noch.«

In denselben Gedichten von Minckwitz (Leipzig 1854) lobt Minckwitz Seite 59 sein Vorbild Platen:

»Ich war durch ihn erhoben,
Es war mein Cherubim,
Und was an mir zu loben,
Das dank' ich alles i h m.«

Nun ist aber Cherubim der Plural, der Singular heißt Cherub, so viel hätte der Uebersetzer griechischer Dichter aus jedem Fremdwörterbuch sich aus dem Hebräischen aneignen können. Somit hätte Minckwitz wenn auch nicht reimrichtig, doch sprachrichtig dichten sollen:

Ich war durch ihn erhoben,
Er war mein Cherub;
Ich muß den Meister loben,
Ich bin sein Lehrbub.

Er hätte ferner sagen sollen:

Nehmt mich in eure Mitte,
Ich bin im Bund der Dritte;
Mit Eigen-lob-gebimmel,
Steig ich zum Odenhimmel.

Weil Platen in seinem letzten Werke von sich selber rühmte, er habe der Ode zweiten Preis errungen, so findet es Minckwitz gerathen, sich an den Rockschoß Platen's anzuklammern und sich großmüthig den dritten Preis zu ertheilen.

»Schneewind, Regen und heißfallender Sonnenstrahl
Löscht nicht meines Gesanges ehernen Rythmenzwang,
Ich entrang dem erzürnten Zeitmeer
Der deutschen Ode dritten Preis.«

Das Zeitmeer war übrigens gar nicht erzürnt und blieb ganz ruhig, als Minckwitz sich den Odenkranz Nr. 3 auf die Stirne drückte. Ein Freund, der einmal das poetische Genie Minckwitz' nicht hoch genug geschätzt haben mochte, wird vom Dichter angeodet wie folgt:

»Nur nicht vergiß das Eine, vergiß es nicht,
Nicht fleußt die Ader, die ich verspüre, schwach!« (O Minckwitz!)

Es ist aber leider keine Witz-, sondern nur eine Minckwitz-Ader;
Minckwitz, der diese Ader fließen läßt, ist sein eigener Bader,
Und wenn schon Platen fad ist, so ist Minckwitz nur noch fader.

Das Selbstbelorbeern, Selbstbekrönen, Selbstbediademisiren, sich Selberbestreuen mit zu Spänen geraspeltem Süßholz, dieses Sichselbstbetäuben mit dem zu eigener Ehre um sich geschwungenen Rauchfaß, diese Parfümfabrikation für die eigene Nase, diese kühne Herausforderung an die Leser: sie mögen im Chore die von dem Dichter angestimmte Lobeshymne mitsingen, das sind doch durchwegs ausgesprochene Symptome eines acut auftretenden Größenwahns, dem der Sinn für das Komische, für eine heitere Lebensanschauung schon völlig flöten gegangen ist.

Was ist des Größenwahnes Diagnose?
Es tauchet sich ein deutscher Dichterpinsel
In einen Topf von griechischem Odengerinsel
Und malt sich dann die eig'ne Apotheose!

Die Nothwehr.

Ich wandelte viele Jahre — an Sümpfen mancherlei,
Und bin gewohnt zu hören — das Unken- und Froschgeschrei.

Vorbei an Schweinekoben — ging ich auch dann und wann,
Da fing es aus hundert Rüsseln — zu grunzen und brummen an.

Es grüßten aus Menagerien — mich Löw' und Wolf und Bär,
Das blieb nicht unerwidert, — Ich dankte ihnen sehr.

Und Geier mit krummen Schnäbeln — und anderes Raubgethier,
Die schlugen mit ihren Krallen — auch manches Mal nach mir.

Wer ist den schon entgangen — in diesem Jammerthal,
Blutigeln, Mücken, Wanzen — und anderer Lebensqual.

Mich haben sie gepeinigt — wahrhaftig mehr als Recht,
Und ich soll dazu still sein, — das wäre gar nicht schlecht.

Ich sollte mich nicht wehren — mit Stock und Stein und Pfeil,
Gehört auf grobe Klötze — Doch auch ein grober Keil.

Ich sollte mich nicht wehren — wie es die Noth gebeut,
Wer hat nicht Wanzenpulver — Bisweilen aufgestreut?

Wenn deine Hand nicht führet — einen gold'nen Marschallstab,
Nur eine Fliegenklappe — Geh' damit auf und ab.

Wer droht nicht mit dem Stecken — dem Kläffer, wenn er bellt,
Wer hat noch Mäusen und Ratten — nicht Fallen aufgestellt?

Wer kennet nicht die Eisen — bestimmt zum Marderfang,
Für Diebe, welche schleichen — den Hühnerhof entlang?

Niemand wird gern bestohlen, — Niemand wird gern beraubt;
Ein Jeder ruft unverhohlen: — die Nothwehr ist erlaubt!

Man sollte darum gründen, — es dürfte nicht übel sein,
Im Angesicht dieser Thierwelt — einen Menschenschutz-Verein.

Da werden die Thiere schreien: — das sei keine Toleranz,
Sie haben uns halb gefressen — Und wollen uns fressen ganz.

Ein Wanzen-Epos.

Es ist ein Hausherr irgendwo,
Der weiß sich nicht zu retten,
Er ruft verzweifelt: Mordhalloh!
Voll Wanzen sind alle Betten!

Und keine Ruh' bei Tag und Nacht,
In einemfort wird gebissen,
Man wird um die ganze Ruh' gebracht,
Die Wanzen haben kein Gewissen.

Das Ungeziefer mehret sich
Auf schauderhafte Weise,
Sie saugen Blut ganz fürchterlich
Und bleiben dabei ganz leise.

Denn eines verstehen sie perfect,
Wir meinen das Bestechen,
So daß sie sicher und versteckt,
Am Blute können zechen.

Das heißt: der Rüssel bohrt sich ein
Dort, wo er Blut will saugen,
Es strahlt dabei ein Freudenschein
Aus des Insectes Augen.

Dann duften sie auch gar so sehr,
Das ganze Haus ist verpestet
Und dieser Duft wächst mehr und mehr,
Je mehr sie sich gemästet.

Auf einmal hört man ein Geschrei,
Ein wahres Mord und Zeter;
Man fragt, was zu beginnen sei
Gegen diese Attentäter.

Es wurde beschlossen, human zu sein
Und sie zu vertilgen mit Nichten,
Sie nur in ein Zimmer zu sperren ein,
Und sie d'rin zu bleiben — verpflichten.

Zu stellen hinein ein großes Bett
Mit vielen Spalten und Rissen,
D'rin sollen sie wohnen ganz honett
Und das Leben in Ruhe genießen.

Und bilden darin einen eigenen Staat,
Deſſ' Grenzen darf Niemand verletzen.
Import von Wanzenpulver ſoll ſein
Verpönt nach ſtrengen Geſetzen.

Sie mögen das Blut in ihrem Bereich
Sich gegenſeitig beſaugen,
Und den Beweis auch liefern zugleich,
Was ſie untereinander taugen.

Für das politiſche Bedürfniß darin
Dient ihnen ein Käſtchen als Kammer,
Ablagern dürfen ſie nach ihrem Sinn
Dort allen politiſchen Jammer.

Loslaſſen Reden — Amendements,
Eine kleine Tribüne beſteigen,
Schimpfen darin über Gott und Welt,
Oder auch — ihnen Beifall bezeugen.

Krakehlen für dies und krakehlen für das,
Oft auch gegen baare Bezahlung;
Doch wird dieſe werden vertuſcht ſogleich
Durch Unabhängigkeitsprahlung!

Doch wären die meiſten hängig fürwahr
Belohnte die Welt nach Verdienſten,
Drum ſchreit gegen die Todesſtrafe die Schaar
Mit all' ihren Redekünſten.

Es wird das Wanzenpulver genannt
Die Schmach von unſer'm Jahrhundert;
Warum iſt es nicht ſchon längſt verbannt:
So ſchrei'n die Inſecten verwundert.

Ein Kunſtgriff wird immer gehandhabt ſehr
Von allen Rednern der Wanzen,
Es müſſen Tag für Tag halten her
Alle möglichen Toleranzen.

Es werden nur jene Thiere gelobt,
Die ſich beißen laſſen und ſchweigen
Und mit ihren Pfoten durch Kratzen nicht
Ihre große Unluſt bezeugen.

Man hat die Wanzen nun alle ſofort
In die große Stube getrieben,
In aller Freiheit ſollen ſie dort
Die Selbſtbeherrſchung üben.

Sie sollen sich wählen ein Oberhaupt,
Sich selber Gesetze machen
Und schalten und walten wie's ihnen gefällt
Und sich gegenseitig bewachen.

Handwerk und Kunst und auch Industrie
Soll jede nach Lust betreiben,
Und findet sich hie und da ein Genie,
Das soll die Zeitungen schreiben.

Sie sollen an ihrer Börse sich selbst
Einander nach Lust betakeln,
Und über die ganze Wanzenheit
Nur Lob und Preis orakeln.

Sie sollen sich dort betrügen selbst
Mit ihren schlauen Bank'rotten,
Und auch ein tapferes Kriegesheer
Aus sich selber zusammenrotten.

Sie mögen sich Alles in Allem sein,
Ein Staat — den Thieren zur Lehre,
Wie sie Politik und Verwaltung versteh'n
Und auch das Kriegführen gar sehre.

Gewiß, ein jegliches Thiergeschlecht
Wär' d'rüber erfreut gewesen
Und hätte wie einen Freiheitsbrief,
Ein solches Patent gelesen.

Das Wanzenvolk aber mußte man
Mit Gewalt in die Stube treiben
Es wollte durchaus als Parasit
Unter anderen Völkern bleiben.

Und als es in seiner Stube war,
Was that es? statt sich zu erfreuen,
Es fing entsetzlich zu lärmen an
Und Zeter und Mordio zu schreien.

Es machte eine Bittschrift sogleich,
Sie an den Hausherrn zu schicken,
Der es gewagt: ein freies Volk
So schändlich zu unterdrücken.

Es rufen sogleich um Polizei
Die unverschämten Stecher,
Und wer ein Wanzenpulver verkauft,
Den heißen sie — einen Verbrecher.

Nach Arÿ-Schäffer gibt es jetzt
Zwölfhundert Wanzenarten
Und was aus der Wanzenfrage entsteht,
Das ist eben abzuwarten.

Ein aufgeklärter Bürgermeister.

Im Jänner 1851 machte sich der Bürgermeister sammt Gemeinderath in Linz durch antikirchliche Bestrebungen bemerkbar, und buhlte um das Lob liberaler Blätter. Ich schrieb unter Anderem über die Linzer »Gemeindezeitung«, welche die Räthe beloben mußte.

»So beugen überall sich vor'm Bürgermeister
Die Schreiberknechte, denn er ist ihr König,
Das Rathhäuslein ist ihre Welt; sie singen
Das Lied von Jenem, dessen Brod sie essen.
Ihr Sclavenwerk ist es: die hohen Räthe
Zum blauen Himmel hoch empor zu heben,
Zu Göttern des Olympes sie zu machen
Und Seine Gnaden den Herrn Bürgermeister
Als Staubgebornen zu verjupitern.«

Nachdem derselbige Bürgermeister sich in den Augen seiner Gemeinderäthe durch sein Auftreten gegen Missionspredigten, die er als Förderungsmittel von Fanatismus hintanzuhalten sich bestrebte, sehr große Verdienste erworben, ließ er sich selbst porträtiren und sein Porträt im Rathsaale aufhängen. Ueber diesen Umstand schrieb ich unter Anderem in der »Kirchenzeitung« (Nr. 6. 1851) Folgendes:

Die Nachwelt wird ihn segnend einst belohnen,
Er kämpfte wüthend gegen Missionen,
Mit ihm Schalk, Seyrl, Drouot und Ignaz Mayer, *)
Zum Wohl von Linz als Feu'r- und Flammenspeier.
Was sie für Linz gethan, wer kann es schreiben?
D'rum soll es lieber ganz verschwiegen bleiben.
Hängt neben ihn (im Bild) die tapferen Ritter,
Zieht über jeden auch ein Fliegengitter,
Auf daß sie ohne Fehl und ohne Makel
Die Nachwelt sieht, als himmlisches Orakel.
Hat er für Linz auch nicht dahin sein Leben,
So hat er sein Porträt doch hergegeben,
Zur »angenehmen Rückerinnerung« an die Jahre,
Wo er in Linz der Bürgermeister ware.

---

*) Die Namen der vier Gemeinderäthe, welche gegen die Missionen wütheten.

Die »fremden Mönche« haßte er vom Herzen,
Sie brachten seiner Aufgeklärtheit Schmerzen,
Er war für Licht und Recht ein großer Streiter,
Ein einz'ger Mann, es kommt nach ihm kein Zweiter.

Cantate bei Gelegenheit einer Orgelprobe.

Im Gotteshaus erblüht ein Wald
Mit Bäumen hoch und mannigfalt,
Aus seinen Zweigen klingen Lieder,
Beim Morgenroth, beim Abendschein,
In tausend Stimmen hell und rein
Tönt es aus seinen Wipfeln nieder.

Chor.

Wir grüßen dich, du heil'ger Wald
Zu Gottes Lob und Preise,
In dir erklingt das Wanderlied
Zu uns'rer Lebensreise.
In deinen Tönen ahnt der Geist
Des Himmels Seligkeiten
Auf uns'rer bangen Pilgerschaft
Mög' uns dein Lied geleiten!

Recitativ und Arie.

Des Liedes Haus ist ein Palast
Auf Säulen hoch voll Silberglast
Aus glänzendem Metall gegossen,
Es ist den kühnen Bogen gleich,
Der Harmonien mächtig Reich
Auf diesen Säulen aufgesprossen.

Chor.

Du bist uns ein Palast des Herrn
Mit deinen Colonnaden,
Durch deiner Töne Macht sind wir
Zum Himmelsmahl geladen.
Die Harmonie und der Gesang
Sind des Palastes Hallen,
Es töne unser Lebenslied
Nach deinem Wohlgefallen.

Der Staatskanzler Fürst Metternich.

In: »Woher wohin« hat Schreiber dieses berichtet, wie er oft mit dem Fürsten Metternich verkehrt hat und in welchem Verhältnisse er zu demselben bis zum Jahre 1848 gestanden. Nachdem nun der Zeitraum gekommen ist, den Metternich selber für die Herausgabe seiner Memoiren bestimmt hat, meinen auch wir Mehreres über den Fürsten veröffentlichen zu können, weil die Zeit selber manche Rücksichten entfernte, die kurz nach dem Tode des Staatskanzlers noch ehrenhafterweise und in Beziehung auf verschiedene andere Persönlichkeiten zu beobachten waren.

Es ist eine Kriegslist der revolutionären Emeute gewesen, sich einen Sündenbock zu suchen, auf welchen alle Vergehen und Verstöße, welche sich die Regierung in Oesterreich vor dem Jahre 1848 zu Schulden kommen ließ, abgelagert werden konnten. Metternich mußte über Alles und Jedes zur Rechenschaft gezogen werden. Die Schandliteratur des Jahres 1848 weißt nach: wie jeder Schulknabe, jeder Handlungscommis, jeder nach Wien (in das Inundationsgebiet des Judenstromes von Polen her) geschwemmte Judenjunge sich an Metternich seine Spornen zu verdienen suchte. Er war zum größten Scheusale der ganzen regierenden Menschheit geworden.

Nun hatte sich aber die Bewegung gegen Metternich schon einige Jahre vor 1848 vorbereitet. Im Burgtheater wurde er in einem Lustspiele als der omnipotente Minister, dem das Regieren die größte Lust und Seligkeit ist, lächerlich gemacht, er wußte es und lächelte darüber. Er war gar zu sorglos und seinen vielen Gegnern gegenüber gar zu nobel und auf die Zustände zu vertrauensselig.

Baron Clemens Hügel, k. k. Hofrath und Director des Hof-, Haus- und Staatsarchives, früher Attaché bei der Gesandtschaft in Brasilien, dann Legationsrath in Madrid und Paris, war ein Intimus des Fürsten Metternich. Bei diesem Baron Hügel (er starb 1849) war nun ich wieder sehr wohl an; er schenkte mir das größte Vertrauen, er wußte, daß ich dasselbe nie mißbrauchen, ihn nie compromittiren werde. Ich war von den Vorgängen im damaligen politischen Leben immer gut unterrichtet; auch die Kabalen, mit welchen sich die Minister selbst gegenseitig das Leben interessant zu machen suchten, waren mir nicht unbekannt. Hügel unterstützte auch Künstler, er gab ihnen Aufträge und suchte ihnen solche zu verschaffen. Wie freundschaftlich er mir gesinnt war, mag z. B. nur daraus hervorgehen, daß er dem damals berühmtesten Büstenmacher,

Bildhauer Högler, dann dem Bildhauer Schönfeld (der sich eben ohne Arbeit befand) den Auftrag gab, mein Bild in kleinen Büsten zu modelliren, welche dann auf seine Kosten in Bronze und Gyps ausgeführt wurden. Ein Herr, dem ein Bronze-Exemplar unter das Gesicht kam, sagte später bei einer Gelegenheit etwas bissig zu mir: »Sie müssen sicher zu viel Geld haben, weil Sie sich von Högler in Erz ausführen lassen!« — Ich erwiderte: »Sie wollen eigentlich sagen: nicht zu viel Geld, aber: zu wenig Verstand! Aber Sie irren sich in dem Einem und in dem Anderen; mir ist von meinem Verstande gerade noch so viel übrig geblieben, daß ich von meinem eigenen Gelde nichts auf meine Büsten verwende.« Im Jahre 1845, nachdem ich von Metternich schon früher verwendet wurde, über die Bewegungen in Deutschland allwöchentlich das Wesentlichste aus den eingelaufenen Gesandtschaftsberichten zusammenzustellen, es ihm zu überreichen, und dann seine Fragen über Details zu beantworten, hatte er beschlossen, mich als eine Art Secretär in seiner unmittelbaren Nähe anzustellen. Bischof Lonovics von Csanad, welcher von Seite der österreichischen Regierung früher nach Rom geschickt war, um wegen eines Uebereinkommens in Bezug der gemischten Ehen zu unterhandeln, stand mit dem Staatskanzler auf dem besten Fuße. Lonovics hielt sich längere Zeit in Wien auf und hatte seine Wohnung im Franciscanerkloster; er zeigte sich mir gegenüber immer sehr wohlwollend und berichtete mir öfter mit Freuden, wenn er mit dem Fürsten über mich gesprochen und günstige Aeußerungen über mich vernommen hatte.

Da kam Lonovics eines Abends in meine Wohnung angefahren und sagte: »Nun ich gratulire Ihnen herzlich, mein Lieber, der Fürst gibt Ihnen eine fixe Anstellung, und zwar nächster Tage, er hat es mir heute mitgetheilt und ich beeile mich, Ihnen die gute Nachricht zu überbringen.«

Ich entgegnete dem Bischof (der auch k. k. Geheimrath war): »Euer Excellenz, ich muß Ihnen für Dero freundliche Mittheilung, die Sie mir selber überbringen, sehr dankbar sein, ich zweifle auch keineswegs an dem Wohlwollen und dem guten Willen des Fürsten, aber meine bisher in der Staatskanzlei gemachten Erfahrungen gehen dahin, nur das für echt zu halten, was man schwarz auf weiß in der Tasche hat; meine Gegner haben mehr Macht als der Fürst, und es gibt manche, die es peinigt, daß er meiner bisweilen in günstiger Weise erwähnt. Das frühzeitige Lob aus seinem Munde hat mir sicher schon mehr geschadet als genützt.« Lonovics war anfangs über das von mir geäußerte Mißtrauen über seine fixe Gratulation zu meiner fixen Anstellung fast beleidigt, aber schon nach ein paar Wochen gab er mir zu, daß ich über die Macht des Fürsten

in seinem eigenen Kreise einen praktischen Blick mir erworben. So zog es sich hin bis Ende 1847, ich bekam immerfort verschiedene Arbeiten aufgetragen, es wurde mir vom Fürsten öfter befohlen, von diesem oder jenem Herrn mir über dies oder jenes Elaborat Daten zu holen, Erkundigungen einzuziehen, Urtheile zu vernehmen. Gerade diese Aufträge waren mir aus begreiflichen Ursachen nicht lieb.

Einmal sagte er mir betreffs einer aufgetragenen Arbeit: »Gehen Sie gleich zu dem Herrn X, der ist in dieser Angelegenheit unterrichtet, er soll Ihnen mittheilen, was er weiß.«

Nun wußte der Fürst selber, daß mir gerade dieser Herr nicht hold war, weil er sich in den Kopf gesetzt, in jenem Fache, in dem nun auch ich bisweilen Aufträge bekam, habe er das Monopol; da sei ich als Eindringling zu betrachten; daß nun dieser mit seinen Mittheilungen und Rathschlägen meiner Arbeit nicht förderlich sein werde, das konnte ich mir an den Fingern herzählen. Der Fürst selber hatte einige Zeit früher zu Baron Hügel bezugs der Stimmung dieses Herrn gegen mich gesagt: »Nun, ich weiß es schon, der X gehört zu jenen, die allein die Hand im Topfe haben wollen.«

Dies vorausgesendet, wird nun meine bescheidene Bitte an den Fürsten erklärlich machen, »ich wolle lieber allein arbeiten und mir die nöthigen thatsächlichen Behelfe zusammensuchen; ich möchte diesen Herrn nicht gerne belästigen.«

Der Staatskanzler war sonst nicht obstinat, er wußte in der nobelsten Weise Gegenvorstellungen zu würdigen, dieses Mal aber blieb er bei seinem Commando, obwohl er mich vollkommen verstanden hatte; er sagte: »Ach nein, gehen Sie jedenfalls hin zu ihm, fragen Sie ihn, und sagen Sie ihm nur, ich wolle es so und ich habe Sie zu ihm hingeschickt.«

Quid faciendum? Ich hatte mit dem Ueberbringen der Arbeit Zeit bis den nächsten Montag, und dachte mir, kommt Zeit kommt Rath. Zum X gehe ich einmal nicht hin und meines Auftrages muß ich mich aber doch entledigen. Im Laufe der Woche, dachte ich mir, werde ich ihn des Abends schon irgendwo in einer Gesellschaft treffen, und dann frage ich ihn so im Vorbeigehen. Ich traf ihn auch, wartete auf eine Gelegenheit, in welcher ich mit ihm allein sprechen konnte und ersuchte ihn nach dem Auftrage um Mittheilung über die in Frage stehende Angelegenheit. Dieser Herr entgegnete mir mit einer auffallenden, nichts weniger als diplomatischen Gereiztheit: »Ja, darüber kann ich Ihnen gar nichts sagen.« Das klang wie eine mir gemachte Kriegserklärung, darauf hin konnte ich nicht mehr

um Frieden betteln. Ich erwiderte: »Ich für meinen Theil hätte Sie mit dieser Frage nicht belästigt, ich habe es nur gethan, weil es mir der Fürst ausdrücklich aufgetragen hat.« Somit war die Unterredung zu Ende.

Wie ich durch Intercession der Fürstin Metternich von einem über mich verhängten unverzeihlichen preßpolizeilichen Pönfalle befreit worden bin, das findet sich im »Woher wohin« (zweite Auflage. Regensburg, Manz. 1866. 3. Band), Seite 41 bis 52) mitgetheilt.

Anfangs des Jahres 1847 zeigte mir nun Hügel eine Liste von hohen Bediensteten, auch altaristokratische Namen darunter, die ihm Jemand überbracht und als die zusammenhaltenden Gegner des Fürsten Metternich bezeichnet hatte. Hügel theilte dem Fürsten die ganze Angelegenheit mit, bezeichnete dieselbe auch zugleich als ernsthaft und meinte, daß dieselbe nicht in das Gebiet gewöhnlicher haßseliger aber ohnmächtiger Umtriebe zu verweisen sei. Der Fürst lächelte dennoch darüber, und sagte: er wolle die Sache auf sich beruhen lassen.

Einige Wochen vor Ausbruch der Revolution (1848) machte mir Hügel die intime Mittheilung: er sei vom Fürsten für einen Gesandtschaftsposten bestimmt, und er (Hügel) habe, als er mit dem Fürsten über diese Bestimmung gesprochen, mich als Attaché hiezu in Vorschlag gebracht. Der Fürst habe geantwortet: »Das ist ganz gut, mir ist es lieb, den Brunner einmal in eine fixe Anstellung unterbringen zu können.« Einen Posten ferne von Wien hätten auch jene Herren in der Staatskanzlei, die mir nicht hold waren, weniger bedenklich gefunden. Weil aber der Sprung vom Caplan in der Vorstadt auf eine wenn auch geringe Stelle der Diplomatie zu Bemerkungen hätte Veranlassung geben können, sollte ich früher als Durchgangsposten die eben leere Stelle eines k. k. Schloßcaplans in Schönbrunn erhalten.

Ich machte dafür im Auftrage des Baron Hügel mein Gesuch und reichte es durch das Consistorium beim betreffenden Hofamte ein. Einige Tage darnach schickte Metternich den Regierungsrath v. Pilat aus der Staatskanzlei zu dem damaligen Burgpfarrer Feigerle, bei dem ich im Jahre 1838 Pastoraltheologie hörte und der mir nicht besonders grün war. Pilat sagte dem Feigerle: »der Fürst Metternich wünsche, er solle mich als den ersten für diese Stelle in Vorschlag bringen.« Mochte sein, daß Feigerle schon früher von diesem Vorhaben unterrichtet war, er antwortete: »Er lasse Se. Durchlaucht um Entschuldigung bitten, er habe den Vorschlag schon gemacht und hinaufgegeben und jenen vorgeschlagen, der deutscher

Prediger in Rom war und dessen Gesuch vom Fürsten durch seine Unterschrift empfohlen ist.« Ihm entgegnete Pilat: »Es ist von je in der Staatskanzlei Sitte, daß die Gesuche von deutschen Predigern in Rom, die man quasi als Gesandtschaftscapläne betrachtet, eine ex offo-Befürwortung von der Staatskanzlei erhielten, der Fürst wünsche aber persönlich, daß diese Stelle dem Brunner verliehen werde.« Dem Burgpfarrer schien es nicht darum zu thun, daß der schon hinaufgegebene Vorschlag geändert werde, und das war für mich wieder ein wahres Glück, denn ich wäre dann auf diesem Posten zwischen zwei Stühlen auf der Erde gesessen; Hofbedienstete dürfen sich nach Statut nicht mit Publicistik beschäftigen. Metternich fiel und der Uebergangsposten wäre für mich ein permanenter geworden; er hat vielerlei Unannehmlichkeiten und seit Einem Jahrhundert sind fast alle Schloßcapläne daselbst selig gestorben; nur derjenige der sie damals bekam flüchtete sich nach kurzer Zeit auf eine Pfarre in der Diöcese St. Pölten.

Mit Schönbrunn war es nichts und durch den 13. März war es mit dem Attachéposten auch wieder nichts.

Jetzt nach 38 Jahren habe ich die Einsicht erlangt, daß diese beiden anfangs nicht günstig scheinenden Wendungen, mir gerade zuträglich gewesen sind.

Zur Diplomatie gehört zweierlei Schweigen. Das Eine davon hatte ich mir angeeignet. Baron Hügel gab mir einmal aus seiner reichen Erfahrung folgende Lehre: »Man darf nie Jemand blamiren oder in Verlegenheit bringen, von dem man irgend etwas unter dem Siegel der Verschwiegenheit in Erfahrung gebracht hat. Es ist da nicht genug, den Namen des Mittheilers nicht zu nennen, wenn man das Factum oder das Erzählte weiter erzählt, man darf auch dann das Mitgetheilte nicht weiter verbreiten, wenn der, dem man es weiter mittheilt, auch nur mit Grund vermuthen könnte, von wem man das Mitgetheilte erfahren hat. Durch ein ehrenhaftes und kluges Schweigen in derlei Angelegenheiten, bekommt man einen guten Ruf in seinem Lebenskreise und kann dann Vieles erfahren, wenn man sich erst das Vertrauen erworben hat. Schwäzer und Ausplauderer discreditiren sich und machen sich überall unmöglich. Jeder knöpft sich vor solchen Leuten bis an den Hals zu und erzählt ihnen nur das, von dem er wünscht, daß es mittelst Trompete verbreitet werde.«

Dieser Lehre bin ich stets treu geblieben, über Alles, was mir entweder unter offen verlangter, oder unter jener unter honetten Leuten

selbstverständlichen Discretion anvertraut worden, habe ich wie eine Mauer geschwiegen.

Einmal geschah es mir, daß in einer Gesellschaft Jemand, der sich den Ruf eines cursirenden Zeitungsblattes erworben, zu mir sagte: »Sie sind ja bekannt als Geheimnißkrämer.« Ich erwiderte: »das ist mir jedenfalls viel lieber, als wenn ich als Geheimnißauskrämer bekannt wäre!«

Nun habe ich aber im Schweigen: als im Zurückhalten meiner Ansicht und Meinung bei ausgekramten entgegengesetzten Ansichten und Meinungen mir nie die nöthige Virtuosität erworben. Wenn mir Jemand im Gespräche mit einer Unwahrheit, mit einem schlau verborgenen Hinterhalte, mit einer halben Wahrheit, die zumeist eine sehr arge Lüge ist (weil da die andere Hälfte der Wahrheit absichtlich und um zu täuschen verschwiegen wird) oder mit einem Unsinn entgegentrat, da habe ich meinen Gegenpart zumeist mit einer kurzen und auch wenn möglich scharfen Gegenrede abzuthun, und nach Umständen sein Spinnengewebe zu zerstören gesucht, ein Benehmen, das man nach gewöhnlicher Beurtheilung weder weltklug noch diplomatisch nennen kann.

Somit darf ich es nicht beklagen, daß die Laufbahn, welche mir geöffnet erschien, abgeschlossen worden ist, weil es von je meinem Wesen und meinen Angewöhnungen viel leichter und zuträglicher schien, für mein Auffassen und Urtheilen eine freie Bahn gewonnen zu haben, selbe zu erhalten und im Gegenreden oder Gegenschreiben nicht durch tausenderlei Rücksichten gebunden zu sein.

Als der 13. März 1848 hereinbrach, hatte man fast allgemein in den oberen Regionen — den Kopf verloren. Am meisten aber sicher dieselben hochgestellten Gegner Metternich's, welche sich der für sie sehr schmeichelhaften Ansicht hingaben, wenn Metternich nur einmal gestürzt ist, dann werden sie ans Brett kommen und ruhig am Brette bleiben. Wenn man von den Vorgängen vor dem 13. März unterrichtet war und die Vorgänge vom 13. März auf dem Platze vor dem hinteren Tracte des Landhauses (Minoritenplatz) selber mitangesehen hat, so mußte man zum Resultate kommen: Hier hat man nicht nur nichts gethan, um der aufkeimenden Revolution Meister zu werden, sondern man hat sogar im Gegentheile Alles gethan, um sie ausbrechen zu machen und ihre Lavafluthen in jenen Hohlweg hinein zu leiten, von welchem sie dann verheerend mit ihren Flammenzungen das ganze Reich überfluthen konnte.

Von der Polizei kann man nicht sagen, sie erwies sich als reine Null, sie war weniger, d. h. sie war weit unter Null. Ich war am 11. März 1848, Samstag 12 Uhr noch beim Fürsten Metternich und sah selbst den Polizeiminister Grafen Sedlnizky aus dem Audienzsaale desselben herauskommen. Der Fürst sprach mit ihm noch unter den mit grünem Tuch überzogenen Battants und Sedlnizky versicherte den Fürsten noch im Fortgehen: »Das ganze sei ein gemachter Lärm, und habe nichts zu bedeuten.« Es war offenbar, daß hier von der in Wien schon ziemlich aufgeregten Stimmung gesprochen wurde. Als ich gleich darauf mit dem Fürsten 20 Minuten lang sprach, fand ich ihn vollkommen ruhig, nicht im mindesten besorgt.

Welche bittere Erfahrungen hatte der Kanzler nach seinem Sturze durchzumachen! Auf seiner Flucht ließ er an verschiedene hohe Herren die Anfrage stellen: ob er auf einem der Landsitze derselben übernachten könne? Diese Herren wollten vielleicht das edle Werk der Gastfreundschaft in der Noth ausüben, ließen sich aber von ihrer Umgebung so viel Angst über ein so gewagtes Unternehmen (jetzt in dieser fürchterlichen Zeit den geächteten Flüchtling aufzunehmen) einreden, daß sie Metternich die Antwort geben ließen, sie seien leider nicht in der Lage, dem Verlangen Seiner Durchlaucht zu willfahren. Das war wohl einer der bittersten Becher, den Metternich gleich nach seinem Sturze zu leeren bekam. Der greise Staatskanzler hatte Gelegenheit genug, die Welt kennen zu lernen; jedenfalls war ihm aber durch seinen Sturz noch weitaus reichlichere Erfahrung dargeboten worden.

Daß, um sich vor der Macht der Revolte schön zu färben und zu erhalten, auch Leute Steine gegen Metternich warfen, die er begünstigt, die er zu Etwas gemacht, die ihm Einkommen, Ämter, Titel oder Adelsbrief zu verdanken hatten, mußte für die gefallene Größe am empfindlichsten gewesen sein.

Als er im Jahre 1851 von England wieder nach Wien gekommen, und sein von ihm selber in den Vierziger-Jahren erbautes Palais auf dem Rennwege bezogen hatte, machte mich ein Herr, der mit dem Fürsten öfters verkehrte, aufmerksam: Ich solle ihn besuchen. Er habe erfahren, wie gerade ich einer von den Wenigen gewesen, die seinen undankbaren schmachvollen Gegnern öffentlich entgegentraten; es wird ihm eine Freude machen, wenn ich zu ihm komme. Ich besuchte ihn nun einige Male bis zu seinem Todesjahre, wurde stets in einer überaus freundlichen, liebenswürdigen Weise empfangen, er sprach Vieles, behandelte aber seine Gegner

im Urtheile über dieselben immer mit einer noblen Ruhe und war so ferne von jeder Aufregung und Gereiztheit, daß man sagen kann: Diese Handlungsweise habe ihn erst recht als einen Gentleman durch und durch gezeichnet.

Die Anfänge der Geldherrschaft in Oesterreich und der berühmte Staatsmann Gentz.

Der Schreiber Dieses hat über obiges Thema im 62. Band der »Münchener historisch-politischen Blätter« historische Reminiscenzen gebracht, die er hier merklich erweitert wieder auffrischt, weil sie gerade in der Gegenwart ein wichtiges Moment zum Verständniß der modernen staatswirthschaftlichen Geldwirthschaft liefern können.

Varnhagen von Ense hat schon 1836 in der Schrift: »Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel«, Leipzig, Reichenbach, im zweiten Bande, Nr. XVII. S. 157—260 eine Abhandlung: »Friedrich von Gentz« publicirt.

Wir sind in der Lage jene Passagen aus Gentz's Leben, die seine Beziehungen zu einem »großen Haus« (nicht fürstlichen, sondern Geldhaus) enthalten, durch uns bekannte Thatsachen erläutern zu können. Wenn wir den längst todten Metternich gegen erlogene und unsinnige Beschuldigungen vertheidigen, so sind wir deshalb noch nicht gewillt, seine Umgebung, Rathgeber und Stylisten mit ihrem Thun und Lassen schönfärben zu wollen. Gentz hat so eigentlich den Beweis geliefert, wie Talent und Charakter nebeneinander sehr verschiedene Größen sein können.

Gentz war außerordentlich furchtsam; was aus den Beziehungen zu seinem höchst luxuriösen, ja sybaritischen Leben zu erklären sein mag.

S. 180. „Ihn erschreckte jedes laute, barsche Auftreten, jedes wilde, trotzige Aussehen, ein Schnurrbart schon war ihm unheimlich, ein finsterer, unwilliger Blick, den er nicht gleich deuten konnte, selbst bei seinen besten Freunden, machte ihn unruhig, ein schwarzes, düsteres Gesicht neben ihm mit starkem Schnurr- und Backenbarte konnte ihm eine ganze Mahlzeit verderben, seine scheuen Seitenblicke peinlichst beschäftigen. Als Kotzebue durch Sand erdolcht worden war, erhielt Gentz einen fürchterlichen Drohbrief, er sei der Ehre, durch den Dolch zu sterben, gar nicht werth, ihm sei Gift bestimmt und schon bereitet, denn verurtheilt sei er längst als Verräther, der die Einheit des Vaterlandes untergraben helfe. Der wohlfeile, und so

nach jenem Staatsereignisse gewiß frevelhafte Scherz machte auf Gentz entsetzlichen Eindruck, er sollte bei einem fremden Gesandten, einem bewährten Freunde zu Mittag speisen; er ließ absagen, wagte sich acht Tage lang gar nicht aus dem Hause und kaum zu essen; jeder Bissen, den er genoß, erregte ihm Schauder und Angst. Seine Empfindlichkeit machte ihn gar leicht zum Gegenstande von Mystificationen. Doch meist nur Freunde, die ihn liebten und würdigten, durften ein solches Spiel unternehmen, das dann fein und anmuthig blieb und eine heitere Wendung nahm."

Eine Mystification letzter Art, welche das Verhältniß Gentzens zur berühmten Tänzerin Fanny Elßler erklärt, lassen wir dem Berichte Varnhagen's nachfolgen. Varnhagen berichtet lang und breit über dieses Verhältniß und äußert sich darüber mit der allerentschiedensten Zufriedenheit, ja man könnte sagen mit aller Anerkennung des großen Glückes, (!) das dem Gentz in seinen alten Tagen geworden. Varnhagen berichtet S. 185:

„Aber seinem erfrischten Alter waren noch gewaltige Schickungen zugedacht, sein Wesen gleichsam neu gestärkt worden, um den Gipfel aller seiner Lebensbeziehungen noch zuletzt als höchstes Dasein in Glück und Unglück zu erfahren. Gentz hatte das seltene Glück, seine letzte Lebenszeit durch Liebe verherrlicht zu sehen, nicht durch eine gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anschließen, eine reizende Bethörung, sondern durch eine echte, volle, beglückende Leidenschaft. Mit seiner erneuten Gesundheit und seinem wiederbelebten Geiste war auch die ganze Kraft seines Herzens wiedergekehrt. Die Schönheit, die Anmuth und die Liebenswürdigkeit eines holden Geschöpfes hatten ihn zauberisch berührt und die erregte Flamme beleuchtete so glücklich seine eigene Liebenswürdigkeit, stellte so reich den unvertilgbaren Schatz seines Gemüthes hervor, daß die schönbegabte Jugend freudig den ganzen Werth des Geistes anerkannte und seine Liebe erwiderte. Solch ein Begegniß in seinem ganzen Umfange zu würdigen, seine Schickungsmacht zu empfinden, sein Glück auszusprechen, war niemand so fähig und berufen als Gentz, dessen vertrauliche, diesen Gegenstand behandelnde Briefe wohl eben so anzusehen und in gleicher Weise zu lesen und zu ehren*) sein dürften, wie Goethe's „römische Elegien", denn von solchem Inhalt emporgehoben, steht die Prosa in gleichem Range mit dem Gedichte."

Der alte Varnhagen und Rahel-Besitzer ist über die tolle Liebschaft dieses alten . . . (wie soll man sagen?) derartig vom Schwungrad der

*) Das auch noch!

Begeisterung erfaßt und herumgedreht worden, daß er selber in einer völligen Liebesbetäubung herumtaumelte und nahe daran war, den alten Gentz zum Tugendbold zu machen und selbigen in die Reihe der modernen Heiligen zu versetzen. Seine Leistungen in Prosa sollen mit den Leistungen Goethe's in Versen gleichen Rang behaupten. Sicher stehen hier nur, was den Mangel an sittlichem Gehalt anbelangt, beide Staatsmänner, Gentz und Varnhagen, auf dem gleichen Niveau.

Varnhagen fährt in seinem begeisterten Lobe über das schöne Verhältniß des alten Gentz zur sehr jungen Tänzerin fort, wie folgt:

»In diese Zeit fällt seine höchste Empfänglichkeit für die Poesie, seine Freude an alten und neueren Dichtern, seine wunderbare Neigung für den ihm scheinbar widerstreitendsten, für Heine. Sein Geist sieht über die Zufälligkeiten des Tages, über die Richtung, welche der Weltlauf (?) diesem Talente zugewiesen, erhaben hinweg und läßt Licht und Wärme des dichterischen Schaffens auch von sonst feindlicher Seite bei sich ein. Und wahrlich, vergebens hat man ihm den großartigen Sinn durch herabsetzende Bezeichnung zu mißdeuten, dem Dichter den ihm gewordenen Lobpreis zu verkümmern gesucht, es wird für Gentz immer ein günstiges Zeugniß sein, daß er Heine's Gedichte lieben konnte und für Heine ein edles Blatt seines Lorbeerzweiges bleiben, einem Geiste dieser Art gefallen zu haben.«

Varnhagen publicirte diese Lobsprüche über Heine 1836, also 20 Jahre vor Heine's Tode — Heine sollte dieselben lesen, sich über dieselben erfreuen und den Diplomaten in seinen Abhandlungen, Satyren und Zeitungsartikeln wenn schon nicht loben, doch mindestens ungeschoren lassen.

In dem Ministerium des Auswärtigen zu Wien gab es nun Herren, die über Gentz ganz andere Ansichten aussprachen; einer gab dem Gentz bezüglich seiner Liaison mit der jungen Tänzerin zu dem Beiwort »alter« jenen Titel, welchen Goethe mit Donnerstimme und in majestätischem Rhythmus aus der großherzoglichen Loge heraus einmal dem Hofmusikus Eulenstein während einer Probe an den Kopf geschleudert.*) Ein anderer Diplomat aus der Zeit Gentzens (Clemens Freiherr v. Hügel) erzählte uns, wie die Verbindung Gentzens mit der F. E. eingeleitet wurde, und zwar wie folgt.

Einige Herren des Ministeriums machten sich den Spaß, Briefe mit der Unterschrift besagter Tänzerin an Gentz zu schreiben, in welchen

*) Siehe unseren historischen Bericht über das Weimarer-Theater. „Hau- und Bausteine", 1. Bd.

Briefen dem alten Gantz eine förmliche Liebeserklärung gemacht wurde. Eitel, wie der alte Politicus war — dachte er an keine Mystification, sondern begab sich zur F. E., dankte inbrünstig für die ihm gemachte Erklärung und versprach, diese »Liebe« mit seinem ganzen Herzen zu erwidern. Die F. E. lachte zuerst herzlich, erklärte diese Briefe als durchaus gefälscht — aber die Bekanntschaft war angesponnen und wurde fortgesetzt.

Einmal wurde der alte Regierungsrath v. Pilat — jeder Zoll ein Ehrenmann — von Metternich mit einem Auftrage zu Gentz geschickt. Gentz kam in seinen Salon heraus, nahm den Auftrag in Empfang und wollte den Herrn v. Pilat bewegen, in seine inneren Gemächer zu kommen; es sei die Fanny bei ihm, und es dürfte ihn (Pilat) interessiren die persönliche Bekanntschaft derselben zu machen.

Pilat bedankte sich entschieden für diese Ehre. Gentz, etwas verletzt und in Verlegenheit über diese abschlägige Antwort, sagte zu Pilat, Ach, kommen sie doch nur herein, sie ist eine sehr gute Katholikin — sie ißt an Freitagen nur Fastenspeisen. Pilat bedankte sich wiederholt für die ihm zugedachte Ehre und ließ sich auch durch die Fastenspeisen nicht verlocken, der Einladung Gentzens zu folgen. Das hat dem Schreiber dieses der alte Pilat selbst erzählt.

Ueber die Religion (!) Gentzens berichtet Varnhagen (II, 191):

»In seiner religiösen Denkart stand unerschütterlich der Geist der Aufklärung und des Vernunftglaubens fest, der im achtzehnten Jahrhundert allgemein vorherrschte. Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und schlafferen Sinne, als die strenge Lehre Kant's, dem sein Geist beharrlich anhing, es vorschreibt, aber sein Gefühl blieb stets dem Menschlichen, dem Wohlthun und der Güte zugewendet, seine Nächsten zu erfreuen war ihm ein Bedürfniß, besonders liebte er herzlich seine beiden ihn überlebenden Schwestern, sandte ihnen Geschenke und schrieb ihnen oft. Er haßte Niemanden, und wer ihn zu hassen schien, den suchte er zu begütigen. Ungerechtigkeit und Härte auszuüben, war er nicht fähig, außer wenn Vergessen und Unterlassen, Leichtsinn und Zerstreuung zu solcher Wirkung übergingen. Bemerkenswerth ist, daß alle vielfachen Schulden, welche Gentz in Berlin zurückgelassen, nach und nach vollständig abgetragen wurden und schon im Jahre 1815 getilgt waren. Zur Berichtigung aber seiner seitdem in Wien wieder durch verschwenderische Sorglosigkeit weiter angehäuften Schulden, reichte seine Hinterlassenschaft nicht aus. Noch ist merkwürdig, daß Gentz, der wiederholt auch in Finanz-

sachen gearbeitet und alle neuen Entwürfe, sowie jede wichtige Nachricht immer früh wußte, auf Benützung des Börsespiels kaum Bedacht nahm. Er zog es vor, klare runde Summen aus freier Hand, ohne viel Rechnung und Ueberschlag zu empfangen, niemals zum Mehren und Anhäufen, sondern stets nur zum eiligen Verbrauch.«

Nachdem Varnhagen berichtet, wie ihm die »Freunde« eine »dauernde Erinnerung« widmeten, heißt es:

„Auch aus anderen Kreisen hallten ihm aufrichtige Klagen nach. Ihm hatte sich durch Vermittlung eines großen Geschäftshauses ein Briefwechsel mit einer hohen Person in Paris eröffnet, der zu dem vielen Seltenen und Wunderbaren gehörte, wodurch Gentz' Leben und Stellung immer als ganz einzig erscheinen mußten. Einer der Häupter jenes Geschäftshauses sagte nachher, als Gentz gestorben war, von ihm bedauernd: ‚Das war ein Freund, solchen bekomme ich nicht wieder! Er hat mich große Summen gekostet, man glaubt es nicht, wie große Summen, denn er schrieb nur auf einen Zettel, was er haben wollte, und bekam es gleich; aber seit er nicht mehr da ist, sehe ich erst, was uns fehlt, und drei Mal so viel möcht' ich geben, könnte ich ihn wieder in's Leben zurückrufen."

Diese Schilderung des Verkehres Gentzens mit dem »großen Geschäftshause« und dessen Haupt wirft auf die verzwickte Moral Gentzens und Varnhagen's eine helle Beleuchtung. Varnhagen findet aus diesem Verkehre der beiden Biedermänner, von denen der eine der Käufer, der andere der Verkäufer und beide Benützer der Staatsgeheimnisse waren, noch sogar ein Lob für den Verkäufer heraus! weil dieser auf die Benützung des Börsespieles keinen Bedacht nahm, sondern »es vorzog, klare, runde Summen aus freier Hand ohne viel Rechnung und Ueberschlag zu empfangen.«

Der Schreiber Dieses kann zur Beleuchtung dieser diplomatischen Berichte von Seite Varnhagen's einige historische Aufklärungen geben. Er hatte von 1843 bis 1848 vielfach Gelegenheit, im Verkehre mit Herren der Diplomatie über interessante Vorgänge in jenen Kreisen unterrichtet zu werden.

Daß Gentz nicht selber speculirt hat, wird ihm von Varnhagen als ein Tugendact, oder doch als ein Beweis für seine Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit angerechnet.

Gentz hätte ja auf der Börse nur durch Agenten speculiren können, welche nach »Geschäftsgebrauch« und Geschäftsausnützung das, was sie

aus den Aufträgen und Winken, die ihnen gegeben sind, wissen, wieder an andere große und kleine Häuser, die bezahlen können, verkaufen. Gentz wäre da in beständiger Gefahr gewesen, sich zu compromittiren, da er und seine Agenten nicht derartig die Fäden in Händen hatten, wie das besagte »Geschäftshaus«, und er hätte weitaus nicht jene sichere große Aushilfe bekommen, die ihm »in klaren und runden Summen« das große Haus auszahlte, so oft er nur Geld brauchte. Die Forderungen des Gentz gingen aber immer in die Tausende, mit dem Bettel von Hunderten wurde gar nie angefangen. »Er hat mich große Summen gekostet, man glaubt es nicht, wie große Summen,« das große Haus aber gewann durch die Winke Gentzens Millionen. »Drei Mal so viel möchte ich geben, könnte ich ihn ins Leben zurückrufen.«

Daß diese Millionen auf Kosten des Staates und auf Kosten der Actienbesitzer gewonnen wurden, das genirte weder Gentz in seiner Moral, noch den Varnhagen in Beurtheilung dieser Moral. »Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und schlafferen Sinne, als die strenge Lehre Kant's . . .«

Was die Declamation Varnhagen's im Genre der Vertheidiger in Strafsachen sagen will, möge sich der Leser selber enträthseln.

Varnhagen ruft II/179:

„Mit dem Vortheile der Sache, der er diente, glaubte er den seinen stets verbinden zu dürfen, und dies in einem Maaße, das er aus der ihn umgebenden Welt nicht klein nehmen konnte. Er ließ sich seine Dienste bezahlen und ungeheuer bezahlen, aber käuflich war er nicht (!) und gegen seine Pflicht hat er nie gehandelt. (!!) Er war so überzeugt von dem Egoismus der Anderen, daß er den seinen nur für eine Nothwehr, für eine Bedingung des Bestehens hielt und den Mangel dieser Waffe wohl gar beseufzte, (!) wo er sie an sonst wackeren Leuten zu sehr vermißte, denen er Theilnahme und Wohlwollen gewidmet hatte."

Es wird ersucht, dieses Lob Varnhagen's drei Mal zu lesen und neun Mal darüber nachzudenken! So unverschämt ist der eclatantesten Gaunerei eines Staatsbeamten noch kein Belobungsdecret ausgestellt worden.

O Varnhagen, o Varnhagen, der uns so was wagt zu sagen,
Wie kannst du den alten Recken, mit so großer Schmach bedecken?
Denn mit dieser Sittenlehre, kommen Gauner auch zur Ehre,
Und plausibel wird gemacht, mit ihr jede Niedertracht!

Wir wollen hier ein paar Begebenheiten, die uns im Ministerium vor 1848 von sehr glaubwürdigen Zeugen erzählt wurden, aus den »Historisch-politischen Blättern«, wo wir dieselben zuerst brachten, wiederholen.

Einmal war Gentz mit einigen anderen Diplomaten in das »große Geschäftshaus« zum Speisen geladen. Das »große Haus« zeigte in angestammter Prahlerei auf einem Tisch eine Schwinge voll Ducatenrollen her und sagte, ein Viertel Spaß und drei Viertel Ernst: »Wer sollte meinen, daß jede dieser Rollen tausend Ducaten enthält?« Darauf sagte Gentz im ernsthaften Spaß und spaßhaften Ernst: »Gut, das könnte man glauben und es bleiben lassen; ich werde mich aber zu Hause davon überzeugen,« ergriff dabei eine solche Rolle, ließ die Schwergewichtige mit Grazie in die Tasche gleiten und nahm dieselbe auch getreulich mit sich nach Hause. Das große Haus lächelte und mochte sich denken: »Was hat gemacht für eine Dummheit dieser Goy, zu zeigen, wie wir sind auf guten Fuß miteinander.« Das große Haus lächelte dann zum Spaß, was lag dem großen Hause an dieser lumpigen Ducatenrolle gegenüber einem Diplomaten, der ihm Tausende kostete, aber Millionen dafür in die Tasche spielte. Das Charakteristische bei diesem Vorgange liegt eben darin: daß Gentz aus seinem zarten Verhältnisse des Nehmens und Bekommens unter geladenen Gästen gar kein Hehl machte — sondern hiedurch gleichsam ein offenes Geständniß ablegte.

Diese Geschichte wurde uns 1847 von einem Herrn erzählt, mit dem Beisatze: Herr v. Pilat war auch Zeuge, der stand dabei; fragen Sie ihn nur, er wird es Ihnen bestätigen. Ich fragte dann nach dieser Weisung Herrn v. Pilat und er sagte lachend: »Ja, ja, das ist wahr, ich bin Augen- und Ohrenzeuge gewesen.«

Aus derselben Quelle haben wir folgenden Vorgang als eine Charakteristik des großen Hauses erfahren: Gentz schickte einmal zum großen Haus und verlangte, da er eben Gäste bekomme, ein prachtvoll gearbeitetes silbernes Tafelservice für zwölf Personen, sammt dem silbernen Tafelauffsatze dazu, zu leihen. Gentz mochte bei seinen vielseitigen Berufs- und Unberufsgeschäften lange Zeit auf die Zurücksendung vergessen haben. Gentz wurde endlich krank, seine Kräfte schwanden sichtbar. Die Tänzerin pflegte seiner. Das große Haus erkundigte sich in seinem Interesse um das Befinden des kostbaren Kranken. Eines schönen Morgens kommt ein Diener des großen Hauses mit einem Briefe, in welchem

Gentz gebeten wird, zurückzusenden an das große Haus das Silberservice sammt Aufsatz, indem das große Haus dasselbe kommenden Tages zu einem Diner benöthige. Gentz liest den Brief, gibt Befehl, das Silbergeschirr zurückzusenden und sinkt in sein Kissen zurück. Das war der Todesstreich für Gentz! Der Diplomat konnte es jetzt an den Fingern herzählen, daß seine Tage gezählt seien: das »große Haus« wollte, eingedenk der durch Gentz gewonnenen Millionen — noch das Service retten, was natürlich nur geschehen durfte, wenn man von Seite des großen Hauses die Ueberzeugung gewonnen hatte: Gentz sei ein verlorener Mann! Es war ein Fußtritt für den unbrauchbar gewordenen Zubringer, warum war er eben unbrauchbar geworden?

Varnhagen hat durch Herausgabe der Briefe Humboldt's den alten Humboldt, der des Königs von Preußen Brod aß, und vom Könige mit Geld und Ehren überhäuft wurde — während er über den König in Briefen schimpfte und sich über ihn lustig machte — gründlich verächtlich gemacht, moralisch ruinirt. Durch seine Auffassung sittlicher Verhältnisse hat sich aber Varnhagen auch selber ruinirt. Im II., 237—242, erzählt der 68jährige Gentz in einem Briefe der Rahel, Gemalin Varnhagen's, die ganze geil ausgemalte Liebesaffaire mit der Tänzerin — wie ein alter herabgekommener Faun. — Und Varnhagen läßt das faule, an seine Gemalin sehr treuherzig von dem alten Herrn geschriebene Zeug wörtlich drucken und übergibt es der Oeffentlichkeit! — In der That, die ganze Sippschaft hat, nach Varnhagen's eigenen Worten, das Sittengebot in einem »weitaus schlafferem Sinne« genommen, als die strenge Lehre Kant's.

In neuester Zeit stehen die Angelegenheiten durch den Liberalismus, dessen letztes Streben ist: die strenge Lehre Kant's zu befolgen, viel glänzender als damals, jetzt gibt es in den alleraufgeklärtesten Staaten Gentze und große und kleine Häuser, gar nicht zum zählen. Und die Finanzwirthschaft hat hie und da eine Spitze erreicht, auf welcher Alle, die oben stehen, vom Schwindel erfaßt werden, der ihnen ankündigt, daß der Zusammenfall und der Sturz nur eine Zeitfrage ist. Es waren in Oesterreich noch nicht die schlechtesten Zeiten für Regierung und Volk, als es nur Einen Gentz und nur Ein großes Haus gegeben.

Einige Werkzeuge zum Sturze Metternich's.

Was der Lustspielverfertiger Edler von Bauernfeld, in seinen reichhaltigen Schmähungen gegen die Kirche und das positive Christenthum überhaupt, an gerichtlich nachweisbarer Brutalität und mit abscheulichen Zoten illustrirter Gemeinheit verbrochen hat, das werden wir in einer eigenen Abhandlung über die Verdienste dieses Herrn nachzuweisen suchen. In dieser Abhandlung sollen nicht so sehr seine blasphemischen Gelüste beachtet, als seine Copirsucht, sein Mangel an originellen Gedanken, seine maßlose Arroganz mit einer bedauerlichen Unwissenheit im Bunde, aus seinen eigenen Aeußerungen dargestellt werden. Dann soll auch ein Brief des Anastasius Grün, den Bauernfeld mit einem Juden bewaffnet im Jahre 1849 dem Schreiber dieses hätte angeblich überbringen sollen und mit dieser Briefaffaire zugleich der Charakter Bauernfeld's in das wahre Licht gestellt werden. Der Edle von Bauernfeld wird mit gedruckten und geschriebenen Actenstücken zur Rechenschaft gezogen und ihm dann in seiner Nothlage nachgewiesen werden, daß die Komödie mit diesem Brief gänzlich mißlungen ist.

Grillparzer's Urtheil über Bauernfeld.

Was Grillparzer über das Talent und den Charakter dieses Herrn niedergeschrieben hat, das mag vorläufig als eine Art Ouverture dem historischen Drama vorausgehen, zu dessen Abfassung wir durch den Edlen von Bauernfeld gezwungen worden sind und in welchem Drama er als unglücklicher Held die Hauptrolle spielen muß. Ueber dessen politisches Auftreten fällt Grillparzer in den jüngst erschienenen Memoiren*) desselben ein Urtheil, welches nach seiner psychologischen Begründung und der Seelenruhe, mit welcher es ausgesprochen worden, die vollste Beachtung verdient.

»Während er noch mit sich selbst im Kampfe war, tauchte das sogenannte junge Deutschland auf. Nun war der Würfel geworfen. Alles sagen zu können, was Einem in den Mund kommt, an Ordnung und Folge nicht gebunden zu sein, das war Alles, was er verlangte und er gab sich von da an einem dissoluten Wesen hin, dessen Hintergrund doch immer neue Verzweiflung an sich selber bildete, wie einer sich dem Trunke ergibt, um dem Gedanken an das Zugrundegehen seines Hausstandes zu entfliehen. Um aber Alles zu sagen, was Einem in den Mund kommt, muß man es vor Allem auch sagen können und er war von da an der wüthenste unter den Gegnern der Censur. Ja, als in der Folge die politische Poesie in Deutschland an

*) Franz Grillparzer's Lebensgeschichte von Heinrich Laube. Stuttgart, Cotta 1884. S. 149.

die Tagesordnung kam und Bauernfeld merkte, daß die politischen Anspielungen dem Publicum die willkommensten waren, gerieth er aus der literarischen Agitation von selbst in die politische, ein Feld, das ihm bis dahin ganz fremd war. Ich glaube wenigstens nicht, daß er vor seinem 30. Jahre eine politische Zeitung überhaupt nur gelesen hat.«

»Dieser psychologisch bedingte Hergang blieb übrigens für Bauernfeld ein Geheimniß, denn er war vom Hause aus ein rechtschaffener Mensch und die Lust an der Unruhe jeder Art, die ihm angeboren ist, hat ihn wohl selbst über den Zusammenhang getäuscht.«

»Uebrigens ging ihm viel hin, was man Anderen sehr übel genommen hätte. Der allerhöchste Hof liebte nämlich, im Theater zu lachen*) und da ihm Bauernfeld dazu Gelegenheit gab, gefiel man sich darin, ihn für einen polternden Sprudelkopf zu halten, dessen Reden ohne Consequenz seien. Durch seinen Freund Baumann war Bauernfeld mit dem Minister Kollowrat in Verbindung gekommen, der in Opposition mit dem Fürsten Metternich den Liberalen spielte, und Bauernfeld's unzusammenhängende Ausbrüche mit Wohlgefallen anhörte, um so mehr, als dessen anfeindender Grimm sich besonders gegen seinen Vorgesetzten, den Finanzpräsidenten Baron Kübeck wendete, den Kollowrat gleichfalls haßte und kurzsichtig genug war, nur seinen persönlichen Feind verspottet zu glauben, wo Bauernfeld das ganze System, seine hohen Gönner mit eingeschlossen, im Auge hatte."

Wir finden in dieser Schilderung Grillparzer's den Beweis, wie geistbedürftig dieser Graf Kollowrat gewesen ist, und was von dem Edlen v. Bauernfeld'schen Charakter zu halten ist, der den Grafen Kollowrat über den Daumen drehte, was in Anbetracht der sehr dürftigen Anlagen Kollowrat's freilich keine große Kunst gewesen ist.

Grillparzer's fernere Schilderung:

»Weit entfernt sei es von mir hier Bauernfeld entschuldigen zu wollen, obgleich bei seiner Verbindung mit Kollowrat er vielleicht an den späteren Ereignissen mehr Antheil hatte, als ich weiß und vielleicht jemals Jemand erfahren wird. Er hat in vollkommener Unschuld gehandelt, nur von einer ihm angeborenen zappelnden Unruhe getrieben. So wie es ihm als Dichter an Erfindung fehlte, fehlte es ihm als Mensch im höheren Bereiche an Gedanken. Er hat immer nur

*) Grillparzer, den auch Laube einen „Raunzer" nennt, welcher jedem Ereignisse eine wehklagerische Seite abzugewinnen weiß, beklagt sich hier über den allerhöchsten Hof, daß dieser im Theater zu lachen liebte. Das klingt fast so, als ob der Tragöde sich über den Entgang des ihm schuldigen Thränentributs beklagen wollte.

mit Fremdem gerasselt. An den Modeworten zu zweifeln fiel ihm gar nicht ein, so wie es ihm nicht in den Sinn kam, daß aus den angezettelten Verwicklungen etwas Uebles entstehen könnte. Als das Uebel eintrat hat er sich allerdings auf eine grauenhafte Weise dagegen verhärtet, wie später vorkommen wird. Da war aber schon ein Grad körperlicher Verrücktheit eingetreten, die ihn unter so viel Aufregungen befiel und selbst heute noch nicht verlassen hat. Nicht zu leugnen ist übrigens, daß schon seit längerer Zeit seine liebenswürdige Gutmüthigkeit einer halb künstlichen Unverschämtheit Platz gemacht hatte, die mich allmälig immer mehr von ihm entfernte.«

»Ich muß wieder auf Bauernfeld zurückkommen, obwohl ich fühle, daß ich ihm dadurch mehr Bedeutung beilege als er hatte. Er glich eben dem Winde und den Vögeln, die den Samen von einer Insel zur anderen übertragen.*) So wie er in den höheren Regionen mit Graf Kollowrat, war er, nur auf eine unendlich innigere Art und seit der Jugendzeit mit Baron Doblhoff, dem Verfechter der niederösterreichischen Stände und ehemaligen Minister, in Verbindung. Er wohnte bei ihm und war sein Freund und Vertrauter. Doblhoff hat zwar wiederholt gegen mich seine Mißbilligung an Bauernfeld's Uebertreibungen zu erkennen gegeben, nichts destoweniger hatte dieser vielen Einfluß auf ihn — schon aus Achtung für Bauernfeld's damals bereits oberflächlich gewordenen gutmüthigen Charakter und für dessen unbestrittenes Talent.«**)

»Die Machinationen der Landstände waren bereits in vollem Gange, es sollten aber auch sonst die Gemüther präparirt werden. Man verfiel darauf, Abendgesellschaften beim Baron Doblhoff zu veranstalten, in denen politische, aber auch literarische Gegenstände besprochen werden sollten, in der ostensiblen Absicht, der wirklich gar zu insipiden Conversation eine bessere Richtung zu geben. Ich wurde auch dazu geladen und da die meisten Gäste meine näheren Bekannten waren, ging ich einige Male hin. Die Unterhaltung wollte aber in keinen rechten Gang kommen, aus dem einfachen Grunde, weil Niemand etwas Besonderes zu sagen wußte. Unter den Anwesenden die alle später politische Rollen gespielt haben, ist mir nur der ältere Baron Stifft aufgefallen, der gut sprach, weil er offenbar consequent dachte und Graf Thun, der heutige Cultusminister,« (d. h. in der Zeit, in welcher Grillparzer dies niederschrieb).

---

*) Es ist sehr bitter von Grillparzer: den Bauernfeld als einen vollkommen unzurechnungsfähigen Wind oder Vogel zu proclamiren.

**) Grillparzer hätte hier beisetzen sollen „wozu eigentlich?" nachdem er doch früher selbst sagt: Er (Bauernfeld) hat immer nur mit fremden (Gedanken) gerasselt.

Was Grillparzer über die Sturmvögel der Revolution zu berichten weiß und Heldenstücke von zwei Bahnbrechern des Liberalismus.

»Die Gesellschaft bei Doblhoff bestand theils aus niederösterreichischen Landständen, die von dem literarischen Theile der Unterhaltung nicht sehr erbaut schienen, theils aus Mitgliedern des politisch-juridischen Lesevereines, letztere von den Riesenfortschritten der Welt und besonders Deutschlands in den letzten zwanzig Jahren innigst überzeugt und ihre Ueberzeugung durch bereits vorgefundene Phrasen Luft machend.«

»Dieser juridisch-politische Leseverein war vor Kurzem durch junge strebende Männer aus den beiden genannten Fächern gegründet worden. Graf Sedlnizky, dem wenigstens die Nase des Spürhundes nicht fehlte, wollte durchaus seine Einwilligung nicht geben. Aber der überzuckerte Graf Kollowrat und selbst Fürst Metternich, der, wie schon bemerkt, es liebte, von Zeit zu Zeit Beweise seines liberalen Sinnes in die Welt zu senden, der allenfalls den Barrabas freigab- um Christus kreuzigen zu können, nahm sich der Sache an, und diese Pulvermühle für eine künftige Explosion wurde gegründet.«

Grillparzer schließt eine Schilderung des Anfangs der Wiener Revolution mit der Betrachtung:

»Es wurde auf das Volk gefeuert. Wer es immer befohlen hat, er hat die Monarchie an den Rand des Abgrundes gebracht, indem er die Gassenbüberei zu einer Revolution stempelte. Von da an war kein Halt, umsomehr als man den Fürsten Metternich absetzte, der bei allen seinen Fehlern doch noch der einzige war, der Kopf und Energie gehabt hätte, dem Fortrollen Maß und Ziel zu setzen.«

»Ein Opfer war nothwendig, dazu wäre aber auch der Polizei-Präsident Graf Sedlnizky hinreichend gewesen, der allgemein verhaßt und wirklich größtentheils Schuld an allem Uebel war.«

Grillparzer hat sich geirrt: es war keine bloße Gassenbüberei, es war eine zwei Jahr lang in Scene gesetzte Revolution. Sedlnizky hatte sich an Kollowrat angeschlossen, er meinte: nach Metternich's Sturz — noch sich auf diese Art halten zu können. An geistiger Beschränktheit haben sich Kollowrat und Sedlnizky überboten. Wir haben hier nur über die traurige Rolle Bauernfeld's zu berichten, der nach Grillparzer's schonendem Ausdruck, in vollkommener Unschuld gehandelthat. Gewöhnlich nennt man das anders als »Unschuld«.

Einige Probemuster von der edlen Gesinnungsweise liberaler Anführer.

Ein Beispiel von der edlen Gesinnungsweise der hervorragenden Liberalen von damals bringen Grillparzer's Memoiren, S. 147. Er beschreibt das Zustandekommen einer Bittschaft an Metternich um Milderung der Preßgesetze. Man hatte auch Grillparzer eingeladen:

»Als es zur Unterschrift kam, beeilte sich Hofrath Hammer, der erste zu unterzeichnen, darauf folgte Professor Endlicher, diesem ich als Dritter, und sodann in bunter Reihe alle Anwesenden.«

»Die Bittschrift wurde dem Fürsten Metternich überreicht und hatte die Folge, wie vorauszusehen war. Der Fürst in großmännischer Heuchelei erklärte, daß dieses Gesuch seine besten Absichten durchkreuze. Man sei eben daran gewesen, eine Milderung der Preßgesetze eintreten zu lassen, aber das gemeinschaftliche Gesuch als ein von den Gesetzen verpönter Schritt mache vor der Hand jede Aenderung unmöglich und es bleibe somit beim Alten.«

»Die Unterzeichner der Bittschrift, die, nebenher gesagt, über das Mißlingen gar nicht so bestürzt waren, als bei ihrem Feuereifer vorauszusehen war, so daß man wohl merkte, sie seien von der Fruchtlosigkeit ihres Schrittes im Voraus überzeugt gewesen, hatten nun nichts Eiligeres zu thun, als das Gesuch mit den Namen der Unterzeichner in auswärtigen Blättern abdrucken zu lassen, um doch wenigstens der zweiten Hälfte ihres Wunsches, als Vorkämpfer der Freiheit zu gelten, nicht auch verlustig zu gehen.«

»Da bemerkte ich nun zu meinem Erstaunen, daß ich in der Reihe der Unterzeichner der Erste stand, indeß ich mir bewußt war, der Dritte unterschrieben zu haben. Ich erkundigte mich und erfuhr, daß Hofrath Hammer und Professor Endlicher ihre voranstehenden Namen durch einen Kunstradierer ausradieren ließen und sich in die Mitte des Haufens eingeschrieben hatten, so daß ich, der allein den Schritt mißbilligte, nun als Rädelsführer an der Spitze stand. Mir war dies ziemlich gleichgiltig; aber wie es scheint, den beiden Herren nicht.« — — —

So weit Grillparzer in seiner trockenen, ruhigen Darstellung.

Die beiden Gelehrten haben so viel Kenntnisse in der praktischen Chemie besessen, daß sie für ihr schlaues Vorhaben ein sehr starkes Papier und eine sehr schwache Tinte gewählt haben, um dem »Kunstradierer« keine erheblichen Hindernisse zu machen und ihm sein Kunsthandwerk in der liebenswürdigsten Weise zu ermöglichen.

Hofrath Hammer und Professor Endlicher haben sich durch diese ihre Handlungsweise ein ehernes (Stirn-) Denkmal gesetzt, zwei prachtvolle Medaillon- oder Büstenköpfe, vom Hals bis auf die Augenbraunen geleimter Pappenstiel — von den Augenbraunen aufwärts — die Stirne aus Blech; die zwei berühmtesten und thätigsten Professoren aus der Vorschule des Liberalismus.

Einer der Hauptagenten in den Märztagen und bis zu den Octobertagen war der hochberühmte Professor, der in seiner Jugend ein Jahr

im Wiener Clericalseminar Mitschüler des nachmaligen Domherrn Franz Zenner gewesen, dann ausgetreten ist und sich auf Botanik verlegt hat. Zenner ist 1861 als Generalvicar und Weihbischof von Wien gestorben.

Dieser Professor kam, als Windischgrätz 1848 schon nach Wien heranrückte, zu seinem ehemaligen Collegen (damals Domherr bei St. Stephan). Zenner war der Sohn eines Schuhmachers aus der guten alten Wiener Zeit, der seine Gesellen leben ließ und sich dabei ein für einen Meister schönes Ersparniß zurücklegen konnte.

Der Professor erzählte dem Domherrn, wie er seine Werthpapiere in seinem Logis im Gebäude des botanischen Gartens unter einem Thonofen in einer eigens gemachten Oeffnung verstecken werde, sicher gegen beutegierige Soldaten oder Proletarier. Zenner ging in die Falle und ersuchte den Professor, auch seine Papiere daselbst zu verwahren, was dieser selbstverständlich zusagte. Es waren 24.000 fl. Staatspapiere.

Wien wurde von den kaiserlichen Truppen erobert: von einer Plünderung keine Rede. Die Truppen unter Windischgrätz haben die strengste Mannszucht eingehalten.

Der Domherr ließ darnach den Professor einige Male um seine Papiere ersuchen. Er erhielt ausweichende Antworten. Auf einmal stirbt der Professor unter geheimnißvollen Umständen. Der Domherr reclamirt seine Papiere, es wird unter den Oefen gesucht, keine Spur! Der Fall wird der Polizei gemeldet, es wird nach dem Nummernverzeichnisse dieser Papiere bei Wechselstuben nachgeforscht, und es stellte sich heraus, daß sämmtliche am Tage der Uebergabe derselben bei verschiedenen Wechslern verkauft worden sind.

Der Biograph Zenner's berichtet diese Begebenheit wie folgt*):

»Er (Zenner) hatte einem Manne, der durch seine gesellschaftliche Stellung, durch seine Gelehrsamkeit in weiten Kreisen bekannt und überall geachtet gewesen, der durch lange Jahre mit ihm in freundschaftlicher Beziehung stand, sein volles Vertrauen geschenkt, und ihm deshalb in den Tagen des Aufruhrs, im October 1848, über dessen eigenes Anerbieten, (!) indem er einen sicheren Ort zu haben vorgab, sein ganzes, nicht unbedeutendes Privatvermögen in Staatspapieren übergeben. Dieses sein Vertrauen wurde aber mißbraucht und entsetzlich getäuscht, denn nach wenigen Monaten schon mußte er nach dem plötzlichen Tode jenes Mannes erfahren, daß sein ganzes

---

*) Franz Xaver Zenner, Weihbischof und Generalvicar der Wiener Erzdiöcese. Eine biographische Skizze. Wien, Mayer, 1862. (Verfasser: Rudolph Koller, damals Spiritual im Wiener Alumnate, später Domherr bei St. Stephan.)

Vermögen für immer verloren sei.« — Zenner verlor über diese Handlungsweise nicht die Fassung und äußerte sich nur, daß er bedauere, nicht mehr in jenem Maße Arme unterstützen zu können, wie seither.

Wer die Papiere verkauft hat und somit auch, was mit dem erlösten Gelde geschehen, das konnte bis auf den heutigen Tag kein Mensch erfahren.

Interessant bleibt, was in Metternich's Memoiren (8. Bd., S. 81) die Gemalin des Staatskanzlers am 8. Mai 1850 über einen Besuch vom Staatskanzleirath Jarke in Brüssel berichtet:

»Wir waren sehr erstaunt, Jarke eines schönen Morgens ankommen zu sehen, der seit der Revolution meinem Manne kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte.«

»Er hat die Freiheit bis über die Ohren satt, selbst die Preßfreiheit. Während des Tages, den er bei uns zubrachte, erzählte er uns viel, was uns interessirte und in Staunen versetzte. Er hatte vor und nach der Revolution Professor Endlicher gesehen und war häufig in Opposition mit diesem. Einige Tage vor dem 13. März begegnete er Endlicher, welcher mit ihm sprach und ihm jene denkwürdigen Worte sagte: „Wir können zerstören, aber, gerade herausgesagt, aufbauen müssen Andere.«

Die Komödie zum Sturze Metternich's.

Das Jahr 1848 ist bekanntlich reich an Scandalen und Ungeheuerlichkeiten aller Art. Dennoch aber hat auch die Freiheit manche glorreiche Ereignisse zu verzeichnen; und die Wissenschaft hat mitten unter dem Säbelgerassel und dem Gewehrknattern einige Triumphe gefeiert. Wir wollen eines solchen Triumphes erwähnen. In den Zeiten des Absolutismus, der Metternich-Herrschaft, gleich bei der Begründung der Akademie, wäre es nicht leicht möglich gewesen, den Edlen von Bauernfeld in die Akademie der Wissenschaften hineinzuschmuggeln.

Nun, Bauernfeld ist im Jahre 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften geworden. Dem Verdienste seine Krone. Er hat diese Auszeichnung für seinen ungeheuren Durst nach Wissen verdient; es konnte dieser Durst vor 1848 nicht gestillt werden. In seiner hochpolitischen Komödie »Großjährig«, in welcher Metternich als ein alberner Tropf unter einem anderen Namen vom Dichter dem Gelächter preisgegeben wird, ist jene unsterbliche Stelle enthalten, in welcher Bauernfeld einen Hermann die traurige Lage der Wissenschaft in Oesterreich vor 1848 schildern läßt. (II. Act, 6. Scene). Die Anrede gilt das Metternich'sche System.

„Ja es ist wahr; Sie haben eine Menge von Kenntnissen in meinen Kopf gepfropft, nun seh' ich es ein: es war weniger, um meinen Geist zu nähren, zu bilden, als ihn zu ersticken (zu tödten).*) Sie haben Cicero's Periodenbau und Linné's Nomenclaturen zu Hilfe gerufen, um mich in leeres Formelwesen zu verstricken. Sie haben einen Gelehrten, einen Pedanten aus mir machen wollen, aber Sie haben mich zu keinem Menschen gemacht. Und wenn ich jetzt, im Frühlinge meiner Tage, rathlos, hilflos, verlassen dastehe, so tragen Sie die Schuld, Sie ganz allein. Denn Sie haben mir nicht mein eigenes Innere, nicht Menschenseele und Geist, nicht die Blätter der Geschichte aufgeschlagen, Sie haben mich blos griechisch gelehrt! Sie ließen mich die Staubfäden der Pflanzen zählen, aber Sie lehrten mich nicht den Boden kennen, in welchem sie wurzeln, der mir gehört, das Erbe meiner Väter, das ich bebauen, besäen, befruchten, auf dem ich arbeiten sollte. Sie wiesen mir den Orion, die Cassiopeja, die Sternbilder des Himmels, aber Sie verschwiegen mir, daß unter diesen schönen Sternen meine Unterthanen traurig umherwandeln und klagen über mich, ihren Herrn, ihren angeborenen Beschützer, der sie verkümmern, verderben, verschmachten läßt! Ueber Sie diese Klagen, Herr Spitz, über Sie, über Sie.«

Diese Stelle, kurz vor 1848 vorgetragen, wurde immer außerordentlich applaudirt. Man wußte, daß sie auf das österreichische Geistunterdrückungssystem gemünzt war und gegen Metternich, und das war genug, um dadurch rauschenden Beifall zu erringen.

Das unterdrückte Genie, welches diese ganze Schuldentafel dem Publicum vordeclamirte, wollte beweisen, wie geistesbeschränkt das österreichische Publicum zu jener Zeit gewesen ist, und der Beweis war ihm vollkommen gelungen, das Publicum applaudirte. Man sollte sich der Meinung hingeben, dieser Hermann, in welchem Bauernfeld redet und agirt, sei wirklich so außerordentlich mit den besagten Wissenschaften angestopft worden. Einmal schreit er entrüstet: »Sie haben mich blos griechisch gelehrt!« — und gleich darauf zeigt er, daß er auch einen kolossalen Unterricht über Astronomie und früher auch über Botanik und lateinische Classiker empfangen, wodurch der Ausruf: »Sie haben mich blos griechisch gelehrt!« von diesem Herrn selber zu einer Lüge gestempelt worden ist. Und dann klagen die Unterthanen unter diesen schönen Sternen über ihre angebornen Beschützer! — Welche Stellung

*) Armer Mann, dessen Geist (wie eine Gans durch das Schoppen mit den Gansnudeln) durch eine Menge von Kenntnissen, vollgepfropft, ja erstickt, getödtet worden ist! Daran ist dieser Metternich Schuld; der statt Professoren Gänserichstopfer angestellt hat.

hat der Intimus Bauernfeld's, Anastasius Grün, gegenüber dieser Wehklage eingenommen? — Ach, hätte dieser ebenfalls schon angeborne Beschützer seiner Unterthanen mit diesen eine Ablösung von Zehent und Robot eingeleitet und ein wenig seine Cassa aufgeschlossen, das wäre diesen armen Unterthanen viel lieber und viel verständlicher gewesen, als wenn er ihnen das eigene Innere der Menschenseele und den Geist und die Blätter der Geschichte aufgeschlossen hätte. Wir sehen selbst in dieser Prahlerei mit gelehrtem Theaterflitter den totalen Mangel an Logik.

Nun im Jahre 1848 sind auf einmal alle Quellen der Wissenschaften aufgeschlossen worden — und an Bauernfeld ist deshalb doch keine Veränderung zu bemerken gewesen, er ist ganz und gar derselbe Gelehrte geblieben, der er früher war; nur der Akademie der Wissenschaften in Wien ist er, weiß Gott, auf was für Beweise seiner Gelehrsamkeit hin, im allgemeinen Revolutionstrubel als Mitglied einverleibt worden.

Diesen Triumph kann die Wissenschaft 1848 verzeichnen.

Manche Leute, auch Akademie-Mitglieder, denen ein Einblick in die Tiefen der Bauernfeld'schen Erkenntnisse vergönnt gewesen, fragten: wer denn der Akademie diese Ehre angethan und was dieser große Kenner Cicero's, der Nomenclatur Linné's, dieser Staubfädenzähler und Wegecommissär des Orion und der Cassiopeja, für Beweise über seine Philologie, Botanik und Astronomie, außer diesen zwei Dutzend Komödienzeilen, aufzuweisen hat!!! Diese Wissenschaft ist ja in jedem Conversations-Lexikon in comprimirtem Zustande zu finden.

Nun, es war eben das Jahr 1848, das Jahr, in welchem ein so starker Wind gegangen ist, daß Kaiser, Könige und Fürsten von ihren Thronen gefegt wurden, das Jahr, in dem die Minister wie Tagelöhner nur auf Wochen und Tage aufgenommen und gleich wieder davongejagt wurden, da wurde nun auch ein noch unbekannter Gelehrter von der politischen Windhose erfaßt und mit ihr in die Höhe gewirbelt. Die Windhose bekam gerade ober dem neugegründeten Tempel der Wissenschaft ein Loch. Der große Gelehrte stürzte durch das Loch der Windhose, schlug ein Loch in das Tempeldach und lag auf einmal in einer Akademie zwischen zwei Gelehrtenstühlen auf der Erde. Es waren damals eben die Gelehrten mit Politik beschäftigt und Niemand anwesend, außer dem Hausmeister. Als der einen wildfremden Herrn hereinpoltern sah und hörte, rief er erschrocken aus: »Ja, wie kommen denn Euer Gnaden daher? Haben Sie sich nicht wehe gethan? Wenn Sie nur nicht auf den Kopf gefallen sind!!«

Der Gefallene lamentirte: Ich weiß nicht, was ich angestellt habe, es muß mich Jemand angeklagt haben, daß ich der Wissenschaft etwas zu Leide gethan habe, ich weiß mich in der ersten Erschütterung an kein Attentat zu erinnern. Der Hausmeister entgegnete: Bisher hat immer das Sprichwort gegolten: Es ist noch kein Gelehrter vom Himmel gefallen. — Sie sind der Erste der diesen Fall gemacht hat und man wird Sie und diesen Fall als einen sehr seltenen Fall zu schätzen wissen.

Was Bauernfeld mit fremden Gedanken anstellt. Geständnisse Bauernfeld's über die Unmacht Metternich's.

In dem Stück »Großjährig« sagt Herr Schmerl (im selben 2. Act und 6. Scene):

»Das ist die Schuld des Herrn. Ich rieth Ihnen immer wie der Marquis — Dingsda — geben Sie ihm Gedankenfreiheit« und Blase erwidert: »Was hilft ihm die Freiheit, wenn er keine Gedanken hat?«

Dieser Einfall wurde im Theater immer belacht und als ein Witz betrachtet; Witz ist es keiner — denn schon 1845 steht in Brunner's: »Nebeljungenlied« über die zu erringende Preßfreiheit:

Das wird ein Jubel weit und breit,
Daß die Erde beginnt zu wanken,
Am Ende sind die Gedanken befreit
Und ihr habt dann keine Gedanken.

Es kommt öfter vor, daß Herren, die sich ein Witzpatent zu erschleichen wußten, anderen armen Teufeln ihre kleine Baarschaft abnehmen, dieselbe mit ihrer Fabriksmarke versehen und sie als eigene Erfindung unter das Publicum bringen. Bei Bauernfeld ist das freilich nicht anzunehmen bei dem nach seiner eigenen Aussage »unter den Händen alles Leben zum Gedicht wird«, wahrscheinlich meinte er, daß ihm auch Alles unter den Händen zum Witz wird und warum soll sich der Mensch nicht auch auf listige Weise hie und da unter der Hand eines fremden Eigenthums bemächtigen?

So dichtet der Edle v. Bauernfeld auch im Jahre 1871.

»Der Deutsche spottet gern des Böhmen,
Der Ungar macht den »Schwaben« schlecht,
Und wie sich die Völker beim Schopfe nehmen,
Sie haben alle beide Recht.«

Wie Brunner im »deutschen Hiob«. Zuerst erschienen 1846, also 25 Jahre früher:

Ihr großen deutschen Geister
Ihr kritisirt nicht schlecht,
Ihr nennt einander Lumpen
Und jeder von euch hat Recht —

Die Erfindung Bauernfeld's besteht hier offenbar darin, daß er aus Brunner's deutschen Geistern — Böhmen, Ungarn und Schwaben gemacht hat!!!

Grillparzer durchschaute dieses Original-Genie als er über dasselbige schrieb: Es fehlt ihm als Dichter an Erfindung und als Mensch im höheren Bereich an Gedanken. Er hat immer nur mit Fremdem gerasselt« — —

In seinem poetischen Tagebuch, letzte Seite 224, singt das Original-Genie:

»All die Verslein, all die Reime,
Trug ich innerlich im Keime,
Sint — ut sunt; Was hilft's? Sie geben
Doch ein Stück von meinem Leben.«

Grillparzer hatte schon Recht, als er über Bauernfeld sagte: »Es fehlte ihm an Gedanken, er hat immer nur mit Fremdem gerasselt.« In Reimlein ungefähr also:

Wolle Gott es ihm verzeihen,
Er nahm gar so viel zu leihen,
Viel von dem, was er gespaßelt,
Hat er Anderen weggerasselt!

Nicht zu übersehen ist, daß Bauernfeld, der das von dem politisch überaus beschränkten Grafen Kollowrat geschützte »Großjährig« schrieb, in welcher Komödie Metternich als der cretinartige Träger des ganzen Regierungssystemes lächerlich gemacht wird, doch im 12. Band (Gesammelte Schriften), Seite 206 folgendes Geständniß macht:

»Als Träger des österreichischen Systems gilt für gewöhnlich der Staatskanzler Metternich, allein gewissermaßen mit Unrecht, denn er handelte nur als treuer Diener seines Herrn, dessen persönliche Politik er sich anbequemte und die er vorzugsweise nach außen zu präsentiren bemüht war, während er andere Kräfte und Mächte im Innern des Reiches, natürlich in demselben ‚conservativen' Sinne, aber sonst nach Gutdünken schalten und walten ließ.«

Dieses Geständniß ist etwas werth! Bauernfeld wußte es also, daß Metternich nicht der Schuldtragende für das Gebaren im Innern war; er sagt aber, im conservativen Sinne ließ er nach Gutdünken andere schalten und walten — — wie das eigentlich eine arge Entstellung ist und wie Metternich in den letzten Jahren seinen intriguanten Freunden

gegenüber die Zügel aus den Händen gleiten ließ — das ersehen wir aus den von Kollowrat gegen Metternich angezettelten Winkelzügen aus der steif- und grobleinen Komödie »Großjährig« — die den alten Metternich ein paar Jahre lang als einen dummen Tropf und jämmerlich beschränkten Kautz auf der Hofbühne herumzerren durfte.

In der Posse „Großjährig" von Bauernfeld, Metternich als Cretin dargestellt.

Dieses Stück hat zu seiner Zeit in Wien ein großes Aufsehen gemacht. Aber nicht vielleicht des feinen — oder überhaupt — des Witzes, nicht der feinen politischen Satyren wegen, die darin enthalten sind, sondern weil es ein sehr offener, mehr als tölpelhafter Angriff auf den Staatskanzler und Minister des Auswärtigen, Metternich, gewesen ist — und man seit der Regierung Leopold II. von 1790 an, eine ähnliche, einen der höchsten Staatsbeamten lächerlich machende Posse in Wien nie gesehen hat, wie solche auch früher von der strengen Censur aufzuführen gar nicht gestattet worden wäre.

Wir ersuchen jeden Leser, welcher der jüngeren Generation angehört und dem diese Posse »Großjährig« noch nicht untergekommen ist, er möge dieselbe gelegentlich sich zu verschaffen suchen. Wir wollen das Niveau des Witzes und des Muthes, diesen Witz loszulassen, in einem Bilde darstellen; das sich zu tausend und tausend Malen in Volksschulen wiederholt.

Irgend ein kecker Junge, dem der Lehrer wegen seiner Unruhe und sonstigen ungebührlichen Benehmens, wegen Faulheit und Unwissenheit verschiedentliche Male den Schopf gebeutelt hat — schleicht sich vor dem Beginn der Schulstunde in das Lehrzimmer, nimmt die Kreide, zeichnet in einigen Strichen eine Kugel als Kopf, eine Linie als Leib, zwei Linien als Hände, zwei detto als Füße, macht in die Kugel zwei Puncte als Augen, einen Querstrich als Mund, zeichnet an die rechte Hand eine Linie als Stock und schreibt zur Erklärung der Satyre unten die witzige Bemerkung:

Der Herr Lehrer ist ein Esel.

Jubel unter den sämmtlichen Jungen die in die Schule kommen, allgemeine Freude über die malträtirte Autorität des Lehrers; der Zeichner wird wegen seines Genies, seiner Kunstfertigkeit bewundert und ist glücklich im Gefühle seines Anführer-Talentes, er wird hochgeachtet als eines der wichtigsten Häupter der Opposition.

Man hat das Wiener Publicum seit 30 Jahren durch die Censur und Polizei vor 1848 vollkommen verdummt dargestellt; die Satyre Bauernfeld's liefert für diese Anschuldigung leider einen sehr traurigen Beleg;

denn man hat damals diese Mache (unter dem Schutze der schon übermächtigen Oppositionsherren und Gegner Metternich's aufgeführt), für eine Satyre und den Herr v. Bauernfeld für einen Witzkopf gehalten.

Vernehmen wir nun einen Bericht über die Posse »Großjährig« aus dem Jahre 1848.

Die historisch-politischen Blätter vom Jahre 1848 (21. Band), Seite 822, berichten:

Die Angriffe Bauernfeld's gegen Metternich von Kollowrat geschützt.

„Fürst Metternich hatte es entweder verschmäht, oder nicht verstanden, sich eine Partei zu bilden, desto besser war Graf Kollowrat bedient, dessen bureaukratische und literarische Clientel es als ein Hauptziel ihrer öffentlichen und geheimen Thätigkeit betrachtete: Dem Einflusse des Fürsten Metternich allenthalben hindernd und hemmend in den Weg zu treten, seine Pläne zu durchkreuzen, ihn im größeren Publicum verhaßt und lächerlich zu machen, die alleinige Verantwortlichkeit vor der öffentlichen Meinung für alles gegenwärtige und zukünftige Unheil in Oesterreich auf sein Haupt zu wälzen; für diesen Zweck wurde mit eben so großem Geschick als Erfolg gearbeitet. Gefahr war mit solcher Wirksamkeit wenigstens in den letzten Jahren vor dem Ausbruche der Revolution, notorischermaßen nicht mehr verbunden. Während die Censur des Grafen Sedlnitzky jedes freie Wort im conservativen Sinne förmlich geächtet hatte, durfte Bauernfeld seine gegen Metternich gerichtete ziemlich plumpe Satyre „Großjährig" schreiben und den vereinten Bemühungen des Grafen Kollowrat und Moriz Ditrichstein wurde es in Wien zugeschrieben, daß sie (man kann denken mit wie ungeheurem Erfolge) auf dem Theater der kaiserlichen Burg zur Aufführung kam. Ebenso durfte unbehindert von der Censur der Jude Frankl (Herausgeber der ‚Sonntagsblätter') den Mandarin Chnidettemf (Fürst Metternich) zur Zielscheibe seiner jüdischen Zoten machen. Der Geschmähte war zu edelmännisch vornehm, um von derartigen Beleidigungen, die er als Nadelstiche verachten zu dürfen glaubte, auch nur Kenntniß zu nehmen. Dies mag ein günstiges Zeugniß für den Menschen sein, am Staatsmann war es ein Fehler. Fürst Metternich vergaß, daß die Spezies der Opposition, mit der er es zu thun hatte, nur durch Energie zu lenken ist. Hatte sie die Zügel der Furcht einmal abgeworfen, so konnte keine Macht auf Erden ihn von dem Schicksale des Klotzes schützen, den Jupiter den Fröschen zum Könige gesetzt hatte. Aber je lässiger der Fürst in der selbst nothwendigen und pflichtmäßigen Vertheidigung seiner Person und seiner Stellung war, desto energischer hat die Rache der Götter nachher ihr Amt verwaltet. Wunderbar waltet die Nemesis! Seinen hochgestellten Gegner

traf der schwere Schlag, nach Metternich's Sturz allein auf der Scene zu bleiben. Hatte er bisher nur von dem Rufe gelebt, daß er gegen das System des Staatskanzlers Opposition mache, so hatte er jetzt Gelegenheit, sein eigenes positives, staatsmännisches Talent offen vor ganz Oesterreich zu bekunden.«

»Schlimmeres hätte ihn nicht treffen können und gerade sein unerwarteter Sieg war der Todesstreich für seine staatsmännische Reputation, die zusammenbrach, wie ein Schlauch, aus welchem urplötzlich die gepreßte Luft entweicht. Man erzählte in Wien, daß Graf Kollowrat, als er wenige Tage nach dem 15. März zum verantwortlichen Präsidenten des Ministerrathes ernannt wurde, einen seiner Vertrauten auf die Universität geschickt habe, um unter der Hand die Studenten zu befragen, ob diese Ernennung ihnen genehm sei. Die Universität, die goldene Jugend soll darauf das wahrhaft salomonische Urtheil gefällt haben: er möge seines Gefallens annehmen oder ablehnen, ihnen sei beides vollkommen gleichgiltig und das eine oder das andere mache ihnen weder kalt noch warm. Ist diese Anekdote erfunden, so bezeichnet es wenigstens mit schlagender Wahrheit Personen und Verhältnisse. In jener entscheidenden Zeit, wo muthige Energie noch Alles retten konnte, charakterlose Nichtigkeit dagegen die Monarchie rettungslos verderben mußte, wird Graf Kollowrat, Ministerpräsident. Er behielt das Präsidium bis nach einigen Wochen und ohne daß er die leiseste Spur irgend einer Thätigkeit oder auch nur ein Lebenszeichen hinterließ, seine wankende Gesundheit eine Cur nothwendig machte, die ihn nöthigte zuerst provisorisch, dann definitiv von der Staatsbühne abzutreten.«

Dieses schon 1848 über die zwei großen Staatsmänner Kollowrat und den Edlen von Bauernfeld, seinen überaus witzigen und scharfsinnigen heiteren Rath gefällte Urtheil, verdient besondere Beachtung.

Metternich hat gefehlt, indem er die Feinde für unschädlich gehalten.

Wir wissen nicht, wer diesen Artikel in die »Historisch-politischen Blätter« gegeben hat, aber wir können constatiren, daß er Zoll für Zoll Wahrheit enthält.

Der Schreiber Dieses hatte in den letzten Jahren unzählige Male Gelegenheit, mit dem Staatskanzler zu sprechen, in politisch bewegteren Zeiten, wenn er dem Fürsten den kurzen Inhalt von Gesandtschaftsberichten vorzulegen hatte, wöchentlich bisweilen länger als eine Stunde; er war ferner durch Baron Clemens Hügel in das ganze Treiben der Opposition eingeweiht worden; und kann die im obigen Artikel gerügte Fahrlässigkeit Metternich's gegenüber dem Getriebe der sehr thätigen Opposition, als leider ganz der Wahrheit dargestellt, bestätigen.

Metternich war eben zu nobel, dadurch hatte er nach und nach den Halt verloren; alle Dummheiten, und es wurden deren nicht wenige gemacht, die sich in der inneren Verwaltung ereigneten, wurden auf Metternich's Schuldentafel geschrieben; er selber hat sich mir gegenüber wiederholt über dieses unwürdige Treiben ausgesprochen, und zwar bisweilen in derselben Fassung; er pflegte zu sagen: »Ja, was soll ich thun, ich komme allerdings in den Ministerrath und habe einen nominell sehr einflußreichen Sitz darin; aber ich komme immer zu einer Tafel, bei welcher die Speisen schon gekocht sind und nacheinander aufgetragen werden; die Schuld und das Schmähen über die ungenießbaren Schüsseln wird aber immer getreulich mir aufgeladen! Die Anderen kochen und ich werde für die servirten Speisen verantwortlich gemacht.«

Die klägliche und unsägliche Bornirtheit der Opposition bestand darin: daß die Spitzen derselben meinten, wenn nur einmal der Metternich hinabgedreht ist, dann werden sie mit Applaus und unter der Bewunderung der ganzen freisinnig gewordenen Völker das Staatsruder führen!!!

Ihre glänzende Unfähigkeit, den Mangel alles und jedes Regierungstalentes zu beweisen, dazu haben die Herren nicht länger als eine Woche gebraucht! — Und mit dieser Opposition sind auch die zwei großen Politiker Anastasius Grün und sein Knappe Bauernfeld in der ganzen Gesinnung — aber auch in der Kurzsichtigkeit — sehr einig gewesen.

Das Stück: „Großjährig" nach 37 Jahren betrachtet.

Das Stück »Großjährig« betrachtete Metternich in seiner allerdings sehr irrigen, sorglosen Weise als eine gewöhnliche Clownproduction; uneingedenk des Spruches: daß Einem ein bornirter Mensch oft mehr schaden kann, als 100 gescheidte nützen können.

Die Bornirtheit, als Gesammtausdruck für die Abfassung des »Großjährig«, ist noch eine sehr glimpfliche Bezeichnung in Anbetracht der wirklich blöden Art, in welcher das Attentat auf Metternich ausgeführt worden ist.

Daß das Stück witzleer ist, dafür kann der Verfasser nicht, er hat eben das geboten, was ihm seine Fähigkeiten darzubieten gestattet haben; seine Verantwortlichkeit liegt in dem Umstande, daß er den Fürsten Metternich als einen Cretin dargestellt, über den er, der Edle v. Bauernfeld, mit seinem politischen Studium und seinem politischen Scharfblicke abzuurtheilen sich die Fähigkeit zugetraut und das Recht angemaßt hat. Wenn man nun die Memoiren Metternich's durchliest und darauf das »Großjährig« von Bauernfeld (in welchem Metternich als Cretin dargestellt wird), so wird die Frage auftauchen: Wer ist von diesen Beiden

eigentlich der Cretin? — Wir sind so ziemlich sicher, daß uns die Familie Metternich wegen dieser Frage nicht mit einem Ehrenbeleidigungsprocesse an den Hals kommen wird.

Was sich Bauernfeld in seiner Begeisterung für die Freiheit sonst noch für Insulten, für schnapsbudenduftigen Spott und Hohn gegenüber der Kirche und dem positiven Christenthume erlaubt hat, dafür wird er, wie schon früher bemerkt, in einer eigenen Schrift das verdiente Honorar bekommen.

Graf Pocci in München.

Ein origineller, höchst genialer Mann — Zeichner und Dichter. Die stabil gewordenen Figuren und Charaktere in den »Münchener Fliegenden Blättern«: »Eisele und Beisele,« der »Staatshämorrhoidarius« sind in Bild und Text seine Erfindung. Die Anzahl seiner humoristischen oft auch gemüthlichen Zeichnungen sammt dem dazu gehörigen Texte zählt nach Hunderten. Ich besuchte ihn öfters in seinem Hause am Dultplatze und er mich im Stifte zu St. Bonifaz in München. Ein großer hagerer Mann; wenn er irgend einen guten, witzigen Gedanken losließ, so zuckte kein Mundwinkel; das geschah Alles mit ernster, trockener Miene. Es sollen hier nur ein paar Beispiele angeführt werden. Graf Pocci hatte nur zwei Söhne und vollkommen Ursache, mit denselben zufrieden zu sein. Es war einmal vom Familienleben die Rede, und wie Sorgen aller Art bei einem Familienvater eine unabwenbare Beigabe sein müssen. Ich bemerkte: »Ich kann mir das Phlegma des Besitzers einer großen Familie nur dadurch erklären, daß derselbe nur so nach und nach in das Meer der Sorgen hineinkomme, wie Einer Anfangs zusammenschaudert, wenn er in kaltes Wasser steigt, doch aber sich nach und nach daran gewöhnt, je tiefer er hineinkommt. Mir wird schon angst und bang, wenn ich mir so aus dem Hörensagen, aus dem, was man von Anderen erlebt, ein kleines Bild dieser Sorgen zu entwerfen suche. Pocci erwiderte ganz trocken: »Ich weiß ein besseres Bild dafür, wie man sich an diese Sorgen gewöhnt, wie an etwas Nothwendiges und Unentbehrliches, ich möchte sagen, man gewöhnt sich daran; wie der Hund sich an seine Flöhe gewöhnt.«

Einmal sprach ich mit ihm zwei Tage vor dem Frohnleichnamsfeste in München. Er fragte mich, ob ich es schon einmal gesehen. Ich erwiderte: »Nein.« »Nun,« sagte er, »es ist interessant, man findet hier

noch ein schönes Stück Mittelalter, die Zünfte mit ihren Emblemen, die eigenthümlichen Costüme, man hat es bisher noch nicht ausmerzen können, so sehr man sich von Seite der Nivellirer auch schon Mühe gegeben.«

Ich fragte ihn: »Sie gehen gewiß als Würdenträger des ersten Hofamtes (Oberstkämmerer) auch mit; ich hoffe, Excellenz da in Ihrem Costüme zu sehen! Was ist Ihre feierliche Amtskleidung?«

Er erwiderte trocken: »Ganz Roth und Gold — rein Hannswurst.« Graf Pocci sagte das nicht mit dem giftigen Spotte eines radicalen Gleichmachers; er wollte damit nur andeuten, daß ihn seine Stellung nicht hochmüthig gemacht und daß er sich auf sein Prachtgewand nichts einbilde.

In diesem Manne fand neben trockener treffender Satyre, neben scharfem Witz aber auch das kindlichste Gemüth, das feinste Verständniß für das Seelenleben der Kinder einen Platz. Sein »Festkalender«, den er in den Vierziger-Jahren mit Guido Görres herausgegeben, enthält auch Zeichnungen und Gedichte von ihm, so zarte, herrliche Blüthen einer religiösen, kindlichen Empfindung, daß bis heute noch nichts erschienen ist, was so entschieden als eine Jugendliteratur mit bestem Gewissen empfohlen werden kann.

Es ist aber auch für Ergötzlichkeit hinlänglich gesorgt. Komische Charaktere und Situationen sind prächtig und genial gezeichnet, es ist darin mit Einem Worte allen Anforderungen der Kindesseele Rechnung getragen.

Seine Zeichnungen sammt Text über die deutschen Originalfiguren: »Der Kasperle« und »Hannswurst« sind wahrhaft classisch. Wer muß nicht lachen, wenn der hölzerne Hannswurst von zwei hölzernen Bütteln mit geschlossenen Händen zum Henken ausgeführt wird, und er frägt: »Was ist denn heute für ein Tag?« — Es wird ihm erwidert: »Heute ist Montag«. Und er sagt darauf: »Nun, diese Woche fangt schon gut an.«

Warum seine Zeichnungen sammt Text nicht in einem Gesammtwerke herausgegeben werden? Es gibt in Deutschland kaum einen Mann, in welchem Composition und Dichtkunst, Zeichnung und Text — in der reinsten aus religiöser Empfindung keimenden Sitte — und im reinsten Humor und treffendsten Witz, welcher nie Persönlichkeiten verletzt, in einer so harmonischen Eintracht sich beisammen finden.

Graf Majlath

der die Geschichte Oesterreichs in fünf Bänden herausgegeben und sich auch sonst durch historische Arbeiten einen Namen gemacht hat, ist in der Folge durch sein unglückliches Lebensende bekannt geworden. Ich hatte von 1845 bis 1850 oft mit ihm bei verschiedenen Diners und Abendgesellschaften verkehrt. Er war ein begabter Mann, der etwas Tüchtiges gelernt hatte, ein feiner Gesellschafter, der interessant zu erzählen wußte; sein Unglück war aber, daß er durch seine verworrenen Finanzverhältnisse in permanenten Conflicten mit seinen Gläubigern (in der Regel Blutsauger) schweben mußte. Er soll ein bedeutendes Vermögen von väterlicher Seite überkommen haben, welches er aber durch übertriebene Gastfreundschaft vergeudete. So ließ er z. B., um seine Gäste recht gut zu unterhalten, eine Schauspielertruppe auf eines seiner Schlösser kommen. Die Kunstjünger mußten ordentlich verpflegt, honorirt, ihnen die Reisespesen vergütet und der ganze Schauspielapparat, Scenerien und Costüme mußten (Alles auf seine Kosten) herbeigeschafft werden. Lauter Umstände, die geeignet sind, einen finanziellen Ruin im Galop herbeizuführen. Als ich Majlath kennen lernte, war er auch schon mit seinem Vermögen fertig, er lebte theils von den Erträgnissen seiner Schriftstellerei, theils von Subventionen von Seite der Regierung. Abgesehen von seiner Leidenschaft; das Geld hinauszuwerfen, und der traurigen Folge davon: Schulden zu machen, war er ein guter, edler Mensch; er war auch in der Theorie aufrichtig religiös (denn das Heucheln und Frommscheinenwollen hätte ihm auch zu jener Zeit keinen Nutzen gebracht) er sagte mir einst bei einer Gelegenheit: »Wenn ich drei Tage krank im Bette liegen muß, so lasse ich mich mit den Sterbesacramenten versehen.« Ich führe das Alles hier nur an, um zu zeigen, in welchen Abgrund ein Mensch bei sonst guten Anlagen kommen kann, wenn eine mächtige Leidenschaft ihn ins Schlepptau genommen hat und er sich von derselben loszureißen nicht mehr im Stande ist.

Einmal erzählte er mir über den Sänger der »Tunisias«, Pyrker Folgendes: »In Preßburg, während des Landtages, suchte man dem alten Herrn bisweilen eine Freude zu machen, indem man in Abendgesellschaften, wo auch er zugegen war, einige Gesänge aus seinen Dichtungen vorlas. Da ist es nun öfter vorgekommen, daß bei dem springbrunnenartigen Aufsteigen und rhythmischen Niederplätschern der Hexameter der Schlaf sich über die Augen der Zuhörer senkte, und die Vorlesung

hie und da aus einem Winkel heraus durch einen kräftigen langgezogenen Magnatenschnarcher — halb zur Verlegenheit und halb zum Gaudium der noch wachenden andeclamirten Opfer — unterbrochen worden ist.

In den Jahren 1849 und 1850 war Majlath Mitarbeiter bei einer conservativen Zeitung. Damals standen seine pecuniären Verhältnisse schon so traurig, daß er oft in eine Kammer des Redactionsbureaus vor der Verfolgung von Wucherern und Gasthauskellnern sich zurückziehen mußte, Wenn diese traurigen Thatsachen hier berichtet werden, so geschieht es nicht, um das Andenken des armen unglücklichen Mannes noch mehr zu schädigen, sondern einfach aus der Ursache, um den Schlüssel zu seinem traurigen Lebensende vorzuweisen, und den Leser mit der Veranlassung seiner endlichen Verzweiflung bekannt zu machen. Seine Freunde suchten ihn mehrmals zu retten, aber er war mit seinen Füßen schon zu sehr im Grundschlamme der Wucherei verfangen, als daß es möglich gewesen wäre, ihn nochmals flott zu machen und auf die Oberfläche zu bringen. Dieses Bild vom Untergehen in den Fluthen sollte sich leider in der Folge in der ganzen Wirklichkeit erfüllen.

Auf den Vorschlag seiner Freunde wurde Graf Majlath (1853/54) Lehrer der österreichischen und ungarischen Geschichte bei der Kaiserbraut und bayerischen Prinzessin Elisabeth. Das Honorar war auf kurze Zeit ein Palliativ, konnte aber die verworrenen Finanzen nicht mehr ordnen.

Graf Majlath, von seinen Gläubigern und Wucherern gedrängt, gerieth in eine derartige Verzweiflung, daß er seine Tochter beredete, mit ihm zugleich in den Fluthen des Starenbergersees den Tod zu suchen. Er nahm Steine in die Säcke seines Gewandes, die beiden Opfer banden sich mit Tüchern aneinander und versenkten sich in die Gewässer.

Was für furchtbare Tage, welche entsetzlichen Unterredungen mögen dieser verzweifelten That vorausgegangen sein!

Ich war in der Folge bei Ausflügen von München aus wiederholt an der Stelle dieser That mittelst des Dampfers vorübergefahren und jedes Mal von der traurigsten Stimmung darüber erfaßt worden. — Als einmal ein Herr, der auf dem Dampfer sich befand, bei Gelegenheit der Besprechung dieser Katastrophe über den Unglücklichen zu schmähen anfing, bemerkte ich demselben: »Lassen sie den armen Todten in Ruhe, er hat schon Steine genug in seinen Säcken mitgenommen, es ist nicht nothwendig, daß sie ihm noch einen neuen Stein nachwerfen. Uns steht es nicht zu, ihn zu verurtheilen. Möge Gott seiner armen Seele gnädig sein.«

Daß er auch noch seine Tochter überredete, sich mit ihm in dem Wasser zu begraben, das ist allerdings ein schwerwiegender, die That erschwerender Umstand, man kann aber eher erfahren, wie es in den Untiefen des Sees, als wie es in den Untiefen einer Menschenseele aussieht — und das endgiltige Urtheil bleibt dem ewigen Richter anheimgestellt.

Der Dichter Baron Zedlitz.

Der Eindruck seiner Erscheinung war nicht poetisch. Ein sehr wohlgenährtes Gesicht, ein schwerer Körper, ein über den Mund herabhängender grauer Schnurrbart. Seine Poesie besteht in gelungenen Bildern, in einer fein gedrechselten Sprache, in correcten Versen und Reimen. Tiefe Gedanken gibt es wenig, transcedente Ideen gar nicht. Er fühlte sich als Celebrität und ließ sein Ruhmesbewußtsein auch Anderen fühlen. Der magere, stille und weheklagende Grillparzer übte durch seine Gegenwart auf den fetten, mit Zuversicht in die Welt schauenden Baron einen unangenehmen Druck aus. Mit Grillparzer sprach ich gerne, er war ein seelenguter gemüthlicher Mann — der Zedlitz war mir nicht sympathisch und ich ihm nicht, das fühlt man gegenseitig bald heraus. Zedlitz war ein Freund von guten Diners, er wußte auch dabei etwas zu leisten. So lange er lebte, erfuhr man nicht den fatalen Zusatz zu seinem Familiennamen, erst auf dem Partezettel tauchte derselbe auf, ein Umstand, der erklärlichermaßen einige Heiterkeit verursachte, da stand gedruckt: Freiherr von Zedlitz-Nimmersatt. — In der That, wenn man den sehr wohlgenährten Herrn gekannt hatte, mußte man sich denken, einer seiner Vorfahren scheint dieses Prädicat sich erworben zu haben und der Familientypus in einem Urenkel (wie diese physiologische Erbschaftsgeschichte oft erscheint) wieder zum Vorschein gekommen zu sein.

Grillparzer.

Von 1849 an war einige Jahre hindurch in den Wintermonaten beim Grafen Moriz Fries zu Wien an Donnerstagen Diner, zu welchem vorzüglich Künstler, Schriftsteller, Maler und Bekannte des Hauses geladen wurden. Da fanden sich unter Anderen auch Grillparzer, Baron Zedlitz, Fürst Friedrich Schwarzenberg (als Schriftsteller: der Lanzknecht), Graf Majlath u. A. ein.

Ueber Grillparzer, den Dichter, ist schon genug geschrieben worden, hier soll nur seine Erscheinung in der Gesellschaft betrachtet werden. Er war im Ganzen ein guter, wohlwollender, ehrenhafter Mann, die schon zu jener Zeit herrschende Schund- und Schmutzliteratur war ihm in die Seele hinein zuwider, das Treiben derselben stand mit seiner ehrenhaften Gesinnung in keiner Harmonie, er sprach auch seinen Ekel und Abscheu über das damals schon täglich sich frecher hervordrängende, des Wissens und Charakters bare Schreiberthum aus, ehrenvolle Ausnahmen wußte er auch zu würdigen.

In seiner Auffassung von Religion und Kirche war er über die Angewöhnung an die josephinische Periode nicht hinausgekommen, er war kein Spötter, hatte nichts Frivoles in seinen Aeußerungen und verhielt sich überhaupt mehr indifferent.

Er lamentirte gerne, wie es sich auch in seinen Memoiren herausstellt, es plagte ihn öfter das Gefühl des Zurückgesetztseins und des nicht genug Anerkanntwerdens.

In Anbetracht der glänzenden auffallenden Unbedeutendheit mancher seiner Amtsgenossen konnte man ihm dies Lamento auch nicht für übel halten. Man ehrte ihn überaus und sichtlich, das war er gewohnt geworden. Bisweilen brachte er einige kleine Gedichte, Epigramme, Witze mit. Die letzteren pflegte er mit großer Vorliebe zu lesen, sie waren aber in der Regel mißlungen, er war Tragiker in der Kunst, im Leben und im ganzen Gesichtsausdruck, den Humor mußte er sich anhauchen, den Witz erkünsteln, das wuchs nicht aus seiner Seele und Lebensanschauung heraus. Ein vorzüglich schöner Zug von Grillparzer, den noch keiner seiner Charakterschilderer hervorgehoben hat (was man eben nicht besitzt, versteht man auch an Anderen nicht oder will es nicht verstehen), war die Anerkennung der Leistungen Anderer. Er hat mir gegenüber in dieser Richtung oft die günstigsten Urtheile über fremde Leistungen gefällt, wie sie eben nur aus einer edlen neidlosen Seele hervorkeimen können. Das Essen und Trinken war ihm eine nothwendige Nebenbeschäftigung. Als ich einmal mit ihm nach dem Diner, welches gewöhnlich um 4 Uhr stattfand, fortging; klagte er zu unterst an der Stiege: »So schön, jetzt hab' ich einen fremden Ueberzieher erwischt, nun kann ich wieder die zwei Stock hinaufsteigen?« Da nahm ich nun auch meinen Oberrock, der mir schon bedenklich vorgekommen war, bei der Gasflamme in Augenschein und bemerkte, daß er nicht mir gehöre: »Schauen Sie meinen Rock an, Herr Hofrath, und lassen Sie mich den ihren anschauen. Mir

scheint, wir können das Wechselgeschäft gleich hier abmachen.« Richtig war es so. Ich machte den bei ähnlichen Gelegenheiten landesüblichen Scherz: »Vielleicht ist etwas von Ihrem tragischen Genie in mich hineingefahren.« Er erwiderte in seiner gutmüthigen Weise das Compliment zurückgebend: »Da würde ich dann in anderer Weise aber auch nicht leer ausgehen.« Und ich wieder: »Da kämen Sie übel weg, Sie würden statt guten Stücken schlechte Witze machen. Ich aber kann mich einmal bei Gelegenheit rühmen, mit dem größten Tragiker nur harmonisch conversirt — nie einen Wort- und nur einmal einen Rock-Wechsel mit ihm gehabt zu haben.«

Die Gräfin Flora Fries, Tochter des reichen Bankiers Baron Pereira, war nicht nur eine feingebildete Dame, sondern auch eine überaus wohlthätige Mutter der Armen. Nothleidenden ausgiebig zu helfen war ihre größte Freude: sie wollte ihrer guten Werke wegen nicht gerühmt werden. Einmal hatte Grillparzer nach dem Diner in ihrem Zimmer wieder einige kleine Epigramme vorgelesen; diese waren außerordentlich langweilig, die Gräfin mochte in meinem Gesicht den Eindruck dieser Vorlesungen gemerkt haben. Nachdem Grillparzer fort war, fragte sie mich vor den anderen noch anwesenden Damen: »Ich möchte wissen, was Sie sich während der Vorlesung Grillparzer's gedacht haben.« Ich erwiderte: »O, das kann man schon sagen! Ich dachte mir: das ist so langweilig, daß man aus Desperation an einer kahlen Wand hinaufklettern möchte.« Es kommt oft vor, daß auch Celebritäten die Marotte anwandelt in irgend einer Branche Versuche zu machen, zu welcher sie am wenigsten Begabung besitzen.

Friedrich Fürst von Schwarzenberg.

Der Sohn des berühmten Feldherrn und Siegers in der Schlacht bei Leipzig war ein Mann von Geist und Originalität. Er hatte ein Leben voll von Abenteuern hinter sich. Ich lernte ihn 1843 kennen, kam in verschiedenen Gesellschaften oft mit ihm zusammen; er sprach gerne mit mir und hat auch öfter ein Zeugniß seiner mir wohlwollenden Gesinnung, in seinen als Manuskript gedruckten Schriften, niedergelegt. Er hatte eine Reise durch Frankreich im Gewande eines Handwerkers durchgemacht, um das Volk kennen zu lernen, und auch als Freiwilliger in Spanien gekämpft, war beim Sonderbundkrieg 1847 in die Reihen der Kämpfer für die Rechte der Urcantone eingetreten, kurz er war ein

Cavalier im großen alten Style, Abkömmlung einer alten Fürstenfamilie, Erbe eines großen Namens mit einer angebornen Noblesse. Er sagte: mir wiederholt: »Ich kenne meine Fehler und üblen Gewohnheiten und bedaure dieselben vom Herzen, wer aber die Art meiner Erziehung kennt, welche in die schlechteste Zeit gefallen war, der wird sich am Ende noch wundern, daß ich so geworden bin, wie ich bin und nicht hundert Mal schlechter. Mein Vater hatte keine Zeit sich um meine Erziehung zu kümmern, man verschrieb mir nach damaliger Mode einen Erzieher aus Frankreich, einen wahren Haderlump, der keinen Schuß Pulver werth war.« Wie seine Schreibweise, so waren auch seine Einfälle im Gespräche originell, es war interessant, mit ihm zu sprechen. Als sich eben das Gerücht verbreitet hatte, das Staatsruder von Oesterreich solle einer fremden Persönlichkeit anvertraut werden, begegnete er mir in aufgeregtem Zustande auf dem Michaelerplatz; wenn er über irgend etwas indignirt, oder wie es im Wiener Jargon heißt: fuchtig war, da pflegte er heftig aus aufgetriebenen Wangen Luftstöße herauszublasen und mit abgerissenen, scharfen Bemerkungen dazwischen, seine bitteren Gedanken kund zu geben. Er sagte: Wissen sie schon, wer jetzt das kranke Oesterreich zu retten verspricht, ach! wir brauchten einen tüchtigen, kenntnißreichen entschlossenen Arzt, mit einem politischen Barbiergesellen wird uns kaum geholfen werden.

Er diente als Cavallerie-Officier in Galizien und wußte furchtbare Scenen vom Aufstand der Bauern gegen den Adel zu erzählen. Er bemerkte einst: Ich habe es meinen Collegen öfters gesagt: das Benehmen der Officiere in der Kirche und gegenüber den religiösen Uebungen ist für die Mannschaft sehr lehrreich im Guten, wie im Schlimmen. Ich für meinen Theil habe immer die österliche Beichte vor der Mannschaft der erste mitgemacht; nicht aus Henchelei, denn ich wäre auch so den österlichen Verpflichtungen nachgekommen. Als Officier hielt ich es angezeigt, der Mannschaft gegenüber ein öffentliches Zeugniß abzulegen. Das war auch immer von einer guten Wirkung. Man kannte mich, ich war kein Betbruder; wer aber keine Religion hat und zum Ueberfluß noch die Religion verspottet und verleugnet, der sinkt zum Thiere herab. Ich bin in Spanien öfter, wenn ein Treffen in Aussicht stand, zur Beicht gegangen, habe dies auch öfter offen ausgesprochen; Herren, die einen billigen Spott darüber machen wollten, habe ich erwidert: Wissen Sie, im Kaffeehaus beim Ofen, da ist es eine Kinderei Spaß zu machen, aber der Gedanke, in der nächsten Viertelstunde eine blaue Bohne in

den Bauch zu bekommen, das ist kein Spaß, da ist es angezeigt mit dem Himmel seine Rechnung zu machen. Ich habe als Freiwilliger gekämpft und Sie wissen, daß ich einen Spott auf meinen Muth, eine Insinuation auf Feigheit, durchaus nicht zu dulden habe. Wenn aber der Soldat keine Hoffnung auf den jenseitigen Lohn seiner bitteren Pflichterfüllung hat, der Soldat, der sein Leben für seine Pflicht hergeben soll, da würde es mit der Zeit schlecht aussehen; denn als pures Geschäft betrachtet, ist eine Löhnung von fünf Kreuzern täglich kein Aequivalent, die Strapazen des Krieges zu ertragen und sich am Ende dafür niederschießen oder zusammenhauen zu lassen.

So sprach Schwarzenberg stets mit humoristischer aber unerbittlicher Logik, er wußte sich in seinem Lebenskreise gehörigen Respect zu verschaffen.

Einmal erzählte er mir eine Geschichte aus Gastein. Er hatte in Blouse und Lodenrock mit Bergschuhen eine Alpenpatie gemacht. (Es war vor dem Jahre 1848.) Abends kam er ins Hotel Straubinger in Wildbad-Gastein. Im Speisesalon gab es hochmüthige Bankiers und preußische und deutsche Gäste, höhere Beamte und kleinen Adel, durchwegs Leute, welche über den Gast im Fuhrmannscostume sich höchlich indignirt zeigten und dem Aufwärter sagten, er solle diesem Manne beibringen, daß er in das Schanklocale für Kutscher und Bediente gehe, hier in dieser Gesellschaft aber nichts zu thun habe. Einige der Anwesenden theilten sich ihre Indignation über den Eindringling in französischer Sprache mit. Schwarzenberg ließ sich vom Kellner anscheinend ganz ruhig abschieben, ging in das Haus, in dem er sich ein Zimmer gemiethet und in welches er sein Gepäck sich senden ließ, kleidete sich fein an mit schwarzem Gewand und erschien in einer Viertelstunde darnach, mit dem Matheserorden an der Brust. Die hochnasige Gesellschaft war durch diese Metamorphose beschämt. Es stellte sich heraus, daß man es hier mit Friedrich Fürst Schwarzenberg zu thun habe. Der Wortlaut seiner Zurechtweisung, die er der Tafelrunde angedeihen ließ, ist mir entfallen, dem Sinne nach aber sprach er in Kurzem Folgendes: »In jedem öffentlichen Locale halte ich Jeden für gleichberechtigt, zu erscheinen, der seine Zeche zahlt, und selbst das geht mich nichts an, das ist Sache des Gastwirthes. Da ist mir kein Mensch zu geringe. Ich halte es nicht für angezeigt, Einen aus der Gesellschaft im Gasthause auszumustern, weil er einer geringeren Classe angehört, als jener, in welche ich vom Schicksale hineingestellt bin; mir ist leid, daß ich mich erst durch einen Gewandwechsel würdig machen mußte, in dieser Gesellschaft weilen zu dürfen.«

Allgemeines Schweigen; denn diese Erklärung — war den Gästen offenbar viel unliebsamer — als die Erscheinung des Blousenmannes; sie war eine verdiente Demüthigung.

Wir wiederholen, daß diese Begebenheit vor 1848 sich ereignete ein Umstand, der nicht zu übersehen ist.

Dii minorum gentium.

Es kamen zu Diners außer einigen vornehmen Gästen auch Künstler — und eine Gattung von den diis minorum gentium, die als Unterrichtgeber, Vorleser, kleine Fachgelehrte sich in hohen Familien durch Recommandation eines Hauses an das andere ein gewisses kleines Renommée erworben. Den in damaliger Zeit noch geschätzten Landschaftsmaler Steinfeld, ein Original-Wienerkind, der zu der derbsten Wienersprache sich immer offen bekannte, fragte ich einmal bei Tische: Sagen Sie mir einmal, Herr von Steinfeld, wie alt sind Sie denn eigentlich; es gibt über Ihr Alter verschiedene Versionen, so daß man sich zuweilen nicht recht auskennt."

»Ja,« sagte Steinfeld in der breitesten Wiener Manier; »das ist schon ein wahres niederträchtiges Spitzbubennummero, das ich auf meinem Buckel droben hab'. Es ist der Fünfundsiebziger." — Es möge eine Episode bezüglich der Alternachfrage hier erwähnt werden. Den einige Jahre über 90 alt gewordenen Director der Maltheserkirche und Ehrencomthur des Ordens Cavaliere Thavonat de Thavon, einen Welschtiroler, der trotz seines sechszigjährigen Aufenthaltes in Wien die deutsche Sprache in der übrigens musikalisch klingenden Manier der Italiener behandelte, fragte ich bisweilen, wenn er mir (schon damals über 90 Jahre alt) begegnete: Come sta Signor Commendatore? Er antwortete zumeist deutsch: »Es gehen nikt gut, es gehen slekt. Ik oben su viel Johren, wonn Sie anen wissen, wos kon brauchen Johren, ick konn aufworten mit ßehen, ßwanßig, auck mehr, ick werde die Johren senken mit vielen Vergnügen, werde immer nock genuk oben«. Es wird noch oft erzählt — daß er auch die Kirchengebete malträtirte und z. B. statt „unsere Mittlerin, unsere Fürsprecherin", die Worte so aussprach, daß sie wie „unsere Müllerin, unsere Fischbäckerin" in der Ferne geklungen haben.

Eine eigenthümliche Erscheinung in mehreren adeligen Familien war ein Herr Fladung — ein kleiner dicker ältlicher Mann, der über

Naturgeschichte im Allgemeinen — über Botanik, Mineralogie, Zoologie, Chemie u. s. w. insbesondere, entweder Lectionen für Töchter oder Vorlesungen im Großen für Damen gab. Er gerirte sich überaus höflich und zuvorkommend, und war in allen seinen Aeußerungen ein sehr lehrreiches Gefäß — er schrieb auch einige kleinere Broschüren über die besagten Wissenschaften; jedenfalls wurde seine Gelehrsamkeit durch seine Höflichkeit und sein feines artiges Auftreten weit überwogen. Ein Herr v. P. war wieder ein vielbekannter Gesellschafter, ein beliebter Gast auf Schlössern während des Sommer- und Herbstaufenthaltes. Er machte Jagden und Unterhaltungeu mit — führte stets einige Bücher Anekdoten in eigener Handschrift mit sich, war überall gern gesehen, weil er eine unbezahlbar hochgeschätzte Eigenschaft besaß: — nichts hin und her zu tragen, über das Unangenehme, was er sah und erfuhr — klug und edel zu schweigen, die Leute nicht durcheinanderzuhetzen, sie nur zu unterhalten — aber nicht die einen, seine freundlichen Wirthe, auf Kosten der anderen. Das machte ihn allgemein beliebt bei Herren und Damen. Sein Leben ging in vielen Jahren in perennirenden Besuchen dahin — als er einmal aus dem Wagen stieg, um sich auf einer Jagd an seinen Stand zu verfügen, ging das Jagdgewehr, welches er vor sich auf den Boden stellte, los — und die Kugel durchbohrte seine Brust.

Man betrauerte ihn allgemein in seinen Kreisen: Den armen Herren v. P., der durch ein Jagdunglück sein Leben enden mußte.

Zu Humboldt's Seelenmord.*)

Nachdem die Veröffentlichung der Briefe Humboldt's an Varnhagen durch die Ludmilla Assing — (in welchen Briefen der gemeinste Hohn gegen die königl. preußische Familie enthalten ist, der Humboldt hohen Gehalt hohe Ehrenstellen, alle Gunst, alle Geduld, mit der sie den langweiligen Vorleser, um ihn zu schonen, in vielen Abenden — angehört, zu verdanken gehabt hat) den Charakter Humboldt's als im hohen Grade erbärmlich und verachtenswerth erwiesen hat — kam der Jude Kohut, um demselben Humboldt für seine Judenfreundschaft ein Monument zu setzen, bei welchem Bau am Sockel, unter vielen anderen christlichen Carricaturen auch Sebastian Brunnner ad majorem Judaeorum et Humboldtii gloriam figuriren sollte.

---

*) Alexander von Humboldt und das Judenthum. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Adolph Kohut. Leipzig. Pardubitz. 1871.

Freilich sind die Schmähungen des Juden auf blöde Lügen basirt — was den Herrn Kohut und Comp. nicht genirt.

In Kohut's Buch heißt es S. 5:

»Sebastian Brunner, der berüchtigte Redacteur der ‚Wiener Kirchen-Zeitung' hatte aus den Bildern der Natur einige Stellen des ‚Kosmos', namentlich aus den Humboldt'schen Ansichten über die verschiedenen elektrischen Erscheinungen und ihre Ursachen herausgefunden, daß der Stolz des deutschen Volkes »ein Seelenmörder« sei und nichts von der Schöpfungsgeschichte begreife. Diese pfäffische Rabulisterei benützte ein französisches Journal, die ‚Debats', (Notorisches Judenblatt), zu zeigen, bis zu welcher Höhe ‚die kirchliche Intoleranz angeschwollen sei.' Natürlich hatten die ‚Debats' sich dabei auf keine Polemik eingelassen, sondern lediglich das Factum sprechen lassen. Nun aber nahmen der ultramontane ‚Univers' und sein famoser Redacteur Veulliot, den Kampf für die ‚Wiener Kirchen-Zeitung' — nobile par fratrum*) — auf, indem sie zunächst als Folge jener ketzerischen Doctorinen den Verlust der Gnade und den ewigen Tod bezeichneten, die Verbreiter solcher falschen Lehren aber gemäß dem Ausspruche der frommen Väter und Gelehrten, Seelenvergifter, Meuchler, Mörder nannten.«

Wir unterbrechen hier den Redestrom des eben so begeisterten, als verlogenen Mauschels, mit der Bemerkung, daß die »Kirchenzeitung« von all dem Unsinn, den der besagte Vertreter der Mauschelei hier vorbringt — nichts gesagt hat. Das machen sich so die Journaljuden nach Judenbedürfniß zusammen, um ein, wenn auch fingirtes Object zum schimpfen und verspeien und verspöttzeln zu haben. Nachdem Kohut auch dem »Univers« allerhand verlogene Citate hinaufdisputirt, fährt er fort:

»Hiebei zeigt sich die eigenthümliche, sehr merkwürdige Thatsache, daß die Feinde und Gegner des genialen Naturforschers auch die wüthensten Verfolger der Juden und des Judenthums sind. Derselbe Herr Veuillot und Brunner überschütteten bekanntlich das jüdische Volk, seit einer langen Reihe von Decennien**) mit der bittersten Schale ihres Ingrimmes.***) Die Schimpf- und Spottnamen der beiden sauberen Blätter gegen die Juden würden ein

*) Wenigstens hat man die beiden noch nie als Gauner, Wucherer und auch als Blutsauger des Volkes bezeichnet.

**) Was so eine exorbitante Talmud-Bocher-Phantasie für Vergrößerungsgläser und für Zeitmesser in der Tasche hat! Eine lange Reihe von Decennien! Hast du gesehen! Ungefähr 20 Decennien, das wäre so eine lange Reihe von 200 Johren!

***) Die „Kirchen-Zeitung" brachte statistischeVerbrecherausweise, bei welchen die Juden eine Reihe von Jahrhunderten, nicht blos Decennien großartig figuriren; während die Juden ihren Ingrimm über die „Kirchen-Zeitung" ausgossen.

sehr voluminöses Buch bilden. So sagte z. B. erst vor Kurzem die ‚Wiener Kirchen-Zeitung‘: ‚Ein Grundzug der Juden ist ihr Haß gegen jede in Europa in Recht und Kraft bestehende Nationalität, besonders gegen die Deutschen.‘ Ist wohl jemals mehr Unsinn und Bosheit zusammen ausgeheckt worden? Fürwahr! Wäre der Gedanke nicht so verwünscht gescheidt, man wäre versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.« —

Wir fragen erstens: Warum hat sich gehütet der Mauschel zu citiren ganz genau den Jahrgang, den Artikel, die Nummer, die Seite und den Wortlaut und Zusammenhang — der »Kirchenzeitung«! Wir fragen zweitens: Weiß der Mauschel nicht — daß im Schulchan Aruch sogar der Haß und Betrug gegenüber den Gojim oder Akum in so vielen Gesetzen ausdrücklich gelehrt wird? — Wo ist also die Dummheit und mehr noch: wo ist die Niederträchtigkeit zu suchen?

Zwei große Männer aus der Zeit des österreichischen Bürgerministeriums.

Statt einen politischen Schwefel über das famose Bürgerministerium zusammenzuschwätzen, wollen wir hier nur ein paar constatirte Thatsachen folgen lassen. Als das Bürgerministerium ans Brett kam, da wußte jener Theil der öffentlichen Meinungmacher, der es vor Allem auf den eigenen Profit abgesehen hat, diese großen Männer in den Himmel zu erheben. Im Jahre 1864 hat ein Herr Schram herausgegeben: »Album von Autographen hervorragender Personen der Vergangenheit und Gegenwart.« In der 3. Lieferung finden sich: Mathes v. Thurn; Elisabeth Stuart, Gemalin des Winterkönigs; Peter der Große; Katharina I.; Czarin Elisabeth; Peter III.; Katharina II.; Ostermann, russischer Großkanzler; Dr. J. N. Berger; Dr. Alexander J. Schindler.

Wenn die Weltgeschichte eine Person wäre, so müßte sie ganz paff werden, wenn sie die letzten zwei »großen Männer« in ihren Annalen eingetragen finden möchte.

Der Herausgeber Schram ist eben nicht die Weltgeschichte — er wird es wissen, warum er diese beiden großen Männer in sein Album hineingeschmuggelt; er hat eben von seinem Rechte als Staatsbürger, sich seine großen Männer selber aufzustellen, den ausgiebigsten Gebrauch gemacht und schreibt in Begeisterung als Einleitung zu ihren Autographen Folgendes:

»Dr. J. N. Berger und Dr. Alex. Jul. Schindler, zwei der hervorragendsten Männer des österreichischen Parlamentes, Beide zur liberalen Opposition des Unterhauses zählend, Beide geistreich, schlagfertig und redemächtig; ersterer mehr scharfsinnig, zersetzend und überzeugend, letzterer mehr durch Witz und Anmuth der Rede fesselnd und gewinnend.«*) Daß die weit ausgedehnten Berufsgeschäfte den vielgesuchten Advocaten Berger dem pseudonymen Dichter „Sternau" und den Notar Schindler, dem „Julius von der Traun" nicht ganz zu entfremden vermochten, beweisen nachstehende Zeilen:

»Memoiren: Versuch es nur und schreibe treu
In's Tagebuch den Alltagsbreu.
Nach deinem Tod verkauft die Nichte
Daraus sechs Bände Weltgeschichte.«

»Productivität: Wer täglich eine Seite dichtet
Hat einen Band im Jahr errichtet.

Aus meinen Photogramen. Dr. J. N. Berger.«

Schindler: »Sie wünschen etwas von dem Dichter Julius von der Traun. Mir ist in diesen Tagen von ihm nichts gegenwärtig, als der Waidmannsspruch:

Was gut ist pfleg' und heg' allweg,
Was schlecht ist schlag und jag alltag.

15. Juni 1864. Alex. Jul. Schindler.«

Zum Glücke hat Dr. Berger den Versuch nicht gemacht, sechs Bände seines Alltagsbreus (?) als Weltgeschichte herauszugeben. Jedenfalls hätte ihm eine Bekanntschaft mit der deutschen Rechtschreibung nicht geschadet; man schreibt nicht Breu sondern Brei. Als Dichter ist Berger allerdings, ganz richtig geschrieben, ein Alltagsbreiverfertiger gewesen.

Wenn Schindler schreibt: Was gut ist, pfleg' und heg allweg', so ist im Proceß Ofenheim gerichtlich constatirt worden, daß derselbige Schindler eigenhändig (autographisch) eine galizische Bahngesellschaft um eine Betheiligung (als Volksvertreter) angebettelt hat; derlei Betheiligungen für Abgeordnete wurden nach Tausenden von Gulden berechnet!! — Seit dieser für den großen Volksvertreter sehr unliebsamen Affaire wußte man nicht nur, woher er sein Geld bekommen hat, man konnte es ihm auch bei jeder Gelegenheit ins Gesicht sagen. Aehnlich war es beim uneigennützigen Volksmanne, dem Haupte des Bürgerministeriums, Giskra. Es wurde im Processe Ofenheim constatirt, daß er nur von dieser einen

*) Roher Hohn und Spott, ohne „Witz und Anmuth!" „Gewinnend!" o das ohne Rast! Auch fesselnd war er nie — jedoch: gefesselt fast!

Bahn eine Bestechung von 100.000 fl. (er nannte es in seiner Verlegenheit sehr schnippisch und naiv vor Gericht: ein Trinkgeld) bekommen hat, auch von da an konnte man diesem »großen Volksmanne« ins Gesicht sagen, wie er zu seinem »großen« Gelde gekommen, nachdem er mit zerrissenen Stiefeln in Wien seinen Einzug gehalten.

Allgemeines Schweigen. Schindler schwieg und seine Vertheidigung schwieg, trotzdem, daß die »Wiener Kirchen-Zeitung« dem Schindler und seinen Freunden den ganzen unten gebrachten Vorgang in Wien auftischte. — Dieser Volksmann wurde darnach im Bezirke Neubau nicht mehr zum Abgeordneten gewählt, trotzdem er außerordentliche Anstrengungen hiefür gemacht hat. Bei den Wählern war dieser sehr interessante Fall aus der Strafjustizpflege bekannt geworden, und diesem Umstande war es zu verdanken, daß es mit seiner politischen Rolle aus war.

Er, der früher arme Mann, konnte sich das königlich bayerische großartige Lustschloß Leopoldskron bei Salzburg kaufen. Nach seinem Tode erschienen in den Rabbinerblättern Oesterreichs glänzende Nekrologe, und selbst die sonst doch vorsichtige »Allgemeine Zeitung« in München wurde durch einen lauttönenden Lobhymnus über den Verlust dieser Perle aus dem Hause der österreichischen Kronwächter — hinter's Licht geführt.

Seither wird diese glänzende Periode des österreichischen Parlamentir-Regimes das Trinkgelderministerium genannt. Diese armen Volksmänner! nicht einmal den Bettel ihrer eingehamsterten Hunderttausende hat man denselben nach ihrem sehr wohlverdienten Abtritte vom politischen Schauplatze in Ruhe genießen lassen.

Derselbige Giskra wollte vor 1848 Professor in Innsbruck werden und führte in dem Bittgesuche als Hauptgrund seine Loyalität gegen das Kaiserhaus an, weil er vom Erzherzoge Ludwig mehrere Jahre eine jährliche Unterstützung von 300 fl. erhalten. Im Jahre 1848 war es mit der Loyalität aus; er erklärte in Frankfurt, daß es nicht eher besser wird, bis alle Diademe erbleichen und alle Kronen zerbrechen. Im Jahre 1868 wehte wieder ein anderer Wind, und der große Charakter schwur seinen Eid als Minister und k. k. Geheimrath.

Der große Volksmann Schindler wurde in den »Historisch-politischen Blättern«, München 1867, S. 903 bis 906, dargestellt; der Bericht betont, Schindler habe als Notar in einer Vertretung 30 Napoleonsd'or derartig verwendet (aber nicht im Dienste seiner Auftraggeber), daß mehr als ein halbes Dutzend gewiegter praktischer Juristen des Landes- und Oberlandesgerichtes in Wien in diesem Falle gemeine Verbrechen er-

kannten, nur schwankten sie mit der Bezeichnung derselben zwischen Veruntreuung und Betrug.

Der im Zuge befindliche Proceß wurde, dem liberalen Kampfgenossen zuliebe, einfach niedergeschlagen. Hofrath Kagerbauer, zugleich Oberstaatsanwalt, nahm sich des armen bedrängten Mannes an und suchte diese schwerwiegende Anklage in einer Erklärung an die »Historisch-politischen Blätter« abzuschwächen. Der Einsender obiger Beschuldigung aber hielt sogleich darauf seine ganze Anklage gegen die Erklärung Dr. Kagerbauer's aufrecht, mit dem Beisatze: daß in der Kagerbauer'schen Erklärung die folgenschwersten Thatsachen nicht in Abrede gestellt werden konnten.

Dieser Schlag war aber noch nicht genug. Im folgenden Bande der »Historisch-politischen Blätter«, S. 246 bis 248, hielt ein Jurist die Anklage auf Betrug und Veruntreuung wiederholt aufrecht. Der Artikel lautet: Ein juridisches Gutachten in der Dreißig-Napoleonsgeschichte. Motto: Ex ore tuo te judico. Darin wird in sieben Puncten der Versuch des Oberstaatsanwaltes Kagerbauer, den Schindler rein zu waschen, derartig geradwegs zermalmt, daß dieser Herr und alle seine liberalen Genossen und auch sein Pflegling Schindler sich nur durch ein mäuschenstilles Schweigen bemerkbar machen konnten.

So stand es mit der Ethik der beiden Dioscuren des Liberalismus, die zur Zeit ihrer Herrschaft nicht genug der Tugend-Entrüstung über Kirche, Pfaffen und Mönche aufbringen konnten!

Schindler hat einmal im Parlamente dem Clerus Tell's Worte an Geßler zugerufen: Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen. — Nun ist aber die Zeit des Stillestehens seiner Uhr viel früher hereingebrochen.

Ein Denkpfennig an einen Gerichtspräsidenten.

Nachdem Brunner in der »Wiener Kirchen-Zeitung« dem Treiben der Schreibjuden in Wien, welche unablässig und ungehindert die Kirche und das positive Christenthum zum Gegenstande ihres Hohnes und ihrer knoblauchduftigen Witze machten, entschieden entgegengetreten war, bezeichneten die Rabbinerblätter diese herausgeforderte Nothwehr als Fanatismus und Judenhetze, und der jüdische Redacteur Kuranda beschuldigte Brunner wegen der gegen die Juden gerichteten Artikel geradewegs des Mordes. Echt jüdisch!

Brunner klagte. Der Jude erschien, mit dem Advocaten und nachmaligen Sprechminister Berger bewaffnet; das Präsidium führte der Landesgerichtsrath Frühwald, der aus unbekannten Gründen den Juden in der ganzen Procedur derartig begünstigte, daß die »Berliner Revue« (1861) dies Verfahren in einer dem Präsidenten nichts weniger als schmeichelhaften Weise schilderte und zum Schlusse kam, daß es in Oesterreich jetzt auch ein neues Verbrechen, das crimen laesae Majestatis Judaicae gäbe.

Der Jude wurde freigesprochen, aber selbst in Wien war die Schrift eines Juristen über diesen Fall erschienen, welche die ungerechtfertigte Begünstigung des Juden von Seite des Herrn Präsidenten bloßlegte.

Im Jahre 1862 hatte derselbe Frühwald als Gemeinderath die Schulbrüder in Wien einer schlechten Waisen-Erziehung beschuldigt, weil $^{9}/_{10}$ dieser Schulbrüder Ausländer seien (es waren Rheinpreußen), »denen schon deshalb wenig Liebe zu den Zöglingen zugemuthet werden kann.«

Frühwald wurde das Unrecht dieser Anschuldigung in der »Kirchen-Zeitung« eclatant nachgewiesen, und Brunner widmete nun öffentlich in der »Kirchen-Zeitung« zu Wien diesem Herrn ein Capitel über die Leistungen desselben als juridischer Schriftsteller, welches dieser Frühwald stillschweigend über sich ergehen lassen mußte. Das Gericht über Frühwald lautet wörtlich wie folgt:

1. »Herr Frühwald ist Verfasser der Schrift: Handbuch des allgemeinen Strafprocesses für das Kaiserthum Oesterreich. — In Haimerl's Magazin der Rechts- und Staatswissenschaft bringt Professor Wessely dieses Buch zur Anzeige auf Anforderung der Redaction, »er thut es ungern, im Vorhinein überzeugt, daß ihm der Verfasser (Frühwald) wenig Dank dafür wissen wird«. Nachdem Dr. Wessely die ganze Mache als kein besonders günstiges Zeugniß für Frühwald's Fähigkeiten erklärt, so daß man von den Anforderungen, die vom Standpuncte der Wissenschaft an dieses Buch gestellt werden könnten, ganz absehen müsse, erscheint darin folgende höchst bedenkliche Anklage:

2. »Außer einer in der Einleitung gegebenen kürzeren Geschichte der österreichischen Gesetzgebung über das Strafverfahren, welche aber, nach einer vom Verfasser selbst nachträglich gegebenen Erklärung, nur ein Auszug ist aus der vom Herrn Ministerialrath und Professor Hye herrührenden rechtshistorischen Ausführung seines (damals) noch unter der Presse befindlichen Werkes, von welchem der Verfasser (Frühwald) dieses Handbuches zufällig den ersten schon seit mehreren Monaten gedruckten Aus-

hängebogen zur Hand hatte und für sein Handbuch benützte, hat der Verfasser (Frühwald) für die historisch-dogmatische Auffassung des Gesetzes nichts gethan.« — — —

3. Aus dieser Besprechung ergibt sich, daß in dem abgeschabten Rocke nur Ein gutes Stück Tuch zu finden ist und daß dieses der Verfasser dem Besitzer eines guten Gewandes aus demselben herausgeschnitten hat. Auch ist in dieser Besprechung die Stellung Frühwald's als Literat im Gebiete der Rechtswissenschaft als eine derartige bezeichnet, daß vom Standpuncte der Wissenschaft an sein Buch gar keine Anforderung gestellt werden kann. Für Nichtbefähigung kann man Jemand freilich erst dann verantwortlich machen, wenn sich derselbe hervordrängt.

4. Frühwald hat, als er sein Buch drucken ließ, aus einem Aushängebogen über denselben Gegenstand von Dr. Ritter v. Hye sich fremdes, noch unveröffentlichtes literarisches Eigenthum unter sehr erschwerenden Umständen angeeignet. Frühwald's Werk erschien früher, als das des in der juridischen Welt rühmlich bekannten Hye, somit mußte nun, als Hye's Buch erschien, der Leser auf den Gedanken kommen: Hye habe den Frühwald bestohlen, während das Gegentheil der Fall war.

5. Wie Hye diese Angelegenheit von demselben Standpuncte ansehen mußte und ansah, geht aus dem thatsächlichen Umstande hervor, daß sich Hye im Interesse seines Rufes als juridischer Schriftsteller und im Interesse seiner Ehre genöthigt sah, als er Frühwald's Buch noch vor dem Erscheinen seines eigenen ansichtig wurde, und darin unbestritten die Früchte seiner Forschungen und seines Nachdenkens auf eine auffallende und unerhörte Weise ausgebeutet fand, den Frühwald, wie man sagt, bei der Hand in der Tasche zu fassen und denselben zu einer Erklärung zu nöthigen, die constatiren mußte: daß Frühwald sich des literarischen Eigenthums Hye's bemächtiget, noch ehe dasselbe die Presse verlassen.

6. Frühwald konnte einer förmlichen Klage wegen erwiesener widerrechtlicher Aneignung fremden literarischen Eigenthums (wohlgemerkt: noch ehe dasselbe der Oeffentlichkeit übergeben war) nur dadurch entgehen, daß er sich nothgedrungen zu einer öffentlichen Erklärung herbeiließ — er mußte sich auf des rechtmäßigen Eigenthümers Befehl eigenhändig das Armensünderglöcklein läuten.

7. In dieser Erklärung gab der Jurist Frühwald an, er sei zufällig in den Besitz jenes von ihm benützten Aushängebogens gekommen! Diese Zufälligkeit wurde schon von Professor Wessely dem unglücklichen Benützer

mit einer vernichtenden Ironie unter's Gesicht gehalten. Wer hat noch nicht die komische Geschichte vom Juden gehört, der das Felleisen eines Handwerksburschen stahl, den er schlafend fand. Der Jude suchte sich vor Gericht mit der phantasiereichen Ausflucht zu helfen: er habe das Felleisen gefunden. Der Richter (kein Judenprotector) sagte lächelnd: Aber Du mußt ja den Handwerksburschen neben dem Felleisen schlafend gesehen haben? Der Jude, um eine Antwort nicht verlegen, erwiderte: Verzeihen Sie, Euer Gnaden, gnädigster Herr Richter, ich habe zufällig zwei gefunden, einen Handwerksburschen und einen Felleisen. Den Handwerksburschen hab' ich liegen geloßt und den Felleisen hab' ich aufgehebt, was ist der mehr?

8. Es ergibt sich die Frage: ob ein Jurist, der erst, nachdem er im besagten Falle vom Autor des ausgebeuteten Buches gepackt wird, sich mit der Ausflucht zu helfen sucht, er sei zufällig in den Besitz eines Aushängebogens gekommen, noch ferner den Namen eines Juristen beibehalten und auf ein Werk über das Strafgesetz seinen Namen hinschreiben kann, ohne sich im allermindesten Falle unendlich lächerlich und noch etwas mehr zu machen?

9. Liegt in diesem Falle nicht gerade in der merkwürdigen Combination der erschwerende Umstand, daß der Bestohlene auch noch dazu als Entwender erscheint, d. h. daß der Thäter für sich die Ehre beansprucht, während er gerade auf den Beschädigten die Schmach der Entwendung hinaufwirft?

10. Nun kommen wir zum Schlusse auf den Beweis, daß der Gemeinderath Frühwald nicht nur die Frage beantworten muß: ob er wirklich Verbrecher weiß, die im Waisenhaus unter der Leitung der Schulbrüder ihre Erziehung erhielten und sodann, daß er auch die Frage beantworten muß, ob die Schulbrüder durch Beibringung schlechter Grundsätze oder durch verschuldete Vernachlässigung, um eines oder mehrerer solcher Verbrecher willen, öffentlich beschimpft werden können.

11. Dann müßte man auch die juridische Facultät zu Wien beschuldigen, sie habe die widerrechtliche Aneignung fremden literarischen Eigenthums gelehrt, oder die philosophische Facultät, sie habe das siebente Gebot nicht begründet — wenn ein Schüler dieser beiden Facultäten in der Folge sich beikommen läßt, fremdes literarisches Eigenthum sich aus noch nicht publicirten Werken durch Vermittlung erlangter Aushängebogen anzueignen, und es für das seine auszugeben.*)

*) Die ganze Geschichte hat in der juridischen Welt Wiens kein geringes Aufsehen erregt und Frühwald hat sich dadurch einen Ruf begründet.

12. Wie nun damals Frühwald gezwungen wurde, offen zu erklären — daß die in seinem Buche enthaltene Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung Eigenthum Hye's sei, so muß er jetzt öffentlich im Gemeinderathe, wo er die Schulbrüder angegriffen — die ersten zwei Fragen beantworten, und für seine Anschuldigung den Beweis beibringen, oder wenn er das nicht kann, seine Aussage als eine Unwahrheit und Verleumdung öffentlich zurücknehmen!

Durch Schweigen kann sich Frühwald nicht aus der Schlinge ziehen, es gibt auch ein Strafgesetz der gerechten öffentlichen Meinung und bei diesem läßt sich auf keine Verjährung hoffen!« — —

Das Alles ließ sich der präsidentliche Freisprecher des Schimpfjuden ins Gesicht hineinschreiben und drucken — er rührte sich nicht! Sämmtliche Rabbinerblätter Wiens hatten über ihn ihre schützenden Flügel gebreitet.

Enthüllungen über Erziehung, Schulwesen und die Stellung der Kirche, gegenüber der Schule vor und nach 1848.

Die modernen Schulzustände in Oesterreich, und die Wurzeln, aus denen dieselben aufgesprossen sind, müssen vor allem Anderen beachtet werden.

Die höhere Erziehungskunde von Milde, welche an 40 Jahre lang auf allen Lehranstalten Oesterreichs vorgeschriebenes Lehrbuch gewesen — das besonders Theologen und Hörer der philosophischen Doctrinen studiren mußten — ist in neuester Zeit wieder gedruckt und empfohlen worden. Wir werden auf den Herausgeber zurückkommen.

Milde, in Brünn 1777 geboren, wirkte in Wien von 1805—1810 als Professor der sogenannten: »höheren Erziehungskunde« und gab ein zweibändiges Werk über diesen Gegenstand heraus, welches sich als eine Sammlung der rationalistischen Erziehungsmethoden vom Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts herausstellt.

Die bekannten Eintheilungen und Redensarten der Kant'schen Philosophie sind allenthalben in dieser Schrift angewendet und angebracht. Kaiser Franz I. hatte die Errichtung öffentlicher Lehrstühle für die höhere Erziehungskunde beschlossen.

Milde widmete nun sein Lehrbuch dem Kaiser und ließ sich in dieser Widmung also vernehmen:

»Durch diese allerhöchste Verfügung soll einem wichtigen Bedürfnisse des Erziehungswesens abgeholfen werden; denn der Erfolg der öffentlichen und der Privaterziehung hängt nicht allein von dem guten Willen und dem Eifer, sondern auch von der Geschicklichkeit Derjenigen ab, denen der Staat oder der Privatmann seine Kinder anvertraut; dadurch soll es Jedem, der sich diesem wichtigen Geschäfte widmet, möglich gemacht werden, sich die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben; dadurch sollen nach und nach deutliche Einsichten, und feste Grundsätze an die Stelle hergebrachter Gewohnheiten und dunkler, oft irriger Maximen treten. Euer Majestät haben durch diese allerhöchste Entschließung die fortschreitende Verbesserung ihrer Lehr- und Erziehungsanstalten begründet, und die Zukunft wird die wohlthätigen Früchte anschaulich darstellen.«

»Um zur Erreichung eines so wichtigen Zweckes nach meinen Kräften beizutragen, habe ich dieses Lehrbuch der Erziehungskunde verfertigt, welches ich Euer Majestät in tiefster Ehrfurcht zu Füßen lege, mit dem Wunsche: Möge die Vorsehung Ihre Bemühungen um das Wohl Ihrer Völker segnen und Ihrem Herzen die süße Belohnung gewähren, zu sehen, wie durch die verbesserte Erziehung die Wohlfahrt einzelner Familien, wie des ganzen Staates immer mehr und mehr entwickelt und befördert wird.

Euer Majestät unterthänigst gehorsamster V. E. M.«

Daß Kaiser Franz diese »höhere Erziehungskunde« nicht durchgelesen, ist so ziemlich sicher. Dem Alleinherrscher, dem noch dazu während der französischen Kriegswirren täglich hunderte von Actenstücken zur Unterschrift vorgelegt wurden, und der alles, was er unterschrieb, früher prüfend durchzulesen pflegte, hatte offenbar keine Zeit, Lehrbücher zu lesen; die Widmung an ihn hatte er aber gewiß, ehe er die Erlaubniß zu derselben gab, selber durchgesehen, sie machte auf ihn einen derartigen Eindruck, daß er Milde nicht mehr aus den Augen verlor.

Das Werk (2 Bände), wurde an sämmtlichen österreichischen Universitäten als Lehrbuch vorgeschrieben. Der Kaiser hoffte auf die in der Widmung angegebenen wohlthätigen Früchte für die Zukunft; — im Style damaliger Regierungserlässe hätte diese Hoffnung, präcisirt ausgesprochen, lauten müssen: er hoffe, daß durch diese höhere Erziehungskunde gehorsame Unterthanen und friedliche Staatsbürger erzielet werden.

Milde wurde 1823 zum Bischof von Leitmeritz und 1832 zum Erzbischof von Wien ernannt und starb 1853.

Es sind im katholischen Deutschland die specifisch nicht christlichen Erziehungsmethoden bereits glücklich abgethan. Naturalismus, Rationa-

lismus, Humanismus, Eudämonismus, Utilitarismus und der die Behörden captiviren und blenden sollende »Patriotismus« — haben bisher in heranwachsenden jugendlichen Schwefelbanden so auffällige Früchte gezeitigt — daß die Pädagogen, welche in den angeführten Systemen das Heil gesucht haben — nicht mehr wissen, wie sie ihre Verlegenheit verbergen, und was sie zur Abwendung der hereinbrechenden Schwerenoth beginnen sollen.

Den Quell des Lebens haben sie verleugnet und sich selber einen Brunnen gegraben. Sehr entschieden sagt ein Schweizer in einer jüngst erschienenen Erziehungslehre*): »Alle Menschen sind zur Nachfolge Christi berufen und in der Ebenbildlichkeit mit Christus liegt das Heil der Erziehungsthätigkeit. Christus aber ist Gottmensch, d. h. in ihm ist die göttliche und die menschliche Natur zu einer Person vereinigt. Wir können daher Christo nur ähnlich werden, wenn das Natürliche und Uebernatürliche in uns zur persönlichen Einheit und Harmonie vereinigt ist, d. i. wenn unsere Natur dem göttlichen Willen sich unterwirft und der göttliche Wille vollständig in uns herrscht. Das ist das Ziel, der Endpunct einer jeden wahrhaft christlichen Erziehung, und daher beten wir nach der Anweisung unseres Herrn täglich zu Gott: Dein Wille geschehe, so wie im Himmel also auch auf Erden.«

Dieses Programm widerspricht freilich den Plänen sämmtlicher unchristlicher Erziehungskünstler. Man muß eben auch diese Programme und Theorien nach dem Ausspruche Christi abschätzen: »An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.«

Trauriges und Drolliges.

Vom besagten Lehrbuch Milde's erschien im Jahre 1811 der erste, im Jahre 1813 der zweite Band. Milde stand damals im 34. bis 36. Lebensjahre.

Das ganze Werk trägt, wie schon angedeutet worden, das Gepräge des damals im protestantischen Deutschland herrschenden Rationalismus und der in diesem Systeme aufgeschossenen Erziehungsliteratur.

Das Muster, nach welchem Milde's Erziehungskunde angefertigt wurde, liegt im Erziehungsplan des alten Basedow (geb. 1723, † 1790). Dieser Erziehungskünstler machte bekanntlich die Glückseligkeit des Individuums zum obersten ethischen Principe und zum höchsten Endzwecke.**)

---

*) Leitfaden der Erziehungslehre besonders für Lehrer und die es werden wollen. Von Heinrich Baumgartner, Director des freien kath. Lehrerseminars in Zug. 2. Auflage Freiburg, Herder 1885.

**) Praktische Philosophie für alle Stände. Kopenhagen und Leipzig, 1785. 2 Theile.

Im Jahre 1773 hatte Basedow's Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker schon die dritte Auflage erlebt. Ein Universal-Erziehungsbuch, ohne Unterschied der Religion. Das Vorwort gibt schon den Grundton an. Es soll ohne Anstoß nicht nur für Kinder aller Christen, sondern auch der Juden und Mohammedaner vollkommen brauchbar sein, nur der Unterricht in einer geoffenbarten Religion bleibt ausgeschlossen. Nur in der Form des allgemeinen Christenthums darf aus Gnade und Nachsicht ein Unterricht ertheilt werden. Dieser glänzende Plan einer Reformation des ganzen Menschengeschlechtes durch die moderne Schule machte durch den Lärm der Ankündigung auch katholische Geistliche in jener Zeit ganz paff; so wurde z. B. der persönlich fromme Fürstbischof von Würzburg durch seinen Oberschulmeister Oberthür dafür gewonnen.

Nach der Ansicht Oberthür's sollten alle Differenzen der verschiedenen christlichen Confessionen verschwinden, alle sollten sich durch die moderne Erziehung zu einem »Bruderbunde« vereinigen! Aus der katholischen Kirche sollte eine kosmopolitische Menschheits-Beglückungsanstalt werden. Der Fürstbischof Franz Ludwig erwartete für die Wissenschaft das Heil von Kantianern, die er nach Würzburg berief. Er selber für sich blieb dem Willen nach ganz gut katholisch, ein ganz guter Mann, aber ein sehr trauriger Philosoph und Theolog; er vermochte nicht einzusehen, wohin die Consequenzen dieser neuen Philosopheme führen mußten!

Erst nach Jahren ist es ihm klar geworden, daß die Ansichten und Ausführungen Oberthür's mit dem Geiste der Kirche nicht in Einklang zu bringen seien. Dann hörte auch das freundschaftliche Verhältniß zwischen Beiden auf. Persönlich war Oberthür ein edler Mensch, aufopfernd, wohlthätig. 1821 wurde er bei Reorganisation des Domcapitels Domherr zu Würzburg; er starb 1831. Sein Vermögen, 24.300 fl., vermachte er den Armen in einer eigenen Stiftungsurkunde.

Wir kommen wieder auf Basedow zurück. Es lohnt sich der Mühe, das Leben des Erfinders vom Universalpulver für Erziehung und Menschenglück ein wenig zu betrachten. Als Knabe entfloh er seinem Vater und wurde Bedienter. Eingefangen, kam er in's Joanneum, machte seinen Mitschülern die Aufgaben für Geld, das er vergeudete.

In Leipzig hörte er theologische Vorlesungen, aber das war nicht nach seinem Geschmack. Er wurde Hofmeister und 1753 Professor der Moral zu Seröe. Wegen Heterodoxie an das Gymnasium nach Altona

versetzt, schrieb er 1771 seinen Agathokrator oder »Erziehung künftiger Regenten«. Er machte Reisen und lernte Goethe kennen. (Goethe hat ihm in der Folge den Spitznamen: der tabakschnaubende Basedow aufgebracht.) Seine Erziehungsmethode wurde selbstverständlich von Freimaurern und Juden außerordentlich gepriesen. Goethe empfahl ihn dem Fürsten von Anhalt-Dessau. Dieser errichtete nach seinem Plane 1774 ein Institut zur Erziehung wahrer Menschen.

Die erste Prüfung fiel günstig aus. Besonderes Aufsehen machte bei den anwesenden Herrschaften die Tochter Basedow's, Emilie, durch ihr Lateinsprechen. Sein philanthropisches Archiv beginnt Basedow:

»Sendet Kinder, die Sache ist nicht katholisch, lutherisch oder reformirt, sondern christlich.«

Nach 19 Jahren war das Institut eingegangen. Basedow war ein großer Trinker vor dem Herrn — und in seiner Moral mochte er es als eine Begeisterung für die Universalerziehung der Menschheit ansehen, was Andere für Räusche hielten. Seit 1778, in welchem Jahre er die Direction für Erziehung wahrer Menschen aufgeben mußte, privatisirte er in Dessau. Jedes Jahr unternahm er eine Reise nach Magdeburg, wo er sich Mühe gab, den Kindern das A-B-C durch aus Lebkuchen gemachte Buchstaben beizubringen. In seinen Privaterbauungen suchte er »Verehrer eines höchsten Wesens« heranzubilden. Unter anderen Grillen stellte er auch den Grundsatz auf: Kinder müsse man über die Zeugung belehren, um sie vor geheimen Sünden zu bewahren.

Körperliche Strafen sollen sehr selten angewendet werden; die früher üblichen sind alle zu verwerfen. Durch Einführung allgemeiner Humanität sollte das »goldene Zeitalter« in Aussicht stehen.

Herbst (Protestant) sagt in seinem »Mathias Claudius«, S. 72, über Basedow:

»Den stärksten Ausdruck fand aber diese Richtung, freilich in der Einseitigkeit des Gegensatzes bald zur Carricatur der plattesten Aufklärung und prosaischen Nützlichkeitsanbetung verzerrt, in Joseph Bernhard Basedow. Er war ein geborener Hamburger, ursprünglich Theologe, aus sittlichen Gründen aber nicht in die Reihe der Candidaten aufgenommen worden. Er wandte sich zur Pädagogik, in der er die von Rousseau empfangene Inspiration durch Schrift und bald durch die That ins deutsche Leben einzuführen versuchte. Seiner eigenen Zuversicht, kam das Vertrauen von Fürst und Publicum entgegen.«

Was hier ein gewiß unparteiischer Historiker über sein Nichtaufgenommenwerden in die Reihe der Candidaten sagt, verdient besondere Erwägung. Offenbar hatte sich Basedow auch eine Universal-Moral construirt, und als man diese in der Theologie nicht praktikabel fand, sich auf die Universalerziehung des Menschengeschlechtes geworfen.

Ueber Basedow sagt Hillebrand: *)

»Bereits vor Herausgabe seines Elementarwerkes hatte Basedow eine größere Anzahl Religionsschriften bekannt gemacht, die mehr wegen ihres dreisten Tones, womit sie in den Geist der Zeit einstimmten, als durch wissenschaftliche Haltung Bedeutung gewannen. Die Männer der ernsteren Wissenschaftlichkeit fanden daher mit Recht großes Bedenken bei der Charlatanerie, womit die neue Rousseau'sche Naturmethode bei uns betrieben wurde, indem man die Jugend ohne den hohen geistigen Ernst über jede Schwierigkeit hinweg, zu flatterhafter Weisheit potenziren wollte und Herder mochte Basedow nicht einmal Kälber zur Erziehung geben, geschweige Menschen«.

Der zweite in dieser Reihe war Pestalozzi, 1746 in Zürich geboren und von einer frommen Mutter erzogen. Er behauptete Anfangs, nur Religion sei der wahre Grund der Erziehung. Aber der ungeheure Einfluß Rousseau's ging auch an Pestalozzi nicht spurlos vorüber. Er nimmt drei Zustände des Menschen an: den thierischen, den gesellschaftlichen und zum Schlusse den sittlichen. Erst der sittliche Wille erlöst den Menschen. Diese Erlösung des Menschengeschlechtes durch sich selbst ist die Aufgabe der Erziehung. Das Christenthum ist ihm nur Religion der Sittlichkeit. Wenn er auch bisweilen von Christus als Mittler und Erlöser spricht, so gilt er ihm in der That nur als Muster und Vorbild. In seinem Buche: »Linhart und Gertrud« (1781) und »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt« (1801) ist gar nichts vom positiven Christenthume enthalten, keine Glaubenslehre, nicht einmal Bibelsprüche. Er läßt die Offenbarung ganz unbeachtet und kennt keinen bestimmten Glauben. Da gibt es keine positive Grundlage, keine historische Wahrheit, nur lauter Natur; Naturmensch, Naturwille, Naturschule, Naturreligion, Naturstaat. Er errichtete im Schlosse Yverdun eine große Schule — durch das Zerwürfniß der Lehrer untereinander wurde sie aufgelöst. Der verlassene alte Mann, noch dazu in eine Untersuchung verwickelt, starb 1827 zu Brugg. — Er bereute zu spät sein verfehltes Leben.

---

*) „Die deutsche Nationallitteratur", Hamburg. Perthes, 1850. 1. Bd., S. 255.

Wir haben die Basedow-Pestalozzi'sche Entchristlichung der Pädagogik, die den Menschen rein auf sich selber stellt, bis auf unsere Tage fortwirken gesehen. Trotz allen fürchterlichen Erfahrungen erhebt der Philanthropismus auf's Neue sein Haupt gegen Kirche und Christenthum. Die beschränktesten — gründlichen historischen Wissens und alles Blickes in die Vergangenheit, einer Belehrung und Bekehrung aus der Geschichte unfähigen Leute versuchen es, das morsche Banner Basedow-Pestalozzi Ende des neunzehnten Jahrhunderts auf's Neue aufzurollen, und fordern die Kirche auf's Neue in die Schranken. Wo nun diese Richtung oder besser Zugrunderichtung der Jugend durchgreift, da werden die Ereignisse der Geschichte diesmal noch viel drastischer und deutlicher antworten, als dies Ende des achtzehnten Jahrhunderts geschehen ist.

Milde selbst hat fast nach jedem Paragraph eine Reihe von Schriftstellern angegeben, deren Meinungen er excerpirte. Wir finden da Rousseau's »Emil«, Barth, Basedow, Blumenbach, Busch, Campe, Feder, Funke, Gall, Garve, Gedieke, Greiling, Herbart, Jean Paul, Irwing, Kant, Körnig, Locke, Mendelssohn, Niemaier, den Berliner Nikolai, Platner, Pöllitz, Schwarz, Spalding, Salzmann, Wieland, Zimmermann.

Nicht selten werden Pestalozzi und Rousseau auch als Autoritäten cititirt, nur wird Rousseau's zuweilen gar zu baroken Ansichten widersprochen. Selbst daß die Naturforschung auf den in ihrem theoretischen Systeme damals betretenen Pfaden zum vollendeten Atheismus führen könne und werde, ist dem Verfasser fremd geblieben. So z. B. sagt er (II. Bd., S. 187):

»Der Naturforscher hat eine deutlichere Vorstellung von Gottes Weisheit, der Astronom von Gottes Macht als der Landmann,*) allein ist diese Vorstellung beim Landmann weniger wirksam für Moralität als bei jenem? Wäre es besser, der Landmann hätte keine Vorstellung als diese. Ich bin ganz der Meinung des Rousseau: Es ist besser, Gott nicht, als ihn irrig zu kennen. Allein ich frage: Ist es besser Gott nicht, als ihn nicht von allen Seiten und aus allen Gründen zu kennen?«

Nun hat aber die moderne Naturforschung Gott in der Natur total verschwinden lassen; ein französischer Astronom hat im Weltall gar keinen Platz für Gott gefunden, und Strauß hat nach diesen Vorgängen erklärt, es sei jetzt eine Wohnungsnoth für Gott eingetreten.

*) Wir werden diese Ansicht über Natur und Naturforscher bei Besprechung des § 42 (2. Bnd.) „Ueber die Cultur religiöser Gefühle" des weiteren betrachten.

Die Religion wird zuvörderst als eine Gefühls-, als eine Herzenssache, nur bisweilen als eine Verstandessache, aber nicht als ein Act der Ueberzeugung der die göttliche Offenbarung und das göttliche Gesetz vernehmenden Vernunft betrachtet, nie wird ausgesprochen, daß es Aufgabe der Wissenschaft sei, den Grund des Glaubens nachzuweisen; es ist im ganzen Werke von der Kirche, ja vom positiven Christenthume gar keine Rede, so daß dasselbe auch von jedem total unchristlichen Protestanten, wie auch von jedem Juden und Mohammedaner gebraucht werden kann, es ist eben eine total indifferente Erziehungskunde; die Religion, das heißt hier, was immer für eine, wird nur als ein Hebel und Gefühlserreger im Dienste der Moral ausgegeben.

In § 142: Von äußeren religiösen Uebungen, heißt es wörtlich:

»Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, inwiefern äußere Gebräuche als Erinnerungs- oder Erregungsmittel bestimmter Stimmungen nothwendig oder nützlich sind; nur die Frage, ob und inwiefern die Jugend zu denselben zu verhalten sei, ist ein Gegenstand der Erziehungskunde. Das Anleiten und mit Zwang verbundene Anhalten zu Gebräuchen, deren Sinn und Zweck die Kinder nicht kennen, zu Aeußerungen, deren Stimmung sie nicht hegen, zum gedankenlosen Nachsprechen, für sie sinnloser Formeln, ist ohne Zweifel schädlich. Da legt man den Grund zu dem erlernten Mechanismus, der die Religion als eine Art Hofdienst ansieht, das Herz kalt und leer läßt, zur Abneigung und Gleichgiltigkeit gegen Alles, was Religion heißt und zu dem Irrglauben der gewissen äußeren Handlungen eine magische Kraft beilegt.«

Hier ist in der Milde'schen Erziehungskunde folgende Note beigefügt:

»Sehr gut, wenn auch nicht sprachrichtig, ist folgende Vorschrift der k. k. Militärakademie in Wiener-Neustadt: ‚In Kinder hineingepenzt, wenn sie nach gewissen zur Norm gegebenen Gebärden ihre Hände beim Gebete nicht erheben, sie beten über beten gemacht; wenn sie nicht fleißig beten, aus Strafe noch mehr beten lassen und wenn sie in höhere Schulen sich hineingewachsen haben, ihnen Nachahmung der tapferen, um Stärke des Geistes zu zeigen, in der Kirche herumgaffenden Helden gleichgiltig geduldet, entsteht die natürliche Folge, daß Jünglinge Andacht für Seelsorgebeschäftigung ex officio, für Kinderdisciplin halten, zuletzt Religion für Kinder- und Pöbelschrecken ansehen.'«

Offenbar gebrauchte Milde aus Schonung für den Commandirenden der Akademie nur die zarte Rüge, die Vorschrift sei »nicht sprachrichtig«.

Ferner heißt es:

»Allein daraus folgt nur, daß man die Jugend nicht früher zu einzelnen Gebräuchen anleiten dürfe, bis dieselbe den Sinn und Zweck dieser Gebräuche und die zu Grunde liegenden Vorstellungen deutlich kennen gelernt hat. Man verhalte den Zögling nie zu sinnlosen oder zweckwidrigen oder ihm nicht angemessenen Gebräuchen, man suche ihn über den Sinn und Zweck zu belehren, man zeige ihm, daß das gedankenlose Mitmachen keinen Werth habe, daß sie nur Mittel und nicht Zweck an sich sind, man überhäufe ihn nicht mit Formeln oder Uebungen; man hüte sich endlich, ihn mit Strafen dazu zu verhalten, oder dieselben wohl gar als Strafen zu gebrauchen; die innere Gesinnung muß allezeit das Hauptaugenmerk des Erziehers sein. Ueber die in neueren Zeiten geführte Streitfrage: ob die Jugend zum Besuche des öffentlichen Gottesdienste zu verhalten sei, wird jeder bei ruhigem Nachdenken bald mit sich selbst einig sein. Sehr kleine Kinder, welche noch keine Vorstellungen haben, in die Kirche zu schicken, ist unvernünftig und schädlich.«

»Für die mehr Erwachsenen würde ein für sie bestimmter und auf sie berechneter Gottesdienst nützlicher sein, als der Besuch des ihnen nicht angemessenen der Erwachsenen. (???) Denjenigen Zögling dagegen, der die religiösen Vorkenntnisse besitzt und die zweckmäßigen Gesinnungen zu hegen im Stande ist, von dem Gottesdienste noch länger auszuschließen, würde Gleichgiltigkeit und daraus entstehende Vernachlässigung auch für die nächsten Jahre begründen.«

Von der Kirche, als der einzigen Heils- und Rettungsanstalt des ganzen Menschengeschlechtes, ist nie eine Rede. Immer wird nur von Religion gesprochen und die Religion zunächst als Grundlage und Stütze der Tugend behandelt. So beginnt z. B. der § 133, von der Religiösität als der Bestimmung des Willens:

»Unter den verschiedenen Arten der Verpflichtungs- und Beweggründe verdienen die religiösen eine besondere Aufmerksamkeit. Die Vorstellungen von Gott und Zukunft wirken mächtig auf den Willen eines jeden Menschen und sind oft die einzige Stütze und die festeste Grundlage der Tugenden der Menschen. Richtige religiöse Vorstellungen können eine reiche Quelle der schönsten Gesinnungen und ein fester Schild gegen die Reize des Lasters werden, sie sind ein Mittel zur sittlichen Bildung, mit welchem an Kraft und Dauer keines verglichen werden kann. Das Verhältniß der Religiösität und Sittlichkeit und die Unentbehrlichkeit der ersteren wird aus der Natur beider Stimmungen a) und aus der Erfahrung b) erkannt. Es zeigt allezeit

von der Unkenntniß der Natur des Menschen und einem sich selbst täuschenden irrigen Kraftgefühle, wenn einige behaupten, der Mensch könnte der der Idee(!) eines Gottes zur Sittlichkeit entbehren und soll derselben als einer der Reinheit seines Willens schädlichen Vorstellung entbehren. Möchten die Vertheidiger dieser Meinung genauer und unparteiischer ihr eigenes Herz beobachten und redlich genug sein, zu gestehen, daß das Herz des Menschen ein schwaches, wankelmüthiges Ding ist, das der Ermunterung und Unterstützung in vielen Fällen seines Wirkens bedarf. Man hat daher auch allezeit die Religiösität als eine wichtige, zur Sittlichkeit unentbehrliche Gesinnung (!Gesinnung[!!!]) in den Kindern zu erregen und zu erhalten gesucht, und nur die Geringachtung der Religion selbst, einige auf die Zeit und Art der religiösen Cultur sich beziehende Untersuchungen und die Beachtung der Folgen des Mißbrauches haben die gänzliche Vernachlässigung dieser Cultur herbeigeführt.«

Hier lassen wir nun nach diesem Paragraph, welcher die Stellung der allgemeinen Erziehungskunde zur Kirche, oder eigentlich die vollkommene Ignorirung und Umgehung derselben charakterisirt, auch wieder die Autoren folgen, aus welchen der Verfasser den Inhalt seiner Paragraphen genommen hat.

Garve, Rousseau, Spalding, Nösselt, Salzman, Berliner deutsche Monatschrift, Schwarz, Niemayer, Politz.

Der zweite Band: »Wann die religiösen Gefühle zu erregen sind,« § 41, beginnt:

»Das religiöse Gefühl endlich, welches durch die Vorstellung von Gott und unserem Verhältnisse zu ihm und von der Zukunft entsteht, ist sowohl für die Moralität als für die Beruhigung der Menschen von großer Wichtigkeit. Der Erzieher soll daher die Religion nicht blos als einen Gegenstand des Kopfes, sondern auch des Herzens behandeln, nicht blos für richtige und vollständige Vorstellungen, sondern auch für die entsprechenden Gefühle sorgen. Es ist wahr, auch dieses so wichtige Gefühl kann ausarten, es kann die Quelle nicht zu billigender Gesinnungen und Handlungen werden, es ist wahr, Religion soll nicht blos eine Sache der Empfindung sein, denn eine leere religiöse Empfindelei hat keinen Werth, aber daraus folgt keineswegs, daß man die Anlage zu diesem Gefühle verwahrlosen oder ersticken dürfe. Irregeleitet durch einige mißverstandene Aeußerungen würdiger Männer und den Geist der Zeit, der die Religion blos als einen Gegenstand der speculirenden Vernunft ansieht, vergessen manche Erzieher, auf die Cultur der religiösen Gefühle einzuwirken.«

Ferner heißt es über die Cultur religiöser Gefühle, II. Band, § 43, unter Anderem:

»Das Kind muß seine Eltern lieben, verständige und gute Menschen achten lernen, wenn es den unsichtbaren Wohlthäter und weisen Regierer der Welt achten und lieben soll. Deswegen sind Naturbetrachtungen mehr zur Erregung religiöser Gefühle geeignet, als tiefe abstracte Speculationen.«

Das ist der traurige Grundton, den die Erziehungsmänner des Rationalismus immer und immer wieder angeschlagen, der aber noch traurigerweise hie und da bei in den katholischen Schulen befindlichen Professoren und Lehrern lauten Nachhall gefunden.

In der Biographie des positiv christlichen Protestanten Perthes (Gotha 1861), dritter Band, Seite 194 findet sich Folgendes über den Werth der rationalistischen Naturbetrachtungen:

»Lalande sprach: ‚Ich sah in unendliche Fernen, aber ich sah keinen Gott.‘ Das ist gewiß ein wahreres und tieferes Wort als alle die erbaulichen Betrachtungen über die Güte und Weisheit Gottes in der Natur. Den persönlichen Gott wird niemals die Natur uns geben, nur der Sohn bringt den Menschen den Vater; hätte er uns Gott nicht geoffenbart, so müßten wir ihn leugnen.«

Ferner III. 196:

»Der Mensch trägt in sich eine Fülle der Liebe, aber die Natur duldet nicht, daß er zur Reinheit gelangt. Er strebt nach Wahrheit, weil er nicht anders kann, aber die Klarheit wird ihm nie zu Theil; je älter er wird, desto dunkler wird es in ihm und um ihn. Sehe ich auf die Geschichte des Menschengeschlechtes, so finde ich überall Lüge, Thorheit, Gräuel, und die Erzählung von der Geschichte des Menschengeschlechtes, was ist sie anders als eine große Unwahrheit, die mit der Schale sich begnügt, ohne den Kern zu kennen. So war es und so ist es. Ich frage nicht, wie Goethe: Mußte es denn so sein? Aber ich ärgere mich über die seichten Schwätzer, die auf Gottes Güte in der Natur heute noch den Deismus des vorigen Jahrhunderts erbauen wollen. Es ist seit Goethe Vieles geschehen, um die Tiefen und Untiefen der Menschenbrust zu enthüllen, aber noch hat Niemand versucht, die Schrecknisse der Natur und die Grausamkeit ihrer Einrichtungen unserer Zeit lebendig zu machen und zu zeigen, wer sich einen Gott auf die Güte und Weisheit der Natur aufrichten will, nothwendig zum Teufel fährt, es sei denn, daß er sich mit Redensarten begnügt. Unseren Professoren, Autoren, Pastoren und

Schulmeistern die Wahrheit wissenschaftlich zu predigen, wird wenig helfen. Denen, die ihre Strohsamen ausstreuen wollen, muß der Acker verdorben, im Volke muß gewirkt werden, und dazu sind Sie, lieber Steffens, ihrem ganzen Entwicklungsgange nach der rechte Mann. Den Wahn von der Güte der Natur müssen Sie zertrümmern, ein Buch müssen Sie schreiben, durch und durch gottlos, für den Deisten und Rationalisten, ein Abscheu und Entsetzen für Beide.« — »Großer Segen könnte auf einem solchen Werke ruhen, und Vielen den zur Erkenntniß der Natur allein schließenden Schlüssel geben, der in den Worten des Apostel Paulus liegt: daß die Natur in dem Menschen und mit dem Menschen zerrüttet ist, in Losgebundenheit von Gott, und sich sehnt und ängstigt immerdar und ängstlich harrt auf die Offenbarung der Kinder Gottes.« — »Als ich ein Kind war, stand die ‚Aufklärung' an der Stelle der Religion, die Freimaurerei an der Stelle der Kirche. Der gebildete Mann kannte die Bibel nur vom Hörensagen und sah mitleidig auf den Bauer und Handwerker herab, die sie noch lasen.« — »So allgemein war der Unglaube, schrieb Perthes an Menzel in Breslau, daß es für den Einzelnen, der nicht in besonderen Ausnahmsverhältnissen aufwuchs, fast unmöglich ward, ein gläubiger Christ zu sein; Eltern und Lehrer, Unterricht und Gottesdienst, Wissenschaft und Literatur stellte sich als schwer zu durchdringende Scheidewand zwischen ihn und der Wahrheit.«

Es sind zunächst die Zustände des vorigen Jahrhundertes unter Protestanten geschildert, wir sehen aber allenthalben, daß dieser Wurmsame auch in katholischen Ländern einen fruchtbaren Boden gefunden.

Im gleichen Sinne hat sich Perthes über Schiller an Heinroth in Leipzig ausgesprochen:

»Es liegt etwas tief Ergreifendes für mich in Schiller's: ‚Götter Griechenlands'; sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüth macht. Es ist der sich sehnende Mensch, welcher in diesem Gedichte seinen Ingrimm gegen die Zopf- und Kartoffelprediger ausgießt und sich abarbeitet nach einem lebendigen, in Liebe zu uns sich herablassenden Gott. Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmuth eines Menschen nicht ahnt, welchem Sehnsucht nach Hilfe die Brust erfüllt, die Kinderstube aber den Glauben der Christen nicht mit in's Leben gab; nur der kann vornehm gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Muthe ist, der sich ausstreckt nach dem Umgange mit dem lebendigen Gott und nichts findet in seiner Zeit, als den kalten, in astronomischer Er-

habenheit thronenden Götzen des Verstandes. Nie wird die bessere Jugend von Schiller lassen, weil er nie sich selbst genügend fand und immer nach helfender Hilfe rang und auch der reifere Mann wird sagen, daß den großen Dichter das christliche Bedürfniß trug und hob, obwohl seine Zeit ihm das christliche Ziel verborgen hielt.«

Sehr schlagend und kurz urtheilt Perthes III., S. 201 über die Kant-Anbeter:

»Was wurden so viele, die in der Kant'schen Periode hoch über Allen zu stehen meinten? Formschneider in Kleinlichkeit verkommen. Was wurden so viele, die in der Kraftgeniezeit, oder in der Gleim-Georg-Jacobi'schen Arkadienperiode überzusprudeln schienen an Geist und Phantasie? Drehorgeln, sich und anderen eine Pein durch ihre Langweile.«

Am Ende des zweiten Bandes, (Milde § 262) wird »Von der Möglichkeit der Selbstbildung« gehandelt. Da heißt es:

»Wenn die Anlagen zur Sittlichkeit auf eine zweckmäßige Art in der Jugend geweckt und gebildet worden sind, so ist auch die Möglichkeit der fortschreitenden Selbstbildung für die späteren Jahre begründet. Die geweckte und gebildete moralische Urtheilskraft, das gestärkte und geleitete Gefühlsvermögen sichern den Zögling vor dem Schlafe der sittlichen Anlagen, der der Tod der Selbstbildung ist. Derjenige, der Jahre lang gewöhnt worden ist, an Recht und Pflicht bei seinen Entschlüssen zu denken, der Jahre lang die Tugend von der reizenden, das Laster von der zurückschreckenden Seite angesehen hat, den Alles, was recht und heilig ist, mit Freude und Wohlgefallen erfüllt hat, Dieser wird auch ohne Leitung in späteren Jahren Sinn für Sittlichkeit behaupten. Er wird vielleicht abweichen von dem Wege des Rechtes, aber er wird das Unrecht erkennen und fühlen und sich selbst zu warnen und zurückzuführen im Stande sein. Die gründliche und vollständige Belehrung, die er über die einzelnen Pflichten und Rechte erhalten hat, wird ihn zugleich vor den Verirrungen sichern, denen auch der beste Wille oft ausgesetzt ist. Die zweckmäßige Bildung der Urtheilskraft und die Cultur des inneren Sinnes werden ihn zugleich bescheiden und vorsichtig in den Urtheilen über seine eigenen Pflichten und Rechte machen; sie werden ihm die Nothwendigkeit fühlbar machen, sich des Rathes Anderer zu bedienen*) und dem ungeblendeten freien Urtheile Anderer gegen die Stimme der beeinträchtigten Eigenliebe Gehör geben.«

*) In einigen Zeilen früher wird gesagt: daß der tugendgewöhnte „auch ohne Leitung in späteren Jahren den Sinn für Sittlichkeit behaupten" kann.

Der § 263 handelt: »Von der Reflexion über sich selbst:«

»Die Selbstbildung des Willens ist nur unter der Voraussetzung einer genauen und fortwährenden Reflexion über sich selbst möglich. Der Mensch, der für die Veredlung seiner selbst zweckmäßig sorgen will, muß wissen, was er ist und warum er so ist, was er werden soll und wie er es werden kann. Dieses haben die in intellectueller und sittlicher Bildung größten Männer aller Zeiten erkannt. Wenn der Zögling an das Beachten und Nachdenken über sich selbst gewöhnt worden ist, wenn sein innerer Sinn*) zweckmäßig geleitet und gebildet worden ist, so wird diese Reflexion zur Fertigkeit werden und der Zögling wird wenigstens nicht ganz und für lange Zeit seinen inneren Zustand aus den Augen verlieren. Diese Reflexion soll kein leerer pietistischer Mechanismus, der sich selbst blos Handlungen vorzählt oder mit Empfindungen spielt, der sich auf Minuten beschränkt und an Formulare bindet, bei dem reifen Zögling sein.«

Was in der Sprachweise der Rationalisten unter leerem pietistischen Mechanismus verstanden wird, das ist bekannt. Die Rationalisten haben von je mit dieser Phrase alle Sacramente der Kirche, alle Gnadenmittel zur Versöhnung des Menschen mit Gott und zur Wirkung seines Heiles mit diesem Phrasennetze zugedeckt.

Jedenfalls ist es bedauerlich, daß Milde sich gegen die seinerzeit allgemein übliche Auffassung dieser Aufklärungsphrase von leerem pietistischen Mechanismus nicht verwahrt und wo es sich um Versöhnung des Menschen mit Gott und Besserung desselben handelt, nicht wenn auch nur andeutungsweise auf die Sacramente der Kirche hingewiesen hat. Selbst Goethe hat bei seiner sonst starr heidnischen Weltanschauung einmal von den sieben Sacramenten, welche den ganzen Lebenskreis des Menschen umschließen von der Geburt bis zum Tode in einer anerkennenswerthen Weise gesprochen.

Wir kommen nun auf den neuen Herausgeber der alten Erziehungskunde zurück, der als öffentlicher Professor an einer Lehrer-Bildungsanstalt und Bezirks-Schulinspector in Oesterreich angestellt ist.

Er hat seinen Namen als Herausgeber genannt und in einer sechs Seiten langen Vorrede seinen Standpunct zu fixiren gesucht.

Der Name dieses Herrn hat sich unseres Wissens auf literarischem Gebiete noch keiner Lorbeeren theilhaftig gemacht. Auch ist unsere Adresse

*) Der „innere Sinn“ wird oft betont, was aber unter diesem inneren Sinn zu verstehen ist, wird nie erörtert.

mehr an jene Herren gerichtet, die so scharfe Denker mit der Bildung der Zukunftslehrer betraut haben. Er wirft gleich Anfangs die gewöhnlichen sehr billigen Knallerbsen zu Boden: Ausfälle gegen den »Confessionalismus«, »frei von theologisirender Manier«, »confessionelle Engherzigkeit« und so fort.

Wir erlauben uns den großen Gelehrten aufmerksam zu machen, daß es auch eine »confessionslose Engköpfigkeit« gibt, welche in ihrem Verlaufe auch zur vollkommenen Kopflosigkeit ausarten kann.

Es ist schon öfter vorgekommen, daß moderne Pädagögler die Erziehungskunde Milde's als einen Schild benützen wollten, um ihn den Verfechtern der christlichen Schule entgegenzuhalten.

Diese großen Gelehrten haben eben gar keinen Begriff von der Kirche und ihrem Lehramte, weil sie in der Täuschung leben, Alles was ein Bischof je geschrieben hat (auch sogar noch bevor er Bischof geworden), das dürfte keiner Kritik vom kirchlichen Standpuncte aus unterzogen werden.

Dieser Herausgeber spricht ferner von »der Idee des Fortschrittes« und meint, »wenn wir uns dieser Arbeit unterzogen haben, so geschah es einerseits darum, um den Pädagogen Milde der Vergessenheit zu entreißen und ihn in das verdiente Licht zu stellen, andererseits um dadurch zu zeigen, daß es in Oesterreich auch in der dunklen Zeit des starren Absolutismus Lichtpuncte gab, werth, in den reichen Kranz jener Erscheinungen gereiht zu werden, welche die Idee des Fortschrittes auf geistigem Gebiete unter den Völkern deutscher Zunge bewahrten.« —

Wir haben es hier nicht allein mit Milde's Erziehungskunde, sondern auch mit der geistreichen Einleitung in dieselbe zu thun und werden uns erlauben einige darauf bezügliche Fragen zu stellen:

1. Hat es in der Zeit des starren Absolutismus wirklich so dunkel ausgesehen? Wenn Milde sein Werk dem Kaiser widmen konnte, so muß doch der Kaiser Franz nicht gar so starr absolutistisch gewesen sein.

2. Ist es ein Fortschritt (im Sinne der Neuschule), wenn man Erziehungsmethoden von 1780 bis 1800 der Vergangenheit entreißt? Dieser Riß ist ja ein offenbares Zurückreißen, denn

3. Auf der, Ende des achtzehnten Jahrhunderts betretenen Bahn, ist die fortschreitende Schule jetzt so weit gekommen, daß man auch das »Erregen religiöser Gefühle« für einen überwundenen Standpunct und lächerlich gefunden hat.

4. Der Herausgeber betont, er habe es unternommen, »Lichtpuncte« in das verdiente Licht zu stellen und wir werden es versuchen seine dunklen Phrasen in das rechte Licht zu stellen.

Wie oft haben die fortgeschrittensten »Jugendbildner« in öffentlichen Verhandlungen unter stürmischem Applaus das ganze positive Christenthum als überflüssig und die Schule der Zukunft als confessionslos erklärt!

Auf dem Hintergrunde »dunkler Zeiten des starren Absolutismus Lichtpuncte finden, um diese in den reichen Kranz von Erscheinungen einzureihen, welche die Idee des Fortschrittes auf geistigem Gebiete bewahrheiten«, das ist eine Arbeit, bei der man sich sehr leicht die Finger verbrennen kann.

Eine Herculesarbeit, — der Herausgeber sagt, daß er sich dieser Arbeit unterzogen hat: der Arbeit: Milde's Erziehungskunde wörtlich abdrucken zu lassen. Ein schon gedruckt vorliegendes Buch!

Das kann ja jeder halbwegs geübte Setzerlehrjunge in einer kleinen Druckerei. Der Factor sagt ihm: »Setz das Buch Mandl für Mandl, trag den Abzug zum Corrector und gib ihn dann dem Maschinenmeister zum Herrichten.«

5. Spricht der Herausgeber von einem »reichen Kranz von Erscheinungen,« in welchen er Lichtpuncte hineinreiht. Lichtpuncte reiht man nicht in einen Kranz — in einen Kranz wird allenfalls etwas eingeflochten, wie z. B. Blumen oder Bänder aber keine Lichtpuncte.

Es werden in dieser neuen Ausgabe auch belobende Besprechungen derselben angeführt und zwar aus der »Jenaer Literaturzeitung«, »Neue Freie Presse«, »Ulmer Pädagogik«, »Zeitschrift des oberösterreichischen Lehrervereines«, (welche das Lob des Dittes anführt), »Schlesisches Schulblatt« und die liberale »Gratzer Tagespost«, welche so gnädig ist, Milde in Schutz zu nehmen, obwohl er ein Geistlicher war und zwar wie folgt:

»Es verschlägt nichts, daß Milde ein Geistlicher war und es bis zum Erzbischof brachte, denn Milde kannte nicht nur einen heiligen Augustin und einen Apostel Paulus, sondern auch Rousseau, Horaz, Cicero, Locke, und die Pädagogen des letzten Jahrhunderts und acceptirte Lehren, die mancher übereifrige Caplan perhorresciren würde.« —

Ach! Dieser große Gelehrte, der den heil. Augustin vor Paulus, den Rousseau vor Horaz und Cicero setzt, beweist nicht nur sein chronisches, sondern auch sein chronologisches Kopfleiden. Wenn dieser große Gelehrte ferner meint: nur übereifrige Capläne seien mit der besagten Erziehungskunde nicht einverstanden, so gibt er uns seinen Scharfsinn im Beurtheilen theologischer Zustände zu erkennen und zeigt wie er in

der Pädagogie und Theologie nicht zu Hause, sondern in Beiden außer dem Häuschen ist.

Der große Herausgeber beruft sich auf den noch größeren Dittes, der in seiner »Geschichte der Pädagogik« meint:

»Hätte man im Geiste Milde's das österreichische Erziehungswesen gestaltet, so würde man ein halbes Jahrhundert für den Fortschritt gewonnen haben.«

Es ist ja aber eben in diesem Geiste das Erziehungswesen gestaltet gewesen, somit wäre ja dieses halbe Jahrhundert für den Fortschritt im Sinne des Dittes ohnedies gewonnen.

Wie oft ist schon in positiv christlichen Blättern ein vernichtendes Urtheil vom Standpuncte der Wissenschaft über diesen Dr. Dittes gefällt worden. Wiederholt wurde er in seinem philosophischen Circus auf den Sand niedergelegt, er mukste nicht und ist ruhig liegen geblieben. Nur in seinem glühenden Haß gegen Kirche und positives Christenthum hat er dem Voltaire geglichen, aber in seinem Witz und seinen sonstigen Anlagen hat er sich von Voltaire außerordentlich unterschieden.

Der Schulinspector fügt dem Ausspruche des Dittes noch bei:

»Zum Werke Milde's übergehend, müssen wir dasselbe als eine der bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete der Pädagogik bezeichnen, dessen Verwerthung zum Zwecke der Lehrerbildung auch unter den heutigen Verhältnissen aufrichtig empfohlen werden kann. Es stützt sich durchaus auf anthropologische Grundsätze, ist planvoll angelegt, mit Sorgfalt ausgearbeitet und was besonders hervorzuheben ist, frei von theologischen Erörterungen und confessioneller Engherzigkeit.«

Was dieser Herr Schulinspector unter anthropologischen Grundsätzen versteht, ist außerordentlich unklar — denn über anthropologische Grundsätze könnte ein namhafter Philosoph ein ganzes Buch schreiben — was jedenfalls eine etwas schwierigere Aufgabe wäre — als eine Erziehungkunde von 1811 wieder drucken zu lassen, um dieselbe mit einigen schwefelhaften, nur Schwachköpfe betäubenden Aufklärungsphrasen — als Einleitung, in die Welt hinauszusenden.

Das schönste aber ist, daß der Herr Schulinspector nur mit ein paar Wortveränderungen das Urtheil des Dittes abgeschrieben hat — denn dieser Dittes schrieb in seiner Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes 1870 über Milde's Pädagogik:

»Das Werk ist eine der ausgezeichnetsten Leistungen auf dem Gebiete der Pädagogik. Es stützt sich durchaus auf Anthropologie, ist planvoll angelegt,

sorgfältig ausgearbeitet, voll schöner Gedanken und vernünftiger Rathschläge, frei von theologisirenden Manieren und confessioneller Engherzigkeit.«

Also auch diese Kritik hat der Schulinspector dem Erziehungs-Groß-Mogul Dittes ängstlich nachgebetet! Uebrigens ist der Gemeinderath in Wien selber zur Ueberzeugung gekommen — daß es gut ist, diesem großen Philosophen für seine fernere Beglückung und Erneuerung Oesterreichs zu danken, und ihm die Leitung des Pädagogiums abzunehmen.

Wie es den »neu-ärarischen« Schulmännern darum zu thun ist, — das, was sie »theologische Erörterungen« und »confessionelle Engherzigkeit« zu nennen belieben, aus dem modernen confessionslosen Erziehungssystem zu verbannen, und wie sie die Erziehungsmethode von 1780—1800 wieder lebendig machen wollen, das hat auch ein Dr. Thurnwald, Professor an dem Lehrerpädagogium in Wien mit dürren Worten ausgesprochen.*)

Dieser selbige Herr Thurnwald ist auch sehr begeistert für den Grundsatz: »Der Priester dürfe sich durchaus in keine politischen Angelegenheiten mischen«; und führt mit großer Seelenfreude einen Erlaß des Wiener Consistoriums vom 17. März 1848 — (einige Tage nach Ausbruch der Märzrevolution) an, der eben nur im Drange der Umstände entstanden war, und nicht abschließend für alle Orte und Zeiten gelten kann; denn durch diesen Erlaß, wäre z. B. der Nachfolger Milde's im Erzbisthume Wien, (Jos. Rauscher) der sich auch stets mit Politik befaßte, gründlich verurtheilt gewesen.

Herr Thurnwald leitet den Erlaß ein, wie folgt:

»Es brachen die Märztage des Jahres 1848 herein, die Wogen der Politik gingen hoch und manche dem Volke unliebsame kirchliche Institution wurde von der Brandung ergriffen. Da glaubte Milde, das Wohl der Kirche am Besten dadurch zu wahren, daß er zum größten Verdrusse der Clericalen, den Geistlichen verbot sich in Politik zu mischen. Dieses ewig (!!) denkwürdige Circulär, ddo. Wien, 17. März 1848, Nr. 3 unterzeichnet von Mathias Bischof von Telmeß und Generalvicar und Leopold Ekelhart, Ehrendomherr und Kanzleidirector, lautet folgendermaßen:

»Se. fürstliche Gnaden der hochwgst. Herr Fürsterzbischof haben folgende Erinnerung an den gesammten Clerus der Wiener Erzdiöcese zu erlassen befunden:«

*) Fürst-Erzbischof Vincenz Eduard Milde als Pädagoge. Zur Feier des hundertsten Geburtstages Milde's 11. Mai 1877. Wien, Sallmayer 1877. — 56 Seiten.

»In den gegenwärtigen Umständen ist es sehr wichtig, daß alle Priester ihre Bestimmung stets genau vor Augen haben und die Grenzen ihres Berufes nicht überschreiten. Die Priester sind nicht dazu bestimmt, die irdischen Angelegenheiten der Menschen zu berathen und zu regieren, sondern das innere, das ewige Heil der Seele zu befördern. Deswegen wünschen und und hoffen Se. fürstliche Gnaden, daß alle Priester sich in politische Angelegenheiten nicht mischen, sondern sich darauf beschränken, zu Gott zu beten, daß er Alles zum wahren, zeitlichen und ewigen Wohle der Menschen leiten möge. Wenn die Priester nichts als Jesu Lehre, diese aber rein und nachdrücklich verkünden, wenn sie Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit, Liebe zu Gott und dem Nächsten in den Gläubigen wecken und nähren, so werden sie Ordnung und Ruhe, Sicherheit des Eigenthums, der Ehre und des Lebens der Menschen befördern. Dann werden alle Menschen, sogar Diejenigen, die die Wahrheit ihrer Lehre vielleicht nicht erkennen, doch ihrem guten Willen die Achtung nicht versagen.«

»Jener Priester dagegen, der in irdischen Angelegenheiten zu urtheilen, zu loben und zu tadeln sich anmaßt (!) überschreitet die Grenzen seines Berufes und schadet dem ganzen Clerus, indem er denselben zum Gegenstande des Mißtrauens oder des Hasses der Menschen macht. Gott erleuchte alle Priester, damit sie in ihrer schwierigen Lage erkennen, was zu ihrem eigenen Heile und zum Heile anderer Menschen dient.«

Dieser Erlaß wurde durch eine in einigen Tagen darauf folgende Broschüre vom kirchlichen und kirchenrechtlichen Standpuncte beleuchtet, unter dem Titel: »Fragen an den Herrn Fürsterzbischof von Wien. Im Namen seines mundtodten Clerus niedergeschrieben am 19. März 1848. Zugleich ein Merkzeichen für alle österreichischen Bischöfe. Von Dr. J. Fehr. Wien 1848 k. k. Hofbuchdruckerei des L. Sommer.« —

Während nun der neuärarische Professor, (ein Unterthan des absolut kirchenfeindlichen, dem blödesten Rationalismus huldigenden Directors Dittes), diesen Erlaß des Erzbischofs ein »ewig denkwürdiges Circular« nennt, durch welches das Wohl der Kirche am besten gewahrt werden kann," urtheilt Dr. Fehr vom katholischen Standpuncte anders darüber. Er beginnt seine Kritik mit einer allerdings mehr einschneidigen als schonenden Bemerkung, indem er sagt:

»So sind alle Immediaterlässe des Herrn Fürsterzbischofes, so alle Immediatschreiben, welche nach dessen Concept redigirt worden. Nehmet oben aus dem Contexte den Fürstentitel, am Schlusse das »gegeben aus meinem

Palais« oder den »Bischof von Telmeß« weg und ihr werdet nicht entscheiden können, ob der Verfasser der ebenso charakteristischen »allgemeinen Erziehungskunde« oder weiland Herr Bretschneider in Gotha, Herr Uhlich in Magdeburg oder ein anderer Rationalist der zahmen Sorte das Schreiben verfaßt habe. Da ist überall nur von der »reinen Lehre Jesu« die Rede, und nirgends ein Wort, dem man es ansähe, daß es nur aus dem Munde oder der Feder eines katholischen Bischofes kommen könnte.«

»Der hochw. Herr Fürsterzbischof ist in seinem unbestreitbaren Rechte, Erinnerungen an den Clerus seiner Erzdiöcese zu erlassen und wir würden uns auch über den vorliegenden Erlaß, in dem Bewußtsein des angelobten canonischen Gehorsams, keine Bemerkung erlauben, wenn er sich nur oder wenn er sich mit Bestimmtheit auf die Verwaltung des Predigeramtes bezöge.«

»Predigten dürfen nicht politisch sein, davon sind wir vollkommen überzeugt. Auch davon sind wir überzeugt, daß wir nicht um der politischen Angelegenheiten willen die Weihe empfangen haben, daß wir nicht dazu Priester geworden, um die irdischen Angelegenheiten zu berathen und zu regieren. Von einem solchen Wahne hätte uns das Studium der Kirchengeschichte, hätte uns der traurige Anblick einer vom Staate geknechteten Kirche längst gründlich heilen mögen. Aber wir fragen den Herrn Fürsterzbischof, sind wir denn blos Priester, sind wir nicht auch Staatsbürger? Gibt es neben der weltlichen Politik nicht auch eine kirchliche? Die Wirklichkeit der letzteren und die Berechtigung, ja die Pflicht der Geistlichen, an ihr Theil zu nehmen, hätte der treue Freund des gestürzten Systems, der Herr Fürsterzbischof am wenigstens übersehen sollen; da er ja selbst als Priester und Bischof mit dem Vertrauen des Kaisers beehrt, die kirchlich-politischen Angelegenheiten Oesterreichs zu ordnen versucht hat. Daß dieser Versuch unglücklich ausfiel und ausfallen mußte, weil er geradezu und ausschließlich die kirchliche Sanctionirung des Josephinismus bezweckte, wird Niemand befremden, welcher den Geist der Kirche kennt. Wir fragen den Herrn Fürsterzbischof: warum es gerade nur für die Priester Anmaßung sein soll, in irdischen Angelegenheiten zu urtheilen, zu loben und zu tadeln, nachdem durch die Gnade des Kaisers jedem Staatsbürger das freie Wort gegeben ist; nachdem wir das eben so schöne als gefährliche Geschenk der Preßfreiheit erlangt haben. Haben wir denn, als wir uns unauflöslich dem Dienste der Kirche widmeten, so ganz auf den Gebrauch unserer Urtheilskraft, auf den Gebrauch unserer Freiheit verzichtet, daß wir keinen freien Gedanken, keine freie Aeußerung mehr machen dürften?«

»Doch wir wollen uns möglichst sammeln und vorweg das canonische Recht des Herrn Fürsterzbischofes auf unseren Gehorsam in dem angeregten Puncte anerkennen. Aber auch dann noch müssen wir den Herrn Fürsterzbischof wieder fragen, ob es dem praktischen Seelsorger unter den obschwebenden Zeitverhältnissen möglich sei, alle politischen Fragen zu umgehen? Hat dieser nicht ängstliche Gemüther zu beruhigen, schiefe Ansichten zu berichtigen, das im Augenblicke wenig behinderte Schmähen auf die Religion und ihre Diener mit Ernst und Würde zurückzuweisen?«

»Corporationen und Individuen suchen gegenwärtig ihre Rechte, ihre Interessen zu wahren, der künftigen und neuen Ordnung der Dinge gegenüber die ihnen gebührende Stellung zu erringen, das Wort ist Jedem unverwehrt, der es führen und vertreten kann; nur wir Geistliche sollen uns darauf beschränken, an Sonn- und Feiertagen denen, welche uns noch hören mögen, im Style und der Manier des alten Generalseminariums und der Katechetenschule bei St. Anna eben so wässerige als geistlose, religiös moralische Vorträge zu halten? Das Wort ist Jedem unverwehrt, der es führen und vertreten kann; aber wenn Jemand unter uns den Beruf in sich fühlt mitzureden, so soll er es dennoch nicht thun dürfen, denn dadurch würde er ja es sich anmaßen, in irdischen Dingen zu urtheilen, zu loben oder zu tadeln! Als ob der Priester so ganz und gar von aller äußeren Welt abgeschnitten lebte, als wenn er gar so ausschließlich das innere Heil zu befördern hätte.« —

Wir haben hier nur aus der bogenstarken Broschüre Einiges zu dem Zwecke angeführt, um zu zeigen, von welchem Gesichtspuncte aus sie den erzbischöflichen Erlaß betrachtet. — Bis zum Jahre 1848 hatte die strengste Censur jeden bischöflichen Erlaß, vor jeder Beurtheilung desselben geschützt. — Der Erzbischof war gewohnt — unter diesem Schutze selbstständig zu schreiben, Niemanden zu fragen — seine Arbeiten Niemandem vor der Veröffentlichung mitzutheilen — hatte offenbar den plötzlichen Umschwung in allen socialen, besonders in den Preßgesetzen gar nicht beachtet.

Er selbst konnte in seiner Stellung sich mit dem Verfasser der Broschüre in keine Polemik einlassen — aber seiner Umgebung wäre es zugestanden, ihren Herrn zu vertreten. Es rührte sich aber aus der Diöcese Niemand — freilich war es auch sehr schwer, den triftigen Einwendungen etwas entgegenzuhalten, und hätte aus der Diöcese Jemand auch Fähigkeit, Kenntniß und Lust gehabt — den Rückzug zu decken, so würde er es aus dem einfachen Grunde nicht gewagt haben — weil

diesem gegenüber die Rücksicht auf die Würde und Stellung des Erzbischofs weggefallen wäre — und er auf eine derbe und rücksichtslose Abfertigung sich hätte gefaßt machen müssen. Der Priester der Leitmeritzer Diöcese Wilhelm Gärtner, gab in ein Beiblatt der »Wiener-Zeitung« einen Artikel unter dem Titel: »Entgegnung auf die Fragen an den Herrn Fürst-Erzbischof von Wien.« Nun ließ aber Gärtner die Fragen ganz unbeantwortet beiseite liegen und beanständete nur das rechte Maß und den »rechten Weg«, also die Form, brachte selbst neue Fragen in Anregung, und zeigte sich dem Inhalte nach mit der Broschüre Dr. Fehr's einverstanden.

Daß Vertreter der liberalen Neuschule ihre Freude äußern, wenn ein Bischof seinem Clerus in politischen Fragen das Stillschweigen auferlegt (während diese Vertreter auch dort in Politik hineinmachen, wohin sie nicht gehört und wo es sie nichts angeht) — ist eigentlich für diesen Bischof ein deprimirendes Urtheil; wenn aber ein liberaler Schulmann nach dreißigjähriger Erfahrung es plausibel findet, daß dem Clerus totales Schweigen in politicis auferlegt werde, so wird er durch diesen Befund nur selber den engsten Kreis, um seine Fähigkeiten und Kenntnisse ziehen — und unvorsichtigerweise die Furcht vor einem Gegner verrathen — indem er seine Freude darüber bezeigt, daß dieser Gegner von anderer Seite wehrlos gemacht worden ist.

Einem Theologen, der doch Universitätsstudien durchmachen muß, ist es noch nicht eingefallen: die Volksschul-Lehrer von der politischen Thätigkeit oder Laufbahn ferne zu halten — es wäre ja auch lächerlich — einem Stand, der die Volksbildung zur Aufgabe hat, das Politisiren zu verbieten. Dieser Lächerlichkeit hat sich nun ein Volksbildner-Bildner in erhöhtem Grade theilhaftig gemacht.

Wir haben hier die Aufgabe, nicht nur die Richtung zu schildern, welche, von den Generalseminarien ausgehend, die Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts beherrschte, sondern auch die Nachschwingungen dieser Richtung bis auf unsere Tage zu vernehmen. Der Verfasser der höheren Erziehungskunde, fast durchwegs aus Quellen der protestantisch-rationalistischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts genährt, hat sich in seinem Werke mit großer Genauigkeit nach Inhalt und Terminologie an die besagten Schriftsteller gehalten.

Nun ist aber dies Lehrbuch bis 1848 in Oesterreich vorgeschrieben gewesen, ein Umstand, der aus der einflußreichen Stellung Milde's erklärt werden kann.

Der Schreiber Dieses war Alumnus des Wiener Seminars von 1834 bis 1838. Die Erziehungskunde war im zweiten Jahrescurse obligater Gegenstand. Milde wurde 1832 Erzbischof von Wien. Im Jahre 1835/36 fungirte an der Wiener Universität als Professor der Erziehungskunde ein Chorherr vom Stifte Klosterneuburg Namens Weigl, ein begabter, sehr liebenswürdiger Mann und keine Spur von einem Pedanten; er hat seine Schüler nie durch verlangtes Auswendiglernen gepeinigt. Als Chorherr des Stiftes Klosterneuburg stand er unabhängig da, er war jedem allenfalls seine Stellung gefährdenden Einflusse von Seite des Wiener Consistoriums entrückt. Diesem Umstande verdankten seine Zuhörer bei der Prüfung einen großen Vortheil, er stellte durchaus keinen Versuch an, sich durch strenges Halten an den Inhalt des Erziehungsbuches beliebt zu machen.

Es genügte ihm vollkommen, wenn der zu Prüfende eine halbwegs annehmbare Antwort gab, ob von dieser nun im Buche etwas oder gar nichts enthalten war.

Weigl war als Professor ein Gentleman, wie seine Vorgänger und Nachfolger aus dem Stifte Klosterneuburg, die Lehrstühle an der theologischen Facultät inne hatten; Ackermann und Ruttenstock kannte ich nur nach der Ueberlieferung, Weigl, Fritz (Moral), Seebach (Kirchengeschichte), Chorherren aus demselben Stifte, waren meine Professoren. Wohlwollen und Nachsicht ihren Schülern gegenüber bis zur äußersten Grenze ist noch der Ruf, der diesen gelehrten Männern nachhallt. Man soll den Theologen, so weit es ohne Gewissensbisse nur gehen kann, das Studium der Theologie nicht verbittern durch wörtliche Paukerei. Auch Religionsprofessoren an Gymnasien und Realschulen können durch Härte, Bitterkeit und Pedantismus mehr Schaden bringen, als man es sich vorstellen mag, und es haben derlei strenge Gebietiger sich auch mitunter mehr den Ruf von heidnischen Höllenrichtern als den von christlichen Lehrern erworben, und daher auch mehr geschadet als genützt. Fritz war besonders als Allerbarmer gerühmt, wenn er einem zu examinirenden, der vielleicht oft aus Angst vor den Beisitzenden in peinliche Verlegenheit kam, helfen wollte, wickelte er in eine weitausholende Frage schon die Antwort hinein. Nur wer auf eine eminente Fortgangsclasse Anspruch erhob, an den wurden weitaus höhere Anforderungen gestellt; aber einen Schüler durchfallen lassen und ihn unglücklich machen, das brachte die edle Seele des Theobald Fritz Jahre lang nicht zuwege.

Nun wehte aber in die theologischen Studien in den Dreißiger-Jahren von Deutschland eine frische Lebensluft herein. Möhler, Görres, Staudenmayer, Drey, Hirscher, einige religiöse Zeitschriften, in Wien Dr. Veith, der Seminarspiritual Horny gaben der Theologie wieder eine Richtung auf positiven Grundlagen; die protestantisch rationalistische Schule hatte sich überlebt, die strebsamen sich um die theologische Literatur kümmernden Seminaristen, übten in engeren Kreisen ihre Kritik, und bedauerten, daß sie während ihres philosophischen Cursus das ganze in kantischer Terminologie abgefaßte Religionshandbuch Frint's und in der Theologie das Lehrbuch der Erziehungskunde studiren mußten.

Daß die Willensrichtung Milde's edel gewesen ist, zeigte noch mit Fracturbuchstaben sein Testament; es läßt sich aber eben deshalb nicht in Abrede stellen, daß ihm die Consequenzen seines Lehrbuches für das Verhältniß von Kirche und Schule ganz entgangen waren. Denn in der Theorie stand ja in seinem Lehrbuche schon vollkommen die Schule ohne der Kirche, die Erziehung ohne dem alleinigen wirksamen Factor, der Kirche, d. h. ohne dem positiven Christenthum in der Kirche, da; Milde dürfte daher des Dafürhaltens gewesen sein, daß der Staat in seinem Interesse Alles aufbieten werde, um das bisherige Verhältniß von Kirche und Schule aufrecht zu erhalten.

Man muß sich nun in die unangenehme Situation von Theologen in den Dreißiger- und Vierziger-Jahren des neunzehnten Jahrhunderts hineindenken. Während in Deutschland schon von einer frischen Lebensluft die nebelhaften Phrasen von vager aller positiven Grundlage entbehrender »Erweckung und Erregung religiöser Gefühle«, von der sogenannten »Naturbetrachtung als ein nothwendiges Hinführen zum allweisen Weltenlenker und All- und Weltvater«, von der »Nothwendigkeit der Religion (das bedeutete immer eigentlich: irgend einer Religion) als Hebel und Aneiferung zur Moral« — — u. s. f. hinweggeblasen waren, hatten sich gerade in Oesterreich durch die Staatsomnipotenz noch derlei anbefohlene Lehrbücher an den Universitäten gleichsam wie alte verwitterte Denksteine bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erhalten.

Erst der Sturm des Jahres 1848 konnte mit diesen alten Lehrbüchern aufräumen, und seit dieser Zeit galt es, mit den Feinden außer der Kirche und mit den Uebelständen innerhalb der verschiedenen Kirchenregimenter zugleich zu kämpfen. Hiebei wurde freilich das rechte Maß nicht immer eingehalten, auch vom Schreiber Dieses nicht, das hat er jederzeit offen eingestanden; eben so gut könnte er aber auch an jene Tadler,

die mit ihrer Ruhe, mit ihrem Verlangen nach würdiger Behandlung ernster Stoffe, mit ihrer Kritik in Friedenszeiten über die Kämpfe in Kriegszeiten sehr freigebig waren, die Frage stellen: Meine Herren, was hätten denn Sie in der gleichen Situation gethan? Wahrscheinlich (wie es viele Beispiele darthun) geschwiegen, sich in irgend einen Winkel verkrochen, den Kampf Anderen überlassen und — sich die Kritik und den Tadel über das Vorgehen der Kämpfer für ruhigere Zeiten aufbewahrt. Es ist auch hier wie nach einer geschlagenen (verlorenen oder halb gewonnenen) Schlacht; da kriechen die großen Strategen wie die Regenwürmer aus dem Boden heraus, da wird jede Bierkneipe zum Katheder einer Kriegsschule, da werden auch beim schlechtesten Bier die besten Angriffspläne ausgedacht, einer übertrifft den anderen an weisen und klugen Maßregeln und gegen Mitternacht geht dann jeder dieser heldenmüthigen Gesellen, die sich so thatendürstig geberden, als sie jederzeit bierdürstig sind, im Heldenschritte nach Hause, mit dem Bedauern, daß sein Feldherrntalent sich zu entwickeln keine Gelegenheit gefunden hat.

Es sollen hier nur die historischen Momente vorgeführt werden, aus denen die Differenzen hervorgegangen, die auch noch nach 1848 im Clerus sich gezeigt haben.

Die Auffassung der Kirche von den letzten Mohikanern des achtzehnten Jahrhunderts und die Auffassung von Kirche und Staat nach dem febronianischen System lebten in höheren Kreisen noch fort. Vor 1848 waren die Träger dieses Systems von Polizei und Censur genugsam geschützt — nach dem Einstürzen dieser Wälle mußte nun nothwendigerweise der Principienkampf beginnen; in einem solchen Kampfe aber müssen consequenterweise persönliche Rücksichten aufhören.

Nun gab es aber noch viele Vertreter des angeführten Kirchen- und Staatssystemes. Wie es nun schon geht, so meinte auch hier jeder Einzelne, der Angriff gelte zunächst seiner Persönlichkeit, was, wenn man die publicistischen Acten durchzusehen sich bemühen will, ganz erweislich nicht der Fall gewesen ist, es fühlten sich eben alle Jene unangenehm berührt, die dem System huldigten, es waren, nach Willensrichtung und Herzensgüte zu urtheilen, auch bisweilen edlere Persönlichkeiten darunter; wenn man dieselben aber deshalb hätte in Ruhe lassen sollen, so hätte man aus rein menschlichen Rücksichten seine Einsicht opfern und seine Ueberzeugung nicht aussprechen dürfen.

Wenn nun manche Herren auch die Nothwendigkeit eines Zusammenstosses nicht in Abrede stellten, so waren sie mit der öfter humo-

ristischen und satyrischen Kampfesweise nicht einverstanden, indem sie sagten: in einer solchen Kampfesweise sei zunächst immer die »Würde« zu bewahren, die Besprechungen und Kritiken müßten ernst sein, es vertrage sich der Scherz und das leichtfertige Wesen nicht mit der Abhandlung so wichtiger Angelegenheiten des Menschenlebens. Derlei Anforderungen nehmen sich sehr gut aus, wenn sie von einem geistvollen Mann gestellt werden, der in seinem Lebenskreise so viel Selbstbeherrschung sich angeeignet hat, daß er, wenn er auch könnte, nie einen Gegner mit ein paar scharfkantigen Worten abfertigt, sondern immer nur in der schonungsvollsten und liebenswürdigsten Weise seine entgegengesetzte Meinung ausspricht. Gehen aber solche Anforderungen von einem Manne aus, der nur seine Geistlosigkeit und sein langweiliges Wesen dadurch zu decken und zu maskiren sucht, so haben dieselben selbstverständlich keinen Werth, außer den der Selbsterhaltung d. h. der Selbstvertheidigung.

Es lassen sich die Kampfesweisen ebensowenig über Einen Leisten schlagen, als sich die Gesichtsbildungen der Menschen nach Einem Muster formiren lassen.

Selbstverständlich fällt es bei dieser Schilderung der Zustände dem Schreiber Dieses auch nicht ein, alle Details der Kampfesweisen, die er in dieser Streitsache angewendet, rechtfertigen zu wollen. Er gesteht es gerne ein, daß er bisweilen zu schonungslos dareingegangen, daß es vielleicht manchmal besser gewesen wäre, die komischen Seiten seiner principiellen Gegnerschaft nicht in ein zu grelles Licht zu stellen, kurz daß er sich in der Hitze des Streites auch allerhand Formfehler hat zu Schulden kommen lassen, er gesteht auch ferner ein, daß er jetzt nach mehr als drei Decennien, nachdem ihm die Erfahrung vieler Jahre zu Gebote steht, in der Form Manches anders auffassen würde; im Wesentlichen aber könnte er auch jetzt seine damaligen Anschauungen nicht verändern, seine damaligen Forderungen nicht herabmindern lassen.

Milde als praktischer Katechet.

Wenn wir nun die Erziehungskunde Milde's zur Erklärung unserer Situation aus dem Inhalte derselben geschildert haben, so müssen wir auch nach einer anderen Seite hin, die volle historische Gerechtigkeit walten lassen. Als praktischer Katechet war Milde, wenn er als Erzbischof die Schulen seiner Diöcese visitirte, eine ganz andere Erscheinung als man es nach seiner 1811 und 1812 abgefaßten Erziehungskunde

hätte vermuthen können. Er wußte so geschickt Fragen zu stellen, sich in einer so eminent liebenswürdigen Weise das Vertrauen der Kinder zu gewinnen, daß es eine Freude war, ihn zu sehen und sein eigenthümliches Vorgehen beim Katechisiren anzuhören. Wie er überhaupt ein praktischer Mann war, so ist er es auch hier gewesen. Er konnte in gewissen Fällen auch sehr wohlwollend, gütig und ungemein nachsichtig sein.

Der Lehrer eines Filialortes wurde beim Consistorium sowohl vor, als während der Visitation auch beim Erzbischof von der Gemeinde übermäßigen Trinkens wegen verklagt. Schreiber Dieses war damals gerade Katechet in derselben Schule. Da ließ nun Milde mich in das Zimmer des Pfarrhauses rufen, in welchem er eben die Filialgemeinde empfangen hatte und fragte mich: was es mit diesem Lehrer für ein Bewandtniß habe und ob die Klage der Gemeinde wahr sei? die Gemeinde hatte geradewegs um Absetzung des Lehrers angesucht.

Ich sagte dem Erzbischof: Es ist allerdings wahr, daß der Lehrer mehr trinke als gebührlich und daß er öfters schon bedeutende Räusche gehabt, aber den armen Mann gleich mit Weib und Kindern brodlos machen, das ist eine schwere Sache. Als Lehrer ist er ausgezeichnet, nachdem sich Euere fürstliche Gnaden mit der Kenntniß des Katechismus von Seite der Kinder besonders zufrieden geäußert haben, so ist das großentheils auch ein Verdienst des Lehrers, der in meiner Stunde immer da ist, aufmerkt und das Vorgetragene sehr fleißig wiederholt. Er ist ein außerordentlich begabter Mensch und zum Lehrfach wie geboren. Er ist auch keineswegs ein böser Mensch; wenn ihm nun Euere fürstliche Gnaden im Guten zureden, so hoffe ich wird das die beste Wirkung machen.

Der Erzbischof erwiderte sehr gemüthlich: Schau'n Sie, das gefällt mir von Ihnen, daß Sie sich um den armen Mann annehmen, man muß über einen Irrenden nicht gleich den Stab brechen, schicken Sie ihn zu mir herein.

Nach einiger Zeit kam der Lehrer weinend heraus; der Erzbischof hatte ihm in der gemüthlichsten Weise ans Herz gesprochen und ihm auch gesagt: »Der Cooperator hat Sie als einen außerordentlich talentvollen und geschickten Lehrer gelobt, es wäre schade um Sie, wenn Sie sich bezüglich des Trinkens nicht bessern würden, denn wenn die Gemeinde wieder gerechte Ursache zum Klagen hätte, so wäre Ihnen nicht zu helfen.« Dieser Lehrer hat sich darnach auch im Ganzen merklich

gebessert, ich weilte noch vier Monate am selben Orte und ertheilte Unterricht in der besagten Filiale. Der Mann war mir darauf herzlich zugethan, hielt mich dankbar im besten Andenken, und ist, wenn zufällig über meine Person die Sprache kam, immer ein begeisterter Lobredner gewesen.

Das Testament des Erzbischofs Milde.

Milde sagt in seinem Testamente:

»Das Vermögen, welches ich hinterlasse, ist Kirchengut. Denn mein Patrimonalvermögen habe ich schon ersetzt. Ich habe mich nie als den freien Eigenthümer, sondern immer nur als den Nutznießer und Verwalter angesehen. Was die Pflicht, was der Anstand forderte, habe ich verwendet. Den Ueberrest zu kirchlichen Zwecken zu verwenden, war und bin ich verpflichtet. Deswegen ernenne ich nach reifer Ueberlegung zum Universalerben meiner ganzen nach Berichtigung der Legate und aller Auslagen rein verbleibenden Verlassenschaft, die armen, ohne ihre Schuld in Noth sich befindenden Priester des Secularclerus und die armen Schullehrer der Wiener Erzdiöcese zu deren Unterstützung ich eine Stiftung gründen will, und zwar mit folgenden näheren Bestimmungen« u. s. w.

»Meine P. T. Herren Nachfolger und das Capitel sind Niemand als Gott über die Vertheilung Rechenschaft zu geben schuldig. Das Gewissen ist eine bessere Garantie, als alle buchhalterischen Controlen, die oft das Gute, aber selten das Böse hindern.«

Das Einkommen der Lehrer war früher auch mitunter sehr schlecht — es ist gut und dem Lehrerstande zu wünschen gewesen, daß eine Aufbesserung erfolgte — die feindselige Stellung der Schule zur Kirche, welche von den Logen längst angebahnt und am Ende auch zur Freude des Geheimbundes durchgeführt wurde, ist sicher weder im Interesse der Kirche, noch im Interesse der Volksbildung und am Ende auch nicht im Interesse des Lehrerstandes nothwendig gewesen. Der letztere ist eben nur von den geheimnißvollen Mächten als Sturmbock benützt worden; an Autorität hat er weder vor dem Volke, noch vor den Eltern, noch vor den Kindern gewonnen, wie dies selbst von einsichtigen Mitgliedern des Lehrerstandes schon wiederholt ausgesprochen worden ist.

In Verleihung von Pfründen war Milde gerecht, er ging in der Regel nach dem Senium vor; seine großen Verdienste um den ökonomischen Theil des Erzbisthums können ihm seine Nachfolger nur danken.

Er war ein besonders organisatorisches Talent, seine Statuten für die erzbischöfliche Cur bei St. Stephan bezugs Einkommen, den

vertheilten Pflichten, der Regelung des communalen Lebens, ebenso seine Statuten für das Alumnat, das sind noch immer als sehr dankenswerthe Reformen anzuerkennen.

Die theologische Richtung Milde's.

Wir halten es weder für zulässig, noch eines streng historischen Vorgehens würdig, bei Schilderung öffentlicher Charaktere, bezugs kirchlicher Grundsätze und Anschauungen gesprochene Worte anzuführen, wenn diese auch von den glaubwürdigsten Zeugen verbürgt wären, oder wenn wir dieselben auch selber vernommen hätten. Es machen die mündlichen Anführungen sehr leicht den Eindruck einer verdächtigen Parteilichkeit, während auf in Druck gegebene Actenstücke (ob nun diese vom Autor selbst, oder doch mit seinem Wissen und Willen publicirt worden sind) sich zu berufen — nicht nur zur vollsten Berechtigung, sondern zur Pflicht des Geschichtschreibers gehört.

Nun haben wir aus der Zeit vor der Ernennung Milde's zum Bischof von Leitmeritz (1823) nur Ein Actenstück gefunden, welches in das Gebiet der Theologie einschlägt — und dieses harmonirt vollkommen mit jener Weltanschauung, welche Milde in seiner Erziehungskunde der Oeffentlichkeit übergeben hat.

Es besteht dasselbe in einer Predigt, bei der Secundizfeier eines Priesters gehalten, eine Feier, bei welcher gewöhnlich Gelegenheit genommen wird, von dem Priesterthum und dem Meßopfer zu sprechen — hier aber finden wir nur den Menschen und das Menschenleben in den mannigfaltigsten Phasen in Betracht gezogen; es ist weder von irgend einer Lehre der Kirche, auch nicht von irgend einer Grundlage des positiven Christenthums die Sprache.

Würde man aus diesem Actenstücke nur einige Citate bringen, so könnte das vermuthen lassen, man habe parteiisch Excerpte gemacht; — es soll deshalb diese Predigt, ihrem vollen Inhalte nach, hier gebracht werden, als ein Charakteristicum der Zeit und des Geistes, der, von den Generalseminarien ausgegangen, noch im neunzehnten Jahrhundert fortgewirkt hat. Es ist in derselben von der Lehre der Kirche und allen positiven Lehren des Christenthums eben so gänzlich Umgang genommen, wie dies in der Erziehungskunde nachgewiesen worden ist, welches Lehrbuch gerade wegen der Confessionslosigkeit desselben von den (im achtzehnten Jahrhundert stecken gebliebenen) Lehrern der modernen Volksschule Lob und Anerkennung erworben hat und als ein Muster von Erziehungslehre auch

wieder neu durch den Druck veröffentlicht worden ist. Besonders auffallend ist das beständige Wiederkehren der Worte: »Mensch« und »Leben«, so daß sich die ganze Rede nur humanistisch als eine Abhandlung über das Menschenleben herausstellt.

„Sittliche Ehrenrede

auf das fünfzigjährige Jubelfest des Priesterthums des Wohlehrwürdigen Herrn Carl Joachim Weiß, Beneficiaten bei der Filialkirche zu St. Niklas im obern Markt zu Langenlois, den 27. August 1820. Vorgetragen von dem Hochwürdigen Herrn Vincenz Eduard Milde, kaiserl. königl. Hofcaplan, Domherrn der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien, Consistorialrath, Dechant und Schuldistricts-Aufseher und Localdirector der philosophischen Lehranstalt in Krems. Wien, 1820."

Das fünfzigste Jahr sollst du heiligen, denn es ist ein Jubeljahr. 3. Buch, Moyses 25, 10.

»Der wichtigste und zugleich lehrreichste Gegenstand der Betrachtung für uns Menschen ist unser eigenes Leben. Wir Menschen sollen nicht blind und gedankenlos den Weg des Lebens gehen, wir sollen nicht nur uns der Gegenwart bewußt werden, sondern wir können und sollen auch zurücksehen auf den Weg, den wir gegangen sind, und uns dessen erinnern, was wir einst gethan, genossen oder geduldet haben. Diese Erinnerung an unser verflossenes Leben ist die beste Schule der Weisheit, die reichste Quelle der Freude und des Trostes, die festeste Grundlage der Hoffnung für uns Menschen. Sie lehret ihn in der Zukunft weiser und besser werden, als er in verflossenen Tagen war. Das Edle und Gute ist in der Gegenwart oft schwer, und in der Stunde des Vollbringens mit hartem Kampfe und schwerer Aufopferung verbunden; in der Vergangenheit dagegen erfüllet dasselbe das Herz mit reiner Freude und seliger Hoffnung. Die Freuden des Lebens genießt der Mensch in der Erinnerung abermals, und sogar die Leiden werden süß und herzerhebend, wenn der Mensch der überstandenen Leiden gedenket. Die Vergangenheit begründet in uns die Hoffnung der lohnenden Zukunft, wenn die Gegenwart unseren Wünschen und Verdiensten nicht entspricht. Die schönen Gesinnungen des Dankes gegen Gott, des Vertrauens auf Ihn lassen sich nicht besser, als durch den Rückblick auf empfangene Wohlthaten und auf erfahrene Hilfe begründen.«

»Es ist deswegen zu wundern, daß viele Menschen so selten an ihr verflossenes Leben denken und diese Quelle der Weisheit, dieses Mittel ihrer Veredlung nicht besser benützen. Manche Menschen leben immer nur in der Gegenwart und denken nicht an die Vergangenheit; sie leben immer außer sich und vergessen auf sich selbst; sie erinnern sich höchstens großer Unglücksfälle, die sie getroffen haben, aber ihrer Handlungen gedenken sie nicht.«

»Fleißig, ruhig und ernstlich sollten wir des verflossenen Lebens gedenken, damit die Vergangenheit uns weiser und besser in der Zukunft mache, damit wir Trost und Hoffnung finden, wenn die Gegenwart uns keinen Trost und keine Hoffnung gibt.«

»Dazu bieten besonders einzelne Tage des Lebens, an denen das Herz des gefühlvollen Menschen guter Eindrücke und heiliger Entschlüsse mehr empfänglich ist, eine schickliche Gelegenheit dar. Jährlich kommt der Tag wieder, an dem wir in diese Welt getreten sind, an dem wir Glieder der menschlichen Gesellschaft, Glieder des Reiches Gottes auf dieser Erde geworden sind. Sollten wir an diesem Tage uns nicht dankbar erinnern der Wohlthaten, die wir genossen haben? — uns nicht ruhig fragen, ob der Weg, den wir bisher gegangen sind, der Weg ist, der zum ewigen Leben führt? — Getauft wurden wir auf Jesu Namen, haben wir auch als Jesu Schüler gelebt? — Es kommt jährlich wieder der Tag, an dem der Mensch ein Amt angetreten hat, in Verhältnisse eingetreten ist, sich Gott und den Menschen verpflichtet hat. Der Jahrtag des Antrittes deines Amtes, deiner Ehe, der Geburt deiner Kinder kehret zurück. Frage dich selbst, hast du die Pflicht erfüllet, die du einst an diesem Tage auf dich genommen? — Einst wirst du Gott — heute wirst du dir selbst Rechenschaft ablegen. — Richte dich selbst, ehe Gott dich richtet. Besonders wichtig sind längere Abschnitte des Lebens.«

»Fünfzig Jahre wurden schon in den ältesten Zeiten als ein wichtiger Zeitraum angesehen. Das fünfzigste Jahr sollst du heiligen, sagte Moses, denn es ist ein Jubeljahr. Sollte derjenige, der einen solchen Zeitraum zurückgelegt hat, nicht zurücksehen auf sein verflossenes Leben? nicht zum Danke gegen Gott, zum ernstlichen Nachdenken über seinen Lebenslauf gestimmt werden? Eine solche Feierlichkeit ist es, die wir heute in diesem heiligen Orte begehen. Der wohlehrwürdige Herr Carl Joachim Weiß, Beneficiat dieses Ortes, feiert das vollendete fünfzigste Jahr seines Priesterthums. Er steht vor dem Altare Gottes, um dem Allmächtigen Vater des Lebens zu danken für die unzählbaren Wohlthaten, die er ihm durch 73 Jahre des Lebens erwiesen hat; ihm zu danken für die Gnade des seltenen Glückes, durch fünfzig Jahre als Priester der Kirche Jesu auf dieser Erde zu Gottes Ehre und zum Seelenheile der Menschen gewirkt zu haben. Ihm, dem Diener Christi, kann nichts wünschenswerther sein, als wenn sein Jubelfest eine Veranlassung christlicher Gesinnungen für uns Alle wird. So wie er an diesem Tage auf sein verflossenes Leben zurücksieht, so sollen auch wir bei den wichtigen Abschnitten unseres Lebens zurückdenken an die vergangenen Tage.«

»Ich will Ihnen deswegen zeigen, wie wir Menschen unser Leben auf dieser Erde ansehen sollen, wenn wir uns der verflossenen Tage erinnern.«

»Das Leben des Menschen ist ein Werk Gottes.«

»Das Leben des Menschen ist aber auch des Menschen eigenes Werk.«

»Beide Ansichten, die ich Ihnen, meine Lieben, auseinandersetzen werde, sind geeignet, in uns die wichtigsten und heiligsten Gesinnungen hervorzubringen.«

»Zu Dir, o Gott! erhebe ich meine Hände. Mache Du, daß diese Feierlichkeit zu Deiner Ehre und zum Seelenheile der Menschen gereiche! Mache, daß das Jubelfest deines ergrauten Priesters christliche Gesinnungen in den Herzen der Menschen erwecke! Gib mir, o Gott! die Gnade, dein heiliges Wort mit Nachdruck zu verkünden, damit dasselbe Früchte für das ewige Leben bringe.«

I.

»Wenn von dem Leben eines Menschen die Rede ist, so verstehen wir unter diesen Worten zuerst die äußeren Umstände und Schicksale des Menschen während seines Aufenthaltes auf dieser Erde.«

»Jeder von Ihnen, meine Lieben, wird bei ruhigem Nachdenken leicht einsehen, daß das Leben in diesem Sinne des Wortes, daß die äußeren Umstände und Schicksale nicht sein eigenes Werk, sondern das Werk Gottes sind, der die Welt regieret. Hast du, o Mensch, die Stunde, den Ort deiner Geburt erwählet? Hast du die Zahl deiner Lebenstage vorher bestimmt? — Hast du einen Plan des Weges dir entworfen? und kam Alles so, wie du dachtest, wünschtest, hofftest? — Nein — der Mensch denkt, aber nur Gott lenkt sein Schicksal. Gott hat Alles geordnet, sagt die heilige Schrift, und des Menschen Weg hängt nicht von dem Menschen ab und steht nicht in seiner Gewalt. Kleine, oft unbedeutend scheinende Umstände, die wir nicht vorhersehen, nicht herbeiführen, nicht abhalten können, geben dem Wege die Richtung und entscheiden über unsere kommenden Jahre. Der Mensch macht wohl Pläne und rechnet und veranstaltet, aber das Ausführen und Gelingen hängt nicht von ihm ab. Es ist Thorheit, wenn du glaubst, dein Wohlstand sei blos die Frucht deines Fleißes, deiner Geschicklichkeit. Die Aussaat war wohl dein Werk, aber das Gedeihen gab nur Gott. Eine Minute war lang genug, dich zum Bettler zu machen. Feuer konnte dein Haus, Schauer deine Felder, ein Luftzug deine Gesundheit zerstören. Hast du dein Haus, deine Felder, deine Gesundheit bewahret! — O, die Menschen wachen und bewahren vergebens, wenn Gott sie nicht schützet und bewahret. Sieh, der Herr ist es, der Diesen reich und Jenen arm macht. An Gottes Segen ist Alles gelegen. Er bestimmt den Anfang und das Ende unserer Tage, Er den Weg, den wir gehen. Er

läßt die Sonne des Glückes scheinen und Gewitter über unsere Häupter ziehen. Er gibt und nimmt, er verbindet und trennet. Er vernichtet und vollbringet.«

»Diese Ansicht unseres Lebens als ein Werk Gottes ist eine wichtige, den Christen eigene Ansicht. Das ist der höhere Standpunct, von dem wir als Christen unser Leben betrachten sollen. Hier ist die Quelle der Freude, des Trostes, der Hoffnung für die Menschen. Mein Wohl und Wehe hängt nicht von dem Einflusse lebloser Elemente, nicht von dem guten Willen oft so wenig guter Menschen ab. Gott ist es, der für mich sorgt und mein Schicksal leitet. Wenn meine Unternehmungen gelingen, wenn Gesundheit und Wohlstand mich erfreuen, so wird meine Freude des Genusses vermehrt durch den Gedanken: Es ist die Hand meines himmlischen Vaters, die mich gesegnet hat.«

»Die Zukunft ist mir verborgen, feindliche Elemente umgeben mich, die Erde wankt und finstere Gewitterwolken ziehen daher. Dessenungeachtet kann ich ruhig bleiben, denn ich weiß: ich bin in Gottes Händen, ohne dessen Willen kein Haar meines Hauptes gekrümmt wird. Wenn harte Schläge mich treffen und Unglück mich darniederbeugt, so tröstet mich der Gedanke, nicht die Bosheit der Menschen, nicht die wilde Kraft des Feuers, nein, der Herr, der es mir einst gegeben, der hat es mir genommen. Er wird Alles zu meinem Besten leiten.«

»Erheben sie sich, meine Lieben, zu dieser Ansicht ihres Lebens. Denken sie an ihr verflossenes Leben ruhig zurück, und sie werden die Hand Gottes erkennen, die ihr Schicksal geleitet hat. Wer die Spuren der Güte und Weisheit Gottes in dem Gange seines Lebens nicht findet, der findet dieselben nirgends mehr. Der gestirnte Himmel verkündet zwar Gottes Macht, der Vogel in der Luft und die Blume des Feldes lehren uns Gottes Güte; aber noch lebhafter und eindrucksvoller zeiget sich Gott jedem Menschen im Laufe seines eigenen Lebens. Lernen sie als Christen über ihr vergangenes Leben nachdenken, so werden sie das Glück mit Dankbarkeit genießen, das Unglück mit Standhaftigkeit ertragen, der ungewissen Zukunft mit Vertrauen entgegen sehen.«

»Dir, Wohlehrwürdiger! ist diese Ansicht nicht fremd. Du hast dieselbe oft anderen verkündet, du hast in ihr Trost und Ruhe gefunden. Sieh jetzt, da du vor dem Altare Gottes stehest, auf die lange Reihe deiner Lebensjahre zurück. Wunderbar und gütig hat Gott dich geleitet, unzählbar sind die Wohlthaten, die du dem Herrn verdankest. Er war dein Vater in guten und traurigen Stunden, er war dein Schützer und dein Helfer gewesen. Als unmündiges Kind verlorest du deine Eltern, als arme Waise standest du ver-

lassen in Gottes weiter Welt, du hobst damals weinend deine Hände gegen Himmel, und sieh — Vater und Mutter hatten dich verlassen, aber der Herr hat sich deiner angenommen. Er ließ dich in diesem Orte gute Menschen finden, die dich nicht nur ernährten, sondern christlich und fromm auferzogen. Gott vergelte ihnen, was sie der armen Waise einst gethan! Sie sehen jetzt aus einer besseren Welt auf dich herab, und freuen sich alles des Guten, das du gestiftet, was sie begründet haben. Gott gab dir die Gnade, Priester seiner heiligen Kirche, Verbreiter seines Reiches auf dieser Erde zu werden.«

»Du nahmst das Kleid der Diener Mariens. Umstände haben das Kleid geändert; das Herz änderten sie nicht. Du bliebst, was du warst, ein Diener der seligsten Jungfrau; denn du hast bis zu dieser Stunde ihre Verehrung und Nachahmung befördert. Du hast das seltene Glück, nach fünfzig Jahren deines Priesterthums an demselben Altar das unblutige Opfer zu bringen, an dem du einst dein erstes Opfer gebracht hast. Fast alle Gespielen deiner Jugend, alle gleichzeitigen Arbeiter in dem Weinberge des Herrn hat Gott früher zu sich genommen. Dich ließ er länger leben, damit du mehr des Guten wirken, dir mehr Verdienste sammeln kannst. Nicht glänzend war der Weg, den Gott dich führte, aber es war ein ebener, gerader Weg. den du mit reinem Herzen gingst. Gott bewahrte dich von der Sucht nach irdischem Glanz und gab dir den größten Schatz des Menschen, den der Hohe und der Reiche so oft suchen und nicht finden, nämlich die Zufriedenheit; und diese war deines Lebens höchstes Glück. In den traurigen Stunden deines Lebens fandest du Trost, und in den wenigen Augenblicken der Leiden, war Gott dein Helfer gewesen. Es ging besser, als du dachtest, als du hofftest. Gott war allzeit deine Zuflucht, aber er war auch deine Hilfe gewesen.«

»Bringe daher heute dein heiliges Opfer Gott zum Lob und Dank; Preise und lobe den Herrn, denn seine Güte war durch 73 Jahre deines Lebens groß gegen dich. Gedenke zugleich aller Derjenigen, die dir während deines Lebens Gutes erwiesen haben, damit Gott ihnen vergelte, was du ihnen nicht vergelten kannst.«

»Es gibt aber, mein Lieber, noch eine andere Ansicht des menschlichen Lebens, die wir bei dem Rückblicke auf unsere verflossenen Jahre vor Augen haben sollen. Von diesen im zweiten Theile.«

II.

»Das Leben des Menschen besteht nicht blos im Genießen und Dulden, sondern im Wollen und Handeln. Daher machen nicht die äußeren Umstände

und Schicksale, sondern die Gesinnungen und Handlungen der Menschen den vorzüglichsten Theil seines Lebens aus.«

»Der Mensch, versehen mit herrlichen und wichtigen Kräften, bestimmt zu einer freien und erhabenen Wirksamkeit, lebet eigentlich nur insofern als er wirket. Diese Wirksamkeit fordert nicht außerordentliche, Erstaunen erregende Thaten. Sie kann still und unbemerkt, sie kann im Innern verschlossen und doch sehr groß sein. Nicht der, der die Welt in Erstaunen setzet, der sie zittern, oder jauchzen machet, sondern jeder, der die Pflichten, des ihm von Gott angewiesenen Kreises treu und gewissenhaft erfüllet, ist ein braver Mann.«

»Dieses Wirken der Menschen ist die zweite Ansicht des menschlichen Lebens und in diesem Sinne ist das Leben des Menschen eigenes Werk. Wenn wir zurücksehen auf unseren Lebensweg, so sollen wir uns nicht nur der frohen oder traurigen Stunden, die uns zu Theil geworden sind, sondern des Guten oder Bösen erinnern, das wir auf dieser Erde gethan haben. Sieh, o Mensch! ruhig und ernstlich auf den Weg zurück, dann wird vor deinen Augen erscheinen alles das Gute, was du gethan, aber auch deine Schwächen und Fehler werden sich darstellen, die deines Herzens dunkle Seiten sind. Du wirst mit Freuden dich erinnern des Kampfes, in dem deine Tugend gesieget und mit Scham der Versuchung gedenken, der du unterlegen bist. Du wirst erkennen, was du hättest wirken sollen, und was du nicht gethan hast. Denke an dein verflossenes Leben, das heißt: gib dir selbst Rechenschaft über dein Wollen und Thun. Bist du, was du werden konntest und solltest? Hast du den Willen deines himmlischen Vaters, den Zweck deines Lebens erfüllet? Bist du ein Christ im wahren Sinne des Wortes? Kannst du mit Freuden denken an dein eigenes Herz und mit Freuden entgegen sehen dem Tage der Vergeltung?«

»Wenn wir unser Leben von dieser Seite betrachten, so werden sogar wir den Grund einzelner äußerer Schicksale in uns selbst finden. Wir werden dann keineswegs der göttlichen Vorsehung zur Last legen, was die Folge unseres eigenen Leichtsinnes, unserer eigenen Thorheit war. Du klagest über die drückende Noth, über die Schmerzen deines Körpers. Sieh zurück auf dein verflossenes Leben — Verschwendung mußte dich in Noth bringen, Wollust deinen Körper zerstören. Du hast die Grube gegraben, in die du gefallen bist. Du klagest über die Zügellosigkeit und Ausschweifungen deines Sohnes. Mußte es denn nicht so kommen? Sieh zurück, in der Kindheit hast du ihn selbst verwahrloset, in der Jugend ihn selbst verbildet, du erntest, was du früher gesäet hast. Nur durch ruhiges Nachdenken über das ver-

flossene Leben lernet der Mensch sich selbst kennen, beurtheilen und bessern, Niemand kann dir sagen, woran es deinem Herzen fehlet, die dunklen Seiten sieht nur dein eigenes Auge. Die Vergangenheit allein kann dich lehren, was du thun, oder meiden mußt, wenn du in der Zukunft weiser und besser, als in verflossenen Tagen werden willst. Manche Menschen würden nicht so tief in Sünden fallen, nicht so lange in Sünden leben, wenn sie öfter und ernstlich an ihr verflossenes Leben dächten.«

»Denken sie meine Lieben oft und ruhig an ihr verflossenes Leben. Diese Erinnerung wird sie belehren, und warnen, wird sie weiser und frömmer in der Zukunft machen. Wenn ihr Auge das Gute sieht, das sie einst gethan haben, so wird ihr Herz mit seliger Freude erfüllt werden; denn keine Freude ist reiner und größer, als diejenige, die die Erinnerung guter Handlungen gewähret. Diese Erinnerung wird sie erfüllen mit seliger Hoffnung, denn sie verbindet unser gegenwärtiges und zukünftiges Leben. Die Gegenwart ist in unseren Händen, aber die Zukunft hänget von unserem Verhalten ab. Hier ist die Aussaat, dort die Ernte. Der Mensch wird nicht ernten, was er nicht ausgesäet hat. Die Hoffnung eines ewigen Lohnes kann nur durch Erinnerung eines vollbrachten und guten Lebens begründet werden.«

»Du, Wohlehrwürdiger! hast oft in deinem Leben zurückgesehen auf deinen Lebensweg. In dieser Erinnerung fandest du deinen schönsten Lohn und die stärkste Ermunterung zur treuen Führung deines Amtes.«

»Denke auch heute vor dem Altare Gottes an deinen Lebenslauf. Ich kann dir deine Werke nicht vor Augen bringen, denn das Wirken des Priesters ist unsichtbar; aber Gott, der in das Vergangene sieht, der kennet sie und wird dir vergelten.«

»Fünfzig Jahre hast du gewirket in dem Reiche Gottes, und treu die Pflichten deines Amtes erfüllet. Sieh die große Zahl derjenigen, denen du als Kindern Jesu Lehren verkündet hast. Du hast ihnen gezeigt den Weg, den sie wandeln sollen, und den Samen des Guten in ihr jugendliches Herz gestreut. Wenn sie fortwandeln auf dem schmalen Weg des Lebens und Gutes wirken, so hast du den Grund gelegt. Sieh! der Same trägt Früchte, den du gesäet hast.«

»Durch fünfzig Jahre hast du Jesu Wort verkündet, die Menschen glauben, hoffen und lieben gelehrt. Wann der Glaube die Menschen erleuchtet, die Hoffnung tröstet, die Liebe sie verbindet, so sind dies Früchte deines Lebens. Niemand, du selbst kennest sie nicht, aber Gott kennet sie, und er wird es dir vergelten.«

»Oft hat dein Wort den Schwachen gestärket, deine Warnung die Unschuld bewahret, deine Lehre den Sünder gebessert. Den Leidenden gabst du Trost, den Sterbenden Hoffnung. Du hast nicht umsonst gelebt. Still und unbemerkt war dein Wirken. Du hast keine Thaten, die du zur Schau stellen kannst, die die Welt bewundert und lohnet; aber Gott kennet sie, er wird sie dir vergelten.«

»Sieh in diesem Augenblick auf deine Kirche. Arm und verfallen war sie vor 23 Jahren, jetzt steht sie schön geschmücket zu Gottes Ehre da. Sie ist deiner Sorgfalt, deines Eifers schönstes Denkmal. Gott sieht mit Wohlgefallen herab und höret das fromme Gebet der Gläubigen. Er wird es dir, und denen einst vergelten, die dich unterstützten. Hohe Freude wird dein Herz erfüllen, wenn du auf dein vollendetes Werk zurücksiehst. Sieh zurück, aber vergiß nicht: Gott ist es, der das Wollen und Vollbringen in uns wirket und sprich mit dem Apostel: Nicht ich, sondern Gottes Gnade war wirksam in mir, Ihm gebührt die Ehre, denn wir sind nur unwürdige Diener des Herrn.«

»Gottes Segen, Gottes Lohn über dich! Gott gebe dir ein ruhiges, frohes Alter und Kraft, noch länger zu wirken zu seiner Ehre, zum Seelenheil der Menschen.«

»Er gebe dir die Freude zu sehen, wie der Same, den du gesäet hast, Früchte bringet zum ewigen Leben. Wenn einst deine letzte Stunde kommt, und du vor dem Throne des Allerhöchsten stehest, dann mögen dir entgegen kommen die Seligen, die du auf dem Wege zum Himmel geleitet, deren Herz du bewahret und gebessert hast! Es mögen dir entgegenkommen diejenigen, denen du in ihren letzten Stunden einst Trost und Hoffnung gabst! Sie werden dich ihren Retter nennen und Gott wird dir die Krone geben, die den treuen Dienern seines Reiches verheißen ist. Dann wirst du im Kreise seliger Geister vor dem Throne Jesu, deines Meisters, feiern dein wahres Jubelfest.«

»Lob und Dank sei Dir! o Gott! für alles Gute, das Du dem ergrauten Diener Deines Reiches auf dieser Erde erwiesen hast. Erhalte ihn, o Gott! noch länger und lasse ihn wirken zum Seelenheile dieser Gemeinde, damit er Deinen Namen verherrliche und keiner von denen verloren gehe, die Du seinen Händen anvertraut hast. Wenn Du, o Gott! ihn einst abrufest in Dein ewiges Reich, so gib ihm einen Nachfolger, der erhalte, was er gegründet, fortsetze, was er angefangen, vollende, was er nicht vollendet hat, damit Jesu Reich auf dieser Erde immer mehr verbreitet werde, bis wir einst Alle in Deinem ewigen Reiche Dich loben und preisen und verehren werden. Amen.«

Das System geheimer Polizei im Kirchenregiment.

Daß Vorgesetzte im geistlichen Stande nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben, sich um die Aufführung der ihnen Untergebenen zu kümmern, wird Niemand bestreiten, der sich über das organische Leben in der Kirche einige Kenntniß und die rechte Auffassung verschafft hat.

Es muß sich aber diese Sorge als eine sittliche erweisen und zur Bewachung oder Beförderung der Sittlichkeit beitragen, diese Sorge muß Gewissenhaftigkeit und die von ihr nicht zu trennende Ehrenhaftigkeit als Grundlage des Regimes erkennen, sie darf sich nicht gemeiner Polizeispionage bedienen, welche dem Angeklagten keine Gelegenheit läßt, sich gegen allenfallsige Verleumdungen vertheidigen zu können. Es darf durch diese Sorge dem Neide, dem Hasse, der Böswilligkeit und den Töchtern derselben: der Lüge und Verleumdung, nicht die Freizügigkeit gewährleistet werden. Der, welcher eine Anzeige macht, soll dafür nicht besondere Gunstbezeigungen einernten wollen oder können, er soll von der stricten Wahrheitsliebe nicht abweichen und der Wahrheit und der im Interesse des kirchlichen Organismus begründeten Nothwendigkeit seiner Aussage so gewiß sein, daß er immer gefaßt sein kann, als ehrenhafter Mann Demjenigen gegenübergestellt werden zu können, über welchen er einen Bericht gemacht hat.

Leider hat die bureaukratische polizeiliche Regierungsform in kirchlichen Kreisen diese Mahnung bezugs der Ehrenhaftigkeit beim Conduitenberichte sehr oft ungehört er- und verschallen lassen.

Einige concrete Fälle sollen zur Belehrung Jener, die sich in der Stellung befinden, daraus eine Belehrung schöpfen zu können und nebenbei guten Willens sind, sicher nicht ohne Eindruck und Wirkung vorübergehen.

Als ich mein Anstellungsdecret als Caplan für die Pfarre P. in die Hände bekam, wurde mir von einigen Kennern der Diöcesanzustände Folgendes mitgetheilt: »Nun, da kommen Sie zu einem sauberen Patron. Dieser Mann erklärt selber ganz naiv, daß ihm jeder Caplan nach Einem Jahre schon vollkommen zuwider ist. Sie werden bei ihm (ungefähr) seit 1816 bis 1839 der dreißigste sein. Er hat sich durch sein Schönthun ins Gesicht und sein beständiges Denunciren hinter dem Rücken einen begründeten Ruf in der ganzen Diöcese erworben.«

Ich war nun der Erste, der es bei diesem Manne volle drei Jahre ausgehalten. Zweiunddreißig Jahre, nachdem ich von ihm weggekommen

und einundzwanzig Jahre nach seinem Tode fielen mir zufällig von ihm abgefaßte schriftliche Actenstücke gegen mich in die Hände.

Im Jahre 1841 bekam ich als Caplan an besagter Station eine Zuschrift vom Dechant, in welcher es hieß: »es habe sich das Gerücht verbreitet, daß ich wochenlang in Wien sei, die Schule nicht besuche und spät nach Hause komme.«

Ich war über die Unverschämtheit dieser eclatanten Lügen und Entstellungen der Wahrheit wie aus den Wolken gefallen. Daß der Pfarrer dahinter stecke, dachte ich mir wohl, ich war aber des Dafürhaltens, er habe, um sich nicht in Verlegenheit zu bringen, irgend einen Bewohner des Marktes oder irgend einen Fremden aufgestachelt, mich beim Dechant zu verschwärzen.

Ich schrieb sogleich meine Vertheidigung nieder, begab mich mit derselben zum Pfarrer und sagte ihm, er möge der Wahrheit Zeugniß geben und diese infamen Lügen widerlegen, er könne das ohne Mühe thun, indem er sich schriftlich mit meiner Vertheidigung einverstanden erklärt.

Der Mann willfahrte augenblicklich meinem Verlangen, ich sah ihm aber an, daß er in Angst und Verlegenheit sei und dachte mir meinen Theil dabei.

Mit diesem Actenstücke fuhr ich sogleich zum Dechant nach Himberg, und ließ ihm dasselbe lesen, er lächelte und sagte: Nun, ich bin froh, daß das Alles nicht wahr ist.

Ich fragte ihn, wer denn die Schamlosigkeit gehabt, solche Lügen über mich zu bringen? Er antwortete: Das darf ich nicht sagen. Sie sehen aus meinem Benehmen, daß ich dem Denuncianten nicht geglaubt und Ihnen deshalb Gelegenheit gegeben habe, sich zu rechtfertigen.

Nach dieser Affaire mußte ich noch ein volles Jahr in selbiger Station verbleiben.

Nachdem ich schon einige Jahre als Caplan in Wien angestellt war, begegnete mir derselbe Dechant, Namens Treiber, ein wohlwollender und gerechter Mann (geborener Ungar). Wir sprachen einige Zeit und im Verlaufe des Gespräches fragte ich ihn: Sagen Sie mir doch einmal, wer hat denn damals eigentlich den Lügenbericht über mich gemacht? Er erwiderte: Da können Sie noch fragen? Niemand Anderer, als der renommirte Pfarrer; damals durfte ich es Ihnen von Amtswegen nicht mittheilen, zum Glücke ist er aber schon als falscher Berichtmacher bekannt gewesen, ich glaubte ihm nichts mehr und gab jedem von ihm

Verklagten Gelegenheit, sich zu rechtfertigen. — Er fügte noch bei: Am nächsten Tage, nachdem er Ihre Vertheidigung unterschrieben, bekam ich wieder einen Brief, in welchem er mir im Vertrauen, d. h. zum Geheimhalten des Inhaltes, mittheilte, er habe nur aus Angst unterschrieben, weil ich im Gegentheile mir hätte denken müssen, daß er der Ankläger ist. Der Dechant fügte noch lachend bei: Auf eine solche Erbärmlichkeit hinauf kann man diesem Menschen schon gar nichts mehr glauben. Ich habe somit auch den Bericht nicht an das Consistorium eingesendet, sondern ihn ad acta gelegt.

Aus diesen Worten ist nun ersichtlich, daß ich es nur der Gerechtigkeitsliebe und dem Wohlwollen dieses Mannes zu danken hatte, wenn er diese Lügen nicht weiter sendete. In der Regel wurde der Verschwärzte über die Denunciation minderer Fehler gar nicht gefragt, sondern die Specialberichte einfach seiner Conduitenliste beigelegt. Sogenannte Protokolle mit Fragen zur allenfallsigen Vertheidigung und Richtigstellung wurden nur aufgenommen, wenn es sich um bedeutende Klagefälle handelte, aber auch da konnte der Denunciant der ausgiebigsten Schonung versichert sein.

Als ich nun dem Dechant weiter sagte: Aus dem ganzen Denunciantensysteme geht aber hervor, wie leicht man unschuldigerweise um seine Reputation kommen kann, wenn der Lüge und Bosheit ein so ungefährdeter Spielraum gestattet wird, entgegnete er: »Was in dieser Richtung die Lüge oft für eine große Rolle spielt, zu dieser Einsicht ist schon der Erzbischof (Milde) selbst gekommen. Ich war jüngst bei ihm; es handelte sich um eine ähnliche Angelegenheit und er sprach in unwilliger Weise mir gegenüber die Bemerkung aus: Sie glauben es gar nicht, wie ich oft angelogen werde.«

Diese zum Theile traurige, zum Theil aber auch komische Aeußerung hat auf mich einen starken Eindruck gemacht. Ich erzählte sie einigen Kennern der Verhältnisse, jeder mußte darüber auflachen; ich habe mir selbe ad verbum gemerkt, und weiß auch noch sehr genau: das Gespräch hat an der Ecke der Goldschmiedgasse gegen den Stephansplatz stattgefunden. Auch der Dechant erzählte mir diese Aeußerung lachend. Freilich wer unter diesen Umständen nichts zu fürchten und zu leiden hatte, der konnte leicht darüber lachen. Hätte der Dechant die Lüge einfach am Ende des Jahres in die Conduitenliste geschrieben, so wäre ich, mit diesem Ofenruß angeschwärzt, in die Conduitenschachtel des Ordinariates hineingelegt worden, wie es in vielen ähnlichen Fällen anderen ergangen ist.

Im Jahre 1875 war ich eben in Rom, als mir ein Studiencollege, Pfarrer auf einem hochgelegenen armen Gebirgsdorfe schrieb, er habe jetzt in seinem einundsechzigsten Jahre endlich eine Pfarre zum Leben bekommen, und ersuche mich, ja bei seiner Installation, wenn es mir möglich ist, nach vier Wochen zu erscheinen. Ich schrieb ihm: daß ich schon vorhatte nach drei Wochen von Rom abzureisen und erscheinen werde.

Am bestimmten Sonntage fuhr ich von Wien in Begleitung des ebenfalls geladenen Domprälaten und Domherrn Dr. Hasel nach Himberg. Der Pfarrer empfängt uns herzlich, und führt mich in die alte Decanatskanzlei, in der ich mich für den Einzug umkleiden sollte. Ich sehe auf dem Archivkasten über einem Fache geschrieben: »Acten der Pfarre P.« Es war zum Einzuge noch eine Viertelstunde Zeit. Ich nehme den Actenbündel heraus — und finde darin fünf Briefe, welche sich in einer pikanten und verlogenen Weise mit meiner Person beschäftigten, ich erkannte augenblicklich die Schriftzüge des besagten Pfarrers.

Es waren seit dieser Affaire schon 32 Jahre verstrichen; die Briefe konnten mich in der jetzigen Situation nicht mehr ärgern, sondern nur zum Lächeln bringen. Selbige waren mit aller List und Perfidie des gemeinen geheimen Denunciantenthums abgefaßt — es waren unscheinbare Thatsachen mit Lügen verquickt, der Denunciant sorgte dafür, sich immer ein Hinterthürlein offen zu lassen, durch welches er im Falle eines Gepacktwerdens hätte entschlüpfen können. Es soll zur Beleuchtung des Systems die Klage angeführt und selbe mit den betreffenden Thatsachen illustrirt werden.

Die Einleitung begann gewöhnlich mit einer Schmeichelei an den Dechant und mit der Bitte um Verschwiegenheit über den Angeber und um Schutz:

»Das Benehmen dieses Caplans ist die Qual meines Alters, und verkürzt mir mein Leben.«

»Er erzählt statt zu predigen allerhand Geschichten« 1., »er bleibt immer halbe Wochen lang in Wien« 2., er hat jetzt schon vierzehn Tage die Schule nicht besucht« 3., »er war vier Wochen lang auf Urlaub, dann kam er an einem Samstage nach Hause, sah sich den Pfarrhof an, ging aber gleich wieder fort, um mit den Weltkindern umzugehen; wann er Abends nach Hause gekommen ist, kann ich nicht sagen« 4. »Er hat eine so boshafte Gemüthsart, daß er mit Steinwürfen nicht nur Garten-, sondern auch Hausvögel vertilgete« 5.

Hier folgt eine Berichtigung dieser Anklagen Punct für Punct:

1. Ich benützte öfter Geschichten, um irgend einen dogmatischen oder moralischen Satz dem Verständnisse näher zu bringen, das hörten die Leute gerne und mit Aufmerksamkeit an; das Moralisiren aus alten, in blaues Flußpapier gebundenen Predigtbüchern, war den Leuten schon herzlich zuwider geworden. Das Geschichtenerzählen, statt zu predigen war somit eine verlogene Entstellung.

2. In Wien hielt ich mich allerdings öfter Montag und Dienstag auf, aber mit Einwilligung des Pfarrers, der mir sogar zu verstehen gab: er könne in meiner Abwesenheit sich Speisen, die seinem Alter angemessener sind, bereiten lassen. Er hielt sich nie auf, wenn ich nach Wien gehen wollte, sondern zeigte sich mit meiner Abwesenheit vollkommen einverstanden. Wenn er dabei an das Ersparen betreffs der Speisen dachte, so konnte man ihm das nicht verargen, denn das Einkommen der Pfarre war sehr mittelmäßig. In Wien lebte ich im Hause meiner Eltern, und suchte mir Bücher für meine literarische Thätigkeit zusammen.

3. Die Schule hatte ich damals nur vierzehn Tage allerdings nicht besucht, weil Lesezeit war, und die Bevölkerung aus Weingartenbesitzern besteht, somit ein solches Minimum an Kindern erschienen war, daß ich während dieser Zeit nicht in die Schule ging, das mußte mit allen Umständen auch der Pfarrer gewußt haben.

4. Ich war mit Consistorialerlaubniß vier Wochen aus — kam nach Hause — und hatte zu Nürnberg am Trödelmarkt billig einige Sculpturen und kleine Bilder gekauft Diese wollte ich dem damals im Pfarrorte lebenden Camesina, (er starb als k. k. Regierungsrath und Conservator für Alterthümer zu Wien 1881), der Kunst und Bilderkenner war, zeigen. Der Pfarrer wußte, daß ich bisweilen zu diesem Manne ging — den er spottweise immer das »Weltkind« nannte — Camesina war auch Ortsschulaufseher und etwas satyrisch. — Der Pfarrer konnte ihn durchaus nicht leiden, wenn er ihn gewöhnlich das »Weltkind« nannte, so geschah das nicht, als wenn er (der Pfarrer) einen ascetischen Standpunct eingenommen hätte, von welchem herab er alle jene, die nicht auf gleicher Höhe beständiger Jenseitsbetrachtung standen, Weltkinder nennen konnte, sondern einfach um ihm eines anzuhängen; eine vollendete Perfidie war es aber, wenn er berichtete »der Caplan ging gleich wieder fort, um mit den Weltkindern umzugehen« — denn die Beschuldigung über einen katholischen Geistlichen ausgesprochen — hat den

Sinn: er gehe mit leichtfertigen Menschen, oder mehr noch, mit leichtfertigen Frauenspersonen um — jedenfalls ist es eine sehr verdächtigende Phrase. Wäre nun der Verleumder zur Rede gestellt worden, so hätte er die Ausflucht gehabt: Nun sind sie nicht mit Camesina gegangen, und habe ich diesen Camesina nicht von jeher das Weltkind genannt?

Ferner heißt es: Wann er nach Hause gekommen ist kann ich nicht sagen,« so liegt auch darin eine höchst perfide versteckte Anklage. Ich kam im Sommer immer vor acht, im Winter um 6 Uhr nach Hause. Wenn er nun gepackt, d. h. gefragt worden wäre: wie können Sie sagen, daß ich spät nach Hause komme, so hätte er nach seiner sehr vorsichtig stylisirten Anklage sagen können: Ich habe ja nicht geschrieben daß sie spät nach Hause kommen, ich habe nur geschrieben: ich kann nicht sagen wann sie Abends zu Hause gekommen sind.

5. Die Thatsache auf welche diese komische Verdächtigung aufgebaut wurde, ist folgende: Ich erzählte während des Speisens dem Pfarrer, daß im Garten auf einem Baume, gerade vor dem Fenster wo mein Schreibpult stand, mich Finken mit ihrem Geschrei die Vormittagszeit belästigten und alle fünf Minuten ihren lauten Schlag erschallen lassen. Um diese Finken zu vertreiben, hatte ich einige Steine aufs Fensterbrett gelegt und nach ihnen geworfen. Selbstverständlich traf ich keinen, ich wollte sie eben nur verscheuchen, somit habe ich weder Haus- noch Gartenvögel vertilgt, aber der gute Mann brauchte ein Beispiel um meine böse Gemüthsart zu erhärten.

Das sind nun wohl durchaus kleinliche und erbärmliche Geschichten; mancher Leser könnte fragen: wozu denn solche Lappalien aufwärmen? Ich habe selbe hier deshalb erzählt, weil eben diese Geschichten den Typus für tausend ähnliche abgeben; sie sollen die Art der Verleumdungstartüffe charakterisiren und in ein klares Licht stellen. Aehnliche Charaktere gibt es in allen Classen der Gesellschaft, bei Hof, in der Beamtenwelt, beim Militär, in der Publicistik und bei allen anderen Ständen und Genossenschaften. Wem, der irgend einer Corporation angehört, ist nicht schon Aehnliches begegnet? In kleinen Städten und Orten gehören diese Tratschgeschichten zur Tagesordnung. Nun sollte aber gerade im geistlichen Stande dem Denuciantenwesen, welches für die Verleumdeten oft die unangenehmsten Folgen haben kann, am ersten und kräftigten gesteuert und der Unehrenhaftigkeit und Gewissenslosigkeit in diesem Verwaltungsmodus am entschiedensten entgegen getreten werden.

Nachdem ich nun die Klagebriefe mit Wissen des neuen Pfarrers hierüber mir angeeignet, ging ich folgender Tage in Wien, zum Generalvicar Dr. Kutschker, weil ich diese Actenstücke (wenn auch der unbedeutensten Art) nicht ohne seine Einwilligung aus einem Decanatskanzleikasten mir zueignen wollte. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte, er lachte herzlich darüber und sagte: Wollen Sie nur mit den Briefen nach ihrem Belieben verfahren. Dabei bemerkte er: Ich für meinen Theil mache nie eine geheime Denuciation zum Substract meines Urtheiles über einen Angeklagten und dringe immer darauf, daß dieser auch gehört werde und sich Punct für Punct darüber verantworten könne.

Der Erzbischof Milde gab durch eine Bestimmung in seinem Testamente zu erkennen, daß auch er nach vielen Erfahrungen auf die geheimen polizeilichen Conduitenberichte über seinen Clerus, obwohl er sie angenommen und aufbewahrt hatte, keine Häuser zu bauen gesonnen war. Er verordnete, daß alle hierauf bezüglichen Papiere verbrannt werden sollen. Er fand es somit mit seinem Gewissen nicht vereinbar, diese Gattung Berichte (mit öfter sehr anzweifeldürftiger Wahrheitsliebe abgefaßt) seinem Nachfolger als Grundlage zur Beurtheilung der Diöcesanpriester zu überlassen.

Wir sind immer auch den guten Eigenschaften Milde's vollkommen gerecht geworden, seine irrigen Anschauungen über die Kirchen- und Weltlage sind auf die Schuldentafel seiner Erziehung zu schreiben, durch welche ihm die klägliche Dienerschaft der Kirche dem absolutistischen Staate gegenüber, als ein plausibler Zustand beigebracht wurde. In dieser Anschauung war er alt geworden, in die Forderungen des erwachten kirchlichen Geistes konnte er sich nicht mehr hineinleben, dieser Umstand mußte seine letzten Jahre verbittern.

Wie schmählich die Bischöfe bis 1848 von Seite der Regierung behandelt wurden und wie sie diese entwürdigende Behandlung in Geduld sich gefallen ließen, das sei hier nur durch ein paar flagrante Thatsachen mit authentischen Actenstücken bewiesen.

Die Zöglinge der Generalseminare, welche zu Machtstellen gelangten, übten die Polizei nach unten, wie ihnen dieses System es gelehrt, dafür fügten sie sich auch, in kirchlichen Angelegenheiten nach oben in einer Weise, welche für kirchliche Vorstände, besonders für Bischöfe, derartig verdemüthigend, ja mehr noch erbarmungswürdig war, daß man es gar nicht glauben könnte, wenn man nicht gedruckte Actenstücke und Erlässe als vollgiltige Belege hiefür vor sich liegen hätte.

Es läßt sich denken, daß Geistliche, welche dem Laster der Schriftstellerei verfallen waren, mit besonderem Mißtrauen behandelt wurden. Der obbesagte Pfarrer suchte sich in seinen »Berichten« bei der vorgesetzten Behörde auch öfter dadurch zu insinuiren, daß er über die Schriftstellerei und »Büchelschreiberei« seines Caplans spöttische Bemerkungen machte.

Ueber das »dumme Scribeln« und über die Keckheit, mit welcher junge unerfahrene Leute sich am Ende herausnehmen, hohe Regierungserlässe zu bekriteln, wurden schon vor 1848 von Seite der alten erfahrenen, praktischen Kanzleimänner, verschiedene Klagen laut. . . Aber nicht nur junge Schriftsteller, von denen man fürchtete, sie könnten am Ende in ausländischen katholischen Blättern die verdächtigen Pfade der Publicistik betreten, auch alte Schriftsteller, die sich nur mit dem Abfassen von Büchern beschäftigten, waren unbeliebt. Wie z. B. der eminente Dr. Veith außerordentlich geringschätzig behandelt wurde, das ist in der Biographie desselben von Löwe erlustrirt worden.

Als im Jahre 1848 in katholischen Blättern Deutschlands das Staatskirchenthum in Oesterreich vielfältig angegriffen auch persiflirt wurde, mußte der Schreiber Dieses den allgemeinen Sündenbock abgeben; sämmtliche Artikel dieser Gattung mußte er geschrieben haben, obwohl auch nicht eine einzige dieser besagten Correspondenzen von ihm ausgegangen war und er in der, von ihm herausgebenen »Wiener Kirchen-Zeitung« vollauf zu thun hatte und für seine Besprechungen immer offen mit seinem Namen eingestanden ist. Man wollte eben immer nur glauben machen: es seien nur einzelne Störefriede da und die Anschauung über das damalige Kirchensystem sei keine allgemeine, sondern nur eine vereinzelte.

Wir lassen hier zur Exemplification zwei Ordinariats-Currenden an die Priester der Diöcese St. Pölten vom Jahre 1844 folgen. Zu dieser Zeit war Bischof Anton Buchmayer, geb. 1770 früher Director der Consistorialkanzlei in St. Pölten und Pfarrer zu Rabbs, dann 1823—1835 Referent in geistlichen Angelegenheiten bei der niederösterreichischen Regierung. Der Erzbischof Milde ernannte ihn zu seinem Generalvicar und Weihbischof (1835—1843). Dann wurde er von Milde für das Bisthum St. Pölten vorgeschlagen. (1843—1851.)

Von 1835—1843 fungirte als geistlicher Regierungsreferent bei der niederösterreichischen Regierung Mathias Pollitzer, welcher nach Buchmayer vom Erzbischof Milde zum Generalvicar und Weihbischof

der Wiener Erzdiöcese berufen wurde (1843—1850). Diesem folgte als Weihbischof der Domherr Franz Zenner. (1851—1860).

Im Leben war Buchmayer ein einfacher auch wohlwollender Mann. Hier aber handelt es sich nicht um den Privatcharakter, sondern um seine durch Documente erwiesene Stellung als Bischof gegenüber einer nicht nur traurigen, sondern bis über die Grenze absoluter Lächerlichkeit hinausgehenden Verknechtung der Kirche von Seite der Staatsgewalt, ein förmliches bis auf die Erde Verbeugen nach Oben und dieses Verbeugen als Entschädigung von unten erwartend. Die nachfolgenden Actenstücke werden seine Auffassung über die Verhältnisse der Kirche zum Staate genugsam documentiren. Pollitzer, unter welchem viele ähnliche Erlässe bei der Regierung in Scene gesetzt, d. h. durch dessen regierungsräthliche Hand sie gefertigt wurden, war ein trockener Actenmann, purer Paragraph-Ausüber der Josephinischen Gesetzgebung, eine kleine magere Gestalt, den Wenige je lächeln gesehen haben; er galt auch in der Wiener Diöcese als eine nichts weniger als beliebte Persönlichkeit.

Vor Buchmayer (1829—1835) fungirte als Generalvicar und Weihbischof (vom Erzbischof Grafen Firmian ernannt) Johann Michael Leonhard, ein Mann, der wegen seines Wohlwollens, seiner vom Herzen kommenden Gemüthlichkeit, seiner Bereitwilligkeit Jedem nach Möglichkeit zu helfen, allgemein geachtet und geliebt wurde, er war gemäßigter, man könnte sagen genießbarer Josephiner, der durch seine Milde und sein versöhnliches Wesen alle Paragraphenspieße stumpf zu machen, abzurunden suchte und in edler hilfreicher Gesinnung Jedem über die in Rede stehenden Fangeisen der alten hohen Verordnungen mit heiler Haut hinüber zu helfen bestrebt gewesen ist.

Er wurde Bischof von St. Pölten, blieb aber in dieser Stellung kaum ein Jahr (1835), wurde auf sein Ansuchen k. k. Feldbischof und starb 1863. Er besaß jahrelang das Monopol für Katechismen und Religionshandbücher für die k. k. Gymnasien. Er lebte für sich geradewegs kärglich, aber Niemand hielt es ihm für übel, denn er sammelte nicht, um am Gelde eine Freude zu haben, sondern so oft eine namhafte Summe beisammen war, machte er damit, auf alle Interessen verzichtend, irgend eine wohlthätige Stiftung. Wer immer mit diesem edlen, einfachen, wohlwollenden und überaus bescheidenen Manne je im Verkehre gestanden, wird ihm das beste Andenken bewahren.

Hier mögen nun einige noch kurz vor 1848 erlassene Diöcesanverordnungen zur Charakteristik der damaligen Zustände folgen.

I.

Wie die »hohe Regierung« Verordnungen betreffs der Meßintentionen und Meßstipendien erläßt, und das Consistorium in St. Pölten diese Erlässe dem unterstehenden Clerus zur »unabweislichen Verpflichtung« bekannt gibt.

»Currende I. anno 1844 § VI. Die Verpflichtung eines Seelsorgers, dem eine Gemeinde zur Seelsorge zugewiesen ist, an Sonn- und Festtagen das heilige Meßopfer zu entrichten, ist in dem I. Hauptstücke der 24. Sitzung der Conc. Trid. deutlich ausgesprochen.«

»Hierauf hat das bischöfliche Ordinariat in einem vorgekommenen Falle, in welchem diese Verpflichtung eines Seelsorgers in Frage gestellt wurde, bedachtnehmend an die hohe Landesstelle seinen Bericht erstattet, von welcher in dessen Erledigung mit hohem Decrete am 19/30. v. M. Zahl 2879 Nachstehendes eröffnet wurde.«

»Die mit Bericht vom 9. d. M. zur Kenntniß der Regierung gebrachte Anordnung des bischöflichen Consistoriums vom 3. August v. J. (betreffend die Applicationspflicht) wird genehmigend zur Nachricht genommen. — Indem hiernach an die k. k. niederösterreichische Provinz-Staatsbuchhaltung zur künftigen Richtschnur bei Censurirung der Meßstipendien-Rechnungen nach dem Antrage des bischöflichen Consistoriums die Weisung ergeht . . . erwartet die Regierung, daß das bischöfliche Consistorium vorkommende ähnliche Fälle der erwähnten Verordnung vom 3. August v. J. gemäß erledigen wird.«

»Dieser hohe Regierungserlaß wird sämmtlichen hochwürdigen Herren Seelsorgern der diesseitigen Diöcese zu dem Ende bekannt gegeben, daß nebst den alten Pfarren auch die neu errichteten und die Localien darin ihre »unabweisliche Verpflichtung« ersehen, an Sonn- und Feiertagen das heilige Meßopfer pro populo zu appliciren.«

II.

Wie die »hohe Regierung« mit einer unglaublichen Schlauheit darauf gekommen ist, daß des guten Michel Sintzel (in München) Gebetbuch: »Der lebendige Rosenkranz« staatsgefährlich ist und wie die »Betrachtung des Leidens unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi« als »pietistischer Verein« geeignet ist, das österreichische Staatsgebäude zu untergraben und den Umsturz desselben herbeizuführen!!

»Currende 3, 1844. St. Pölten, § III. Das hohe Landes-Regierungs-präsidium hat unter dem 20. Jänner und 8. März das Ordinariat in

Kenntniß gesetzt, daß der unter dem Namen »Rose« hohen Ortes ungesetzlich erklärte Verein ungeachtet der im Jahre 1840 bekannt gegebenen Erinnerung Mitglieder in dieser Diöcese behalten habe; daß die zwei Druckschriften: das zu Einsiedeln aufgelegte Andachtsbuch »Der lebendige Rosenkranz« von Michael Sintzel und das Blatt (ohne Druckort) »Betrachtung des hochheiligen Leidens unseres Herrn Jesu Christi«, welche von der k. k. Hof- und Polizei-Censur, nur das „Transeat", d. h. zur öffentlichen Ankündigung und Anempfehlung nicht geeignet, erhalten haben, hie und da vorgefunden worden und die Aufforderung beigefügt, den Verkauf dieser zwei Druckschriften zu überwachen und den Verkehr, wenn er von Geistlichen stattfindet, wirksam einzustellen, deren Pflicht es ist (!), diesen »hohen Ortes« ungesetzlich erklärten, und ähnlichen pietistischen Vereinen entgegen zu wirken.«

»Diese hohe Erinnerung wird dem Clerus zur schuldigen Befolgung bekannt gemacht.«

Unglaublich aber dennoch wahr! Hat es doch den Anschein, als ob die bureaukratische Verblendung und Altersschwäche noch die letzten und höchsten Stichkarten vor ihrem totalen Bankrott hätte ausspielen wollen.

Ein ganzer grüner Tisch, umsäumt, von den großen Politikern, k. k. Regierungsräthen, sitzt zwei Mal beisammen und sucht in seinem patriotischen Eifer den Umsturz Oesterreichs zu verhindern.

Den Vortrag hielt ein geistlicher Regierungsrath, Referent in geistlichen Angelegenheiten.

Wie schlau diese Herren waren, welche ausspürten, wo die Hebel des künftigen Umsturzes zu suchen seien. Das Rosenkranzgebet und die Betrachtung des Leidens Christi wurden einem Bischof durch einen hohen Regierungserlaß als staatsgefährlich angezeigt und ein Ordinariat verbeugt sich und läßt sich herbei diesen Geistesbankrott eine »hohe Erinnerung« zu nennen und dem »unterstehenden Clerus« zur »schuldigen Befolgung« bekannt zu machen, ferner heilig zu versprechen, daß es diesen staatsgefährlichen Clerus überwachen und im Betretungsfalle der hohen Regierung zur weiteren Verfolgung und Strafe denunciren wolle!

Es hat viele fromme Herren gegeben, welche über katholische Schriftsteller, die 1848 dem bureaukratischen Regiment an den Leib rückten, nicht genug des Tadels und der Schmähung aufzubringen wußten und gleich mit dem wegwerfenden Schimpfe »kirchliche Revolutionäre« fertig waren.

Nun ist es aber actenmäßig nachgewiesen, daß jene Stellung, welche diese Bischöfe freiwillig jahrelang gegenüber einer die Kirche als

Polizeistanstalt mißbrauchenden und mißhandelnden Regierung eingenommen haben, eine weitaus kläglichere, demüthigendere und mehr deprimirende (ja geradewegs eine erbärmliche) gewesen ist, als jene, welche diese Oberhirten gegenüber dem besagten schriftstellerischen Clerus eingenommen haben; denn diesem Clerus trieb ja eben diese unwürdige Stellung der Bischöfe die Schamröthe ins Gesicht. Dieser Clerus stand eben für die bischöfliche Würde auf und für dieselbe ein, ein Umstand der freilich gerade jenen Persönlichkeiten, welche ihre Würde aus Angewöhnung und Menschenfurcht preisgaben nicht sehr angenehm sein konnte.

Man muß die vollendete Erniederung des Episcopates früher actenmäßig kennen gelernt haben, ehe man sich über jene Zustände und die darauf folgenden Kämpfe gegen diese Zustände ein Urtheil herausnimmt. Aber die Menschen sind eben so, je weniger sie die nöthigen Factoren zu einem Urtheile kennen, d. h. je unwissender sie sind, um so geschwinder sind sie auch, nicht mit einem Urtheil, sondern mit einem Vorurtheile fertig.

Es ist eben für manche Herren sehr bequem und durchaus mit keiner Gefahr verbunden, wenn die Zeiten friedlich und erträglich geworden sind, den Curialstuhl zu besteigen und über Diejenigen, die ehrlich gestritten und gelitten haben, während die Curialisten im stillen Kämmerlein der Ruhe pflegten, den Stab zu brechen.

Die Bischöfe, unter deren Regierung besagte Actenstücke ausgefolgt wurden, waren eben noch von den Principien erfüllt, welche in den Generalseminarien gelehrt worden waren. Zur Beleuchtung, welchen Einfluß die Bischöfe von 1782—1790 auf die Erziehung ihres Clerus ausüben konnten, wollen wir nur einen Theil eines Actenstückes produciren.*) In den unten angeführten Desiderien heißt es S. 131.

Nachdem die: Verletzten Gerechtsame des Clerus durch die Entfernung der Bischöfe von der Aufsicht über Dinge, die blos geistliche Gegenstände betreffen, in Generalseminarien besprochen sind: »Von jeher war es der Wunsch frommer und einsichtsvoller Bischöfe in ihren Diöcesen geistliche Seminarien zu haben, und der tridentinische Kirchenrath drang selbst darauf; die Anstalt für sich ist also heilig, vortheilhaft und verdient unseren wärmsten Dank, nur die dabei nicht wohl gewählte Maßregel macht, daß der gewünschte Endzweck nicht erreicht wurde.«

*) Christian Ritter d'Elvert: „Schriften der historisch-statistischen Section der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und der Landeskunde". Brünn 1865. XIV. Bd. S. 101. Die Desiderien der mährischen Stände im Jahre 1790 und ihre Folgen.

Man entfernte gleich anfangs die Bischöfe und ihre Consistorien von allem Einfluß in dieses Geschäft, die Herabwürdigung ging so weit, daß man dem Fürst-Erzbischof nichts als die Ernennung des Hausknechts einräumte u. s. w.

Wir unterlassen es, die weiteren Klagen und Desiderien zu bringen, nachdem wir in neuer Zeit in verschiedenen historischen Schriften authentische Berichte über das damalige Erziehungssystem des Clerus zur Genüge gebracht haben, machen aber hier nur auf den ganz gemeinen Hohn aufmerksam, mit welchem der Erzbischof von Olmütz behandelt wurde, dem die Regierung alle Rectoren, Professoren und sämmtliche Präfecte und die Dienerschaft — nach eigenem Gutdünken, ohne sich um ihn zu kümmern, anstellte, und dem man, um ihn dem Gelächter preiszugeben, die Anstellung des Hausknechtes gnädig überließ, um ihn bei der Leitung des Generalseminariums nicht ganz zu umgehen.

Es ging so weit, daß die Desiderien klagen konnten:

»Allein auch hier verschwand alle Hoffnung, da man würdige und geprüfte Männer, die in Generalseminarien als Vorsteher waren, daraus entfernte, an ihren Platz aber solche einsetzte, die weder von sehr erbaulichem Wandel, noch von unverdächtigen Grundsätzen waren, und beides um desto verdeckter sein konnten, weil man sie von aller Aufsicht und Unterwürfigkeit der Bischöfe loszählte u. s. w.«

Dasselbe Actenstück bringt S. 143 betreffs der damaligen Schulzustände fünf Wünsche — die auf unsere heutigen Schulzustände so ziemlich genau auch noch passen würden.

Adam Wolf, österreichischer Liberalhistoriker hat angesichts aller dieser Thatsachen uns gegenüber behauptet: Die Josephinische Regierung habe sich nie einen Eingriff in das Wesen nnd die Lehre der Kirche zu Schulden kommen lassen. Wir haben in unserer Schrift über Joseph II.*) dieser Behauptung durch eine Wolke von historischen Thatsachen — ihr Recht angethan.

Conflicte mit geistlichen Behörden.

Vor dem Jahre 1848 war es eine reine Unmöglichkeit, über das Gebaren einer Diöcesanregierung, eines Consistoriums, ein, wenn auch noch so bescheiden gehaltenes Urtheil öffentlich auszusprechen; ja nicht einmal ein Bericht von Thatsachen wäre erlaubt worden. — Die geistliche und

*) Joseph II. u. s. w. Von Sebastian Brunner. F. 2. Auflage. Freiburg, Herder 1885.

weltliche Censur arbeiteten mit vereinten Kräften, jedes auch nur unliebsam erscheinende Wort zu unterdrücken. Es waren nothgedrungene Friedenszeiten. Allerdings hatte theilweise der Staat durch seine Censur auch sein schützendes Dach über die Kirche ausgespannt — das konnte aber nur bezüglich der Druckwerke des Inlandes geschehen, und nicht verhindern, daß die giftigste kirchenfeindliche Literatur vom Auslande ihren Weg nach und ihren Absatz in Oesterreich fand.

Durch den Umsturz im Jahre 1848, auf welchen die weltlichen Behörden gar nicht und die geistlichen noch weniger als gar nicht vorbereitet waren, ist mit Einem Schlage über Nacht Alles anders geworden.

Der Schreiber dieses wurde gleich im ersten Jahre der Preßfreiheit durch seine Stellung als Redacteur der »Kirchen-Zeitung« in viele Unannehmlichkeiten verwickelt, die ihm nicht nur momentanen Verdruß, sondern auch anhaltende, durch Jahre sich fortspinnende schiefe Beurtheilung und auch directe Verfolgung eingetragen haben. Vom »Malcontenten« bis zum »Rebellen« gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit hin hat man die ganze Tonleiter von mißklingenden Noten über ihn hinter seinem Rücken aufgespielt, so daß auch sonst edle und wohlwollende Männer gegen ihn eingenommen wurden.

Als inmitte der Fünfziger-Jahre zu Wien sich Bischöfe der österreichischen Monarchie versammelten, um sich über kirchliche Zeitfragen zu berathen, haben ganz ohne Vorwissen und ohne jeglichen directen oder indirecten Einfluß des Verfassers dieser Schrift zwei Bischöfe in pleno den Antrag gestellt: Es möge dem Dr. Brunner für sein muthiges Auftreten in Vertheidigung der kirchlichen Interessen, wie überhaupt für seine den Feinden der Kirche gegenüber, während, vor und nach der Revolution bewiesene entschlossene Haltung irgend eine Anerkennung zu Theil werden; es wurde auf ein Canonicat oder doch auf ein Ehrencanonicat hingewiesen.

Ein hervorragendes Mitglied der Versammlung machte diesem Antrage sogleich ein Ende, indem es den Brunner als einen Auflehner gegen seine geistliche Obrigkeit erklärte, dem gegenüber eine derartige Rücksicht nicht statthaben dürfe. . . .

Die Antragsteller waren auf diesen Zwischenfall nicht gefaßt, und wagten ihren Antrag nicht mehr aufrecht zu halten. Dieser Vorfall wurde mir kurz darnach erzählt, mit dem Bemerken, ich möge diese Mittheilung für mich behalten und vor der Hand keinen Gebrauch davon machen.

Somit war ich vor den anwesenden Bischöfen im Allgemeinen hin — ohne Untersuchung, ohne Urtheil und ohne Möglichkeit mich zu

vertheidigen, als ein Rebell angeklagt worden und das gerade in einem Momente, in welchem ich die Bischofversammlung gegen die Angriffe kirchenfeindlicher Blätter vertheidigte, und noch dazu in einem vielgelesenen Blatte Deutschlands die Berichtigung einer die Thatsachen entstellenden Correspondenz auf meine Kosten einrücken ließ.

Ich habe damals die Verletzung meiner Ehre schweigend hinnehmen müssen. Nachdem es immer mein Streben war, den Ruf eines ehrenhaften und verläßlichen Menschen aufrecht zu halten, durfte ich ehrenhalber von dieser Mittheilung keinen Gebrauch machen, weil ich dadurch die zwei mir freundlichen Mittheiler hätte in Verlegenheit bringen können.

Beide Männer sind durch den Tod abberufen worden, meine Mittheilung ist sicher nicht darnach angethan — ihren Ruf zu schädigen und ich halte es im Gegentheil jetzt angezeigt, ihrer Güte und ihres Wohlwollens gegen mich dankbar eingedenk zu sein.

Ich hatte keinen der Beiden früher gesehen und gesprochen, und lernte sie erst persönlich kennen — als sie mir die Ehre eines Besuches erwiesen. Zuerst kam der Bischof von Budweis, Jrsik, und theilte mir den ganzen Vorgang mit dem aufrichtigsten Bedauern mit — spendete mir weiteres Lob über meine publicistische Thätigkeit u. s. w. und sagte mir auch, daß der Fürstbischof von Breslau sogleich eben so entschieden für mich das Wort ergriffen habe.

Einige Tage später besuchte mich der Bischof Förster von Breslau und erzählte mir den Vorgang mit demselben Bedauern — auch diesen sah ich zum ersten Male, als er mich besuchte — es stellten Beide die Forderung an meine Ehrenhaftigkeit, nicht weiter zu sagen, daß ich die Nachricht von ihnen selber erhalten habe, weil ihnen das einige Verlegenheit bereiten könnte. Nun jetzt, nach mehr als drei Decennien, und nachdem sie gestorben sind, ist die Verpflichtung des Schweigens umsomehr aufgehoben, als das Vorhaben dieser beiden Männer ihnen weder zur Unehre gereichen, noch es ihnen auch eine Verlegenheit mehr bereiten kann.

Später brachte ich in Erfahrung, daß der Verwerfer des Antrages über meine Stellung im Jahre 1848 der geistlichen Behörde gegenüber von parteiischen, mir böswillig gesinnten Persönlichkeiten entstellte und falsche Berichte bekommen habe.

Es waren einige Jahre darüber vergangen — ich hatte später öfter Gelegenheit, mit jenem Herrn zusammenzukommen, er war mir in der Folge sehr freundlich gesinnt — und da fing ich nun einmal an, Bemerkungen zu machen, die auf den in Rede stehenden Fall hindeuteten.

Ich konnte das mit gutem Gewissen thun, ohne das Versprechen, das ich den beiden Bischöfen gemacht, im Mindesten zu verletzen, denn ich hatte den Vorgang auch später von verschiedenen anderen Seiten in Erfahrung gebracht, von welchen das Ansinnen des Schweigens darüber an mich in keiner Weise gestellt worden ist.

Ich erinnere mich genau, dem Sinne nach, diesem Herrn folgende Mittheilung gemacht zu haben:

»Man hat mir von verschiedenen Seiten her ungerechtfertigte, unverdiente und auch unerweisbare Vorwürfe gemacht, aber immer hinter meinem Rücken, man hat mich so im Allgemeinen hin der Rebellion und des Ungehorsams gegen meine kirchlichen Oberen beschuldigt; nun kann ich aber actenmäßig und theilweise auch mit Berufung auf Herren in hohen Stellungen nachweisen, daß diese Anschuldigungen geradewegs ungerecht sind.« (Darnach führte ich einige Details an, von denen die maßgebenden im Verlaufe dieser Schrift vorkommen, und schloß meine Verwahrung mit der Bemerkung): »Es wäre mir nicht angenehm, wenn diese meine Vertheidigung zur Meinung Anlaß geben würde, ich wollte mich insinuiren, oder zu dem Zwecke rehabilitiren, um mir durch ein günstiges Urtheil über mich irgend einen zeitlichen Lohn herauszuschlagen; ich kann sagen, daß ich aufrichtigen Sinnes und in gewissenhafter, nicht eigennütziger Weise der Wahrheit zu dienen bestrebt gewesen bin, und ihr auch in Zukunft dienen werde, ohne Speculation auf eine irdische Belohnung; Schmeichler bin ich allerdings nie gewesen, und auch jetzt will ich in meine Vertheidigung durchaus keine Bittschrift um irgend einen Lohn eingewickelt haben.«

Ich muß hiebei aber noch das betrübliche Geständniß machen, daß ich an die letztere Aeußerung einige Bemerkungen anknüpfte, die den hohen Herrn sehr verletzen mußten.

Ich sah bald, daß ich hier zu einem Manne gesprochen, der, jeder Zoll ein echt christlicher Gentleman und edel genug war, die Wahrheit vertragen zu können, denn er gab sogleich zu, daß er sich schon bisweilen durch falsche Berichte zu einem ungerechten Urtheile über Andere habe verleiten lassen; er führte mir sogar zur Erläuterung einen Fall an und schloß denselben mit den Worten: »Wenn ich mich geirrt habe, so habe ich doch nie einen Anstand genommen, meinen Irrthum zu bekennen und nach Möglichkeit das Ueble, was etwa entstanden sein könnte, wieder gut zu machen.« Wenn man nun schon auch bisweilen durch anerkannt edle Charaktere, die unvorsichtig schlechten Berichterstattern

Glauben schenkten, an seinem Rufe einigen Schaden erleiden kann, was soll man dann erst von Leuten ignobler und unehrenhafter Gesinnung erwarten? Ich war durch die Erklärung jenes Herrn versöhnt; ich mußte ja auch mir die Frage stellen: hast nicht auch du bisweilen in deinem Leben falsche Berichte oder entstellte Thatsachen über Andere ohne weitere Prüfung nacherzählt? Hast auch du im Urtheile über Andere immer jene Rücksicht, jene Schonung und jenen Rückhalt beobachtet, wie uns diese Tugenden als Zweige des christlichen Gesetzes von der Liebe vorgeschrieben werden? Ist nicht auch bei dir im Urtheile über Andere bisweilen die Erinnerung an Lucas, VI, 37, in Verstoß gerathen? Wenn du da nun zu deiner Beschämung mea culpa sagen mußt, so lerne bittere Urtheile Anderer über dich als eine sühnende Wiedervergeltung entgegenzunehmen.

Diesen Bericht bis hieher habe ich einige Jahre vor seinem Tode dem Cardinal Fürst Schwarzenberg, welchen er eben anging, vorgelesen, mit dem Bemerken, ich wolle über ihn nichts sagen, was ihm unangenehm sein könnte. Der Cardinal war einer der edelsten Menschen, die mir untergekommen. Er belobte in der nobelsten Weise meine Versöhnlichkeit, unterließ in den letzten Jahren nie, wenn er in Wien einige Zeit anwesend war, mich zu besuchen, weilte öfter über eine Stunde in meiner Wohnung und schenkte mir das vollste Vertrauen. Als er einige Zeit vor seinem Tode in Wien verweilte, sagte er mir einmal in meiner Wohnung Folgendes: »Ich möchte Ihnen gerne ein Zeichen meiner persönlichen Achtung geben, habe aber über nichts Anderes zu verfügen, als über eine Ernennung zum Consistorialrath des Prager Erzbisthums, es wird mich freuen, wenn sie das annehmen wollten.«

Ich erwiderte lachend: »Eure Eminenz wissen, daß ich an Titeln der verschiedensten Art keinen Mangel leide, was anderes aber ist es, wenn diese Ernennung von Ihnen persönlich ausgeht, es ist mir dann ein Zeichen des persönlichen Wohlwollens und der freundlichen Beziehung, in welcher ich mit Eurer Eminenz zu stehen die Ehre habe, und in dieser Rücksicht würde ich diese Ernennung dankbar anerkennen.« Ich kann nach den gemachten Erfahrungen über diesen Mann nur sagen, daß ich ihn für einen der nobelsten Charaktere halte, die mir untergekommen sind; er hatte den Muth, ein begangenes Unrecht einzusehen, es nach Kräften gut zu machen und durch die ihm ins Gesicht gesagten unangenehmen Wahrheiten nichts weniger als beleidigt zu werden.

Dieser ganze Bericht soll nun zur Einleitung einiger Episoden meines Lebens dienen und zugleich das Motiv vorlegen, welches mich

bewogen hat, wirkliche Conflicte, in die ich mit meiner geistlichen Obrigkeit im Sturmjahre (durch eine eigenthümliche Verwicklung, die meine bittere Stellung als katholischer Redacteur eines Blattes mit sich brachte) gerathen bin, hier in historischer Treue darzulegen.

Im Jahre 1858 kam ich nach einer Rückreise von Krakau zum ersten Male in meinem Leben ins Stift Raigern bei Brünn. Den Abt Günther Kaliwoda hatte ich in Wien (als er noch Professor in Brünn war) im Jahre 1848 kennen gelernt, er war mir immer sehr freundlich gesinnt und hat mich auch in seinem Stifte mit Freuden in der edelsten Gastfreundschaft aufgenommen. Ich kam am Abende eines Sonntags an. Montag darauf kam Abt Günther um 11 Uhr in das von mir bewohnte Gastzimmer und berichtete lachend: Sie, der Bischof von Brünn, Graf Schaffgotsche ist soeben angekommen, ich habe mit ihm bei seiner Ankunft von Ihrer Anwesenheit gesprochen. Wissen Sie, was er gesagt hat? »Was? dieser maleus Episcoporum, mit dem soll ich zu Mittag essen?« Ich erwiderte dem Abte Günther sogleich: »Ja, wenn ich diesem Herrn nicht angenehm bin, da ist es an mir, zu weichen; ich gehe augenblicklich fort und will weder Ihrem hohen Gaste noch Ihnen lästig fallen.« Der Abt Günther erwiderte, laut lachend, in seiner liebenswürdigen Weise: »Aber was fällt Ihnen denn ein, ich habe den Bischof schon zur Hälfte bekehrt, Sie können und werden ihn zu Mittag ganz bekehren. Ich sagte ihm: Wissen, Excellenz, den Brunner muß man persönlich kennen lernen, so vom Hörensagen und aus seinen Artikeln, die er öfter schreibt, wenn er kreuzfuchtig ist, macht man sich kein rechtes Bild von ihm. Ich bin vollkommen überzeugt, Eure Excellenz werden sich mit ihm sogar sehr gut unterhalten.«

So hatte der eben so freundliche als kluge und weltgewandte Abt die Scheidewand zwischen dem Bischofe und mir mit einem Ruck niedergestürzt und mir sogleich sehr sinnreich angedeutet, daß ich nun nichts Anderes zu thun habe, als den Schutt wegzuräumen, um zwischen uns Beiden die freundlichste Annäherung zu effectuiren. Der Abt führte mich sogleich ins Gastzimmer des Bischofs. Der wohlwollende und herzensgute Mann empfing mich lächelnd, ich kam beim Speisen an seiner Seite zu sitzen und suchte ihn so gut als möglich zu unterhalten. Nach Tische geleitete der Abt den Bischof in die Gastwohnung desselben. Kurze Zeit darnach kam der Abt Günther zu mir und berichtete: »Nun, was habe ich gesagt, den Bischof haben Sie total bekehrt, er lobt sie jetzt über den grünen Klee und bedauert, sich früher von Ihnen eine ganz unrichtige Vorstellung gemacht zu haben« u. s. f.

Es ging dem guten Bischof vom Herzen, wie er es nachher bewiesen. Bei einem Aufenthalte in Brünn lud er mich wiederholt zum Speisen und benahm sich mit größter Liebenswürdigkeit. Bei einem Galladiner, welches er 1869 dem Nuntius Falcinelli zu Ehren gab und wozu die Spitzen des Adels, der Militär- und Civilbehörden von Brünn geladen waren, verließ er ungewöhnlicherweise während des Tisches seinen Platz, (obwohl er mir gegenüber gesessen und über den Tisch hätte sprechen können) stellte sich hinter meinen Sessel, um einige, nur sein Wohlwollen bezeugende Scherze zu machen; er selber zeigte mir den Domschatz, es durfte kein Sacristan mitgehen, er selbst öffnete Kästen und zog Schubladen heraus. Einige Jahre früher hatte er in der Staatslotterie das große Los mit einigen Hunderttausend Gulden gewonnen; von da an gab er reichliches Almosen, unterstützte ausgiebig wohlthätige Anstalten und verwendete mehrere Tausend Gulden für die Domkirche, für den Hochaltar ließ er mächtige und prächtige reich vergoldete Bronzeleuchter machen, welche auch in der St. Sophiakirche zu Constantinopel während der Hochblüthe des Cultus, als eine Zierde hätten gelten können. »Sehen Sie,« sagte er mir, als er die von ihm angeschafften Kirchengeräthe herzeigte, »die größte Freude über meinen Gewinn besteht darin, daß ich jetzt etwas Ordentliches hergeben und etwas Ordentliches anschaffen kann; zum Leben habe ich wohl früher auch genug, aber zum Geben, immer zu wenig gehabt.«

So hat nun dieser edle Mann bis zu seinem Tode mich mit dem freundschaftlichsten Wohlwollen beehrt.

Wie nun dieser gute Herr durch entstellte Berichte in seinem Urtheile über mich irregeführt wurde, so ist es auch mit anderen zu meinem Nachtheile ergangen.

Somit soll ein Jeder, umsomehr wenn er eine höhere einflußreiche Stellung einnimmt, die seinen Aussprüchen ein um so größeres Gewicht verleiht, in seinem Gewissen und im Interesse der Ehre seines Nächsten, besonders seiner Mitarbeiter und seiner Mitbrüder in Christo, es sich wohl überlegen, über einen Abwesenden den Stab zu brechen, ihn moralisch zu ruiniren, seinen Ruf bis ins Mark hinein zu verletzen, und zwar auf vage Gerüchte und böswillige Beschuldigungen hin, ohne den zu Verurtheilenden selbst vernommen und ihm Gelegenheit zu seiner Vertheidigung gegeben zu haben.

Wie leicht ist es, den Nächsten seiner Ehre verlustig zu machen, wie schwer, dieselbe wieder herzustellen.

Durch meinen zufällig zu Stande gekommenen Verkehr mit dem Bischof Graf Schaffgotsche war mir Gelegenheit geworden, die ihm über mich beigebrachten Vorurtheile zu berichtigen. Wäre ich mit ihm nicht zusammengekommen, so würde er (wie so viele andere, die an jener Versammlung theilgenommen haben und mit denen ich in keinen persönlichen Verkehr gekommen) mit der ihm eingepflanzten Meinung über mich in die Gruft gestiegen sein.

Die Hoffnung, daß der Verlauf der ethischen Welt ins Jenseits hinübergeht, daß der sittliche Werth des Menschen durch menschliche Urtheile und Verurtheilungen nicht abgeschlossen werden kann, soll dem Christen immer über den Mißmuth hinaushelfen, den Verkennung und schiefe Urtheile in ihm hervorgerufen haben.

Ich kann nur mit Rührung dieses Grafen Schaffgotsche gedenken, er war ein würdiger Bischof und Cavalier der besten Sorte aus der alten Schule, ein edler versöhnlicher Mann, für dessen mir erwiesenes Wohlwollen ich Zeitlebens die dankbarste Gesinnung bewahren werde.

Eine Episode zieht die andere nach sich, eine ist in die andere eingeschachtelt, fängt man einmal an, den andrängenden Episoden Eingang zu lassen, so kommt man schwer zum Ende.

Es war Ende der Sechziger-Jahre, als in einem Parke eine Gesellschaft vor dem Diner beisammen in einer großen Laube sich unterhielt, darunter auch Bischof Schaffgotsche. Schreiber Dieses war als Geladener eben angekommen, präsentirte sich einigen Herren und beachtete nur einen nicht, den er sonst gut kannte und mit dem er auch öfter verschiedene Scherzreden zu wechseln gewohnt war. Dieser Herr, übrigens ein achtenswerther Gelehrter, war im Besitze von mehr als einem Dutzend Orden.

Er saß aber in einem Winkel der Laube im Schatten, ich hatte ihn nicht sehen können. Da erhob er sich und warf mir scherzend vor, ich sei eitel und hochmüthig auf mein eben anhabendes Gewand und wolle daher meine alten Bekannten gar nicht mehr kennen u. s. w.

Ich entgegnete: »Mag schon sein, daß auch ich eitel bin, wir armen Menschen haben schon so unsere Schwächen, aber Sie haben am wenigstens ein Recht, mir einen Vorwurf zu machen, denn Sie sind eitel zum Schlagtreffen.« »Was wollen Sie damit sagen,« wurde mir erwidert, »das verstehe ich nicht.« Ich erklärte: »Sie werden einmal an der Hypertrophie (Uebersättigung) der Knopflöcher zu Grunde gehen.« Man lachte, besonders der Bischof Schaffgotsche, der mir bei späterem Zusammenkommen öfter lächelnd diese Bemerkung erwähnte.

Nach dieser in Form thatsächlicher Beispiele gemachten Einleitung, sollen einige Conflictfälle mit der geistlichen Obrigkeit aus dem Revolutionsjahre 1848 actenmäßig vorgelegt werden, weil eben diese Vorfälle zum Faden wurden, an welchen die üble Nachrede sich kristallinisch anschießen konnte.

Es existirte im Jahre 1848 ein sogenannter Ausschuß der »Bürger, Nationalgarden und Studenten«, er nannte sich auch Sicherheits-Ausschuß, und hielt seine Versammlungen im alten Musikvereinssaale unter den Tuchlauben. Ich habe von diesem Ausschusse selber einmal, und zwar alle Gesichter der Versammelten en face vor mir, Ein- und Ansicht genommen. Ich wollte eben Zeuge sein, wie einige conservative Bürger mit einem Redner, er war Bürger und Fabrikant, an der Spitze, in diese Versammlung ungeladen eintraten, die Tribüne, auf welcher das Comité sich befand, bestiegen, und der Redner im Namen der Anderen dem ganzen Sicherheits-Ausschuß mit einer großen Tollkühnheit den Sündenspiegel vor's Gesicht hielt. Er sagte unter Anderem:

»Was wollen Sie, meine Herren? Den totalen Umsturz, die Republik? Das Wohl des Bürgers und des Volkes ist Ihnen im höchsten Grade gleichgiltig. Wer sind Sie; aus was für Elementen besteht Ihre Majorität? Ich sehe vor mir lauter Judengesichter, Commis, Studenten und Leute, die von der Biographie, die sie hinter sich haben, nichts erwähnt wissen wollen.«

Die Aufregung unter dem Ausschusse läßt sich denken. Einer dieser Sicherheitsmänner, für den es sehr gut, wie für die bürgerliche Gesellschaft, unter welcher er lebte, noch besser gewesen wäre, wenn man ihn längst irgendwo in Sicherheit gebracht hätte, erkannte mich und rief sogleich laut: »Den Brunner gefangen nehmen, Brunner ist der Anführer, Hochverrath am Volke!« u. s. w.

Ich sah zu spät, daß ich durch mein Erscheinen an diesem Orte und bei dieser Gelegenheit in eine kritische Lage gekommen war. Zum Glücke hatte ich einen für Revolutionsscenen sehr angezeigten spanischen Rohrstock mit einem in Leder geflochtenen Bleiknopfe bei mir, den nahm ich nun unten, setzte den Hut auf, klopfte mit der Bleikugel, daß es dröhnte, an eine Bank und hielt dann den Stock ober mir, in der Weise, wie denselben Regimentstambours vor sich schwingen, durchbrach rechts die Reihen, ging unter dem Geschrei, Fluchen und Drohungen der Emeute fort — aber es wagte auch nicht Einer, mich anzurühren.

Einer der Conservativen, der mich gesehen, sagte mir einige Tage darauf Folgendes: »Sie waren, als Sie da fortgingen, nicht zu kennen,

Ihr Gesicht war ein anderes; jeder Zug von Gutmüthigkeit verschwunden — es war der Ernst des Todes — ich begreife es, daß sich keiner an Sie heranwagte, weil Jeder sich dachte: der ist jetzt zum Aeußersten gebracht und zum Aeußersten entschlossen.«

Als ich fortging, folgten mir auch die Anderen, die auch mit Stöcken bewaffnet waren. Sie blieben auf einem Knäuel beisammen, die feigen Schreier ließen es beim Schreien und Drohen, jeder aber fürchtete bei versuchter Thätlichkeit einen Klaps auf seinen Gehirnkasten zu kriegen, und die tollkühnen Conservativen kamen in Sicherheit aus diesem Sicherheits-Ausschuß, von dem ein Theil das bewußte bestimmte Ziel anstrebende Revolutions-Comité ausmachte und der andere aus fanatisirten Schwachköpfen bestand, die mithelfen mußten, um den Juden die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Dieser Sicherheits-Ausschuß hatte sich auch zur Aufgabe gestellt, den Clerus einzuschüchtern, ihn mundtodt und bei allen Wahlen (als Wähler oder zu Wählende) unwirksam oder unmöglich zu machen. Den Gesellen war ihr Vorhaben gelungen.

Sie denuncirten den Clerus in ihren Blättern und auch beim Ministerium des Innern, »daß er politisch auf der Kanzel und im Beichtstuhle gegen die Freiheit agitire.«

Wäre der Clerus auf der Seite der Revolutionsfreunde gestanden, hätte er für sie agitirt, dann wäre es diesem Ausschusse nicht eingefallen, eine Wehklage zu erheben; daß aber der Clerus schwarzgelb, conservativ, kaiserlich war, das brannte die Herren mit den schwarzen und blonden Locken.

Der Minister war schlau genug, sich in das Dilemma nicht einzulassen, d. h. entweder die Insinuation des Ausschusses abzuweisen und dem Ausschusse zu sagen, er möge concrete, staatsgefährliche, ungesetzliche Fälle anführen, dann hätte er es mit den Schreiern des Ausschusses verdorben, oder: dem Clerus zu sagen, er solle Kanzel und Beichtstuhl nicht mehr zu reactionären Umtrieben gebrauchen, dann hätte er es mit den kaiserlich Gesinnten verdorben; nach dieser Combination sandte der schlaue Fuchs die ganze Falle, an der er schnuppernd von Außen herumging, an das Wiener Consistorium, welches leider sogleich in diese Falle sich hineinbegab und die klägliche Zusendung im Interesse der radicalen Emeute, zur Freude des aus der Schlinge herausgekommenen Ministers, leider aber auch zur Belastung des Clerus, in der ausgiebigsten Weise verwerthet hat.

Der Erzbischof war ein alter, rathlos dastehender Mann, die Revolutions-Emeute hatte ihm eine Katzenmusik gemacht und die Fenster seiner Residenz eingeworfen; er war eingeschüchtert und begab sich auf sein Schloß Kranichberg an der Grenze Steiermarks. Der Generalvicar Politzer, früher Kanzler der St. Pöltener Diöcese, dann k. k. Regierungsrath, 1843 vom Erzbischof zum Generalvicar ernannt, war nur gewohnt, höhere Befehle auszuführen, er war Jahre lang an die Säule oder den Pfeiler der eben bestehenden Regierung angelehnt, er fiel mit dieser und lehnte sich wieder an den Pfahl des Ausschusses, die eben bestehende Regierung, an, und gab sich her, die Befehle derselben zu vollziehen. Der Erzbischof ist offenbar über die Situation in Wien — wegen seiner weiten Entfernung von Wien — ganz im Unklaren gewesen, sonst hätte er diesen bedauerlichsten aller Schritte nicht veranlaßt oder demselben mindestens nicht beigestimmt — ihn nicht zugelassen.

Das Consistorium, respective der Generalvicar, hätte es sehr leicht gehabt. Eine kurze Antwort mit Rücksendung der geschickten Falle an den Minister hätte den Minister zum Schweigen gezwungen, die List des Ausschusses erfolglos gemacht. Inhalt einer solchen Antwort wäre z. B. zu formuliren gewesen, wie folgt: »Das Consistorium kann auf Klagen über Umtriebe im Beichtstuhle nicht eingehen; sind auf der Kanzel Aeußerungen gefallen, so mögen die Persönlichkeiten bezeichnet, die Thatsachen constatirt und die vorkommenden Fälle von der rechtmäßigen Behörde behandelt werden.«

Die traurige Gewohnheit aber, allen Befehlen von Oben sogleich gehorsam Folge zu leisten, wirkte auch hier gegenüber einer der schäbigsten Behörden fort, die sich je in Oesterreich die Gewalt angemaßt: gegenüber der notorischen Schwefelbande des Sicherheits-Ausschusses.

Der Erlaß an den Clerus von Seite des Generalvicars lautete wie folgt:

»Warnung des Clerus vor politischen Umtrieben.«

»Seine fürstliche Gnaden, der hochwürdigste Herr Fürsterzbischof, haben bereits unter dem 17. März d. J. mit Consistorialcurrende Nr. 3, alle Priester wohlmeinend und mit weiser Sorgfalt gewarnt, sich in politische Angelegenheiten zu mischen, und ihnen aufgetragen, ihr Wirken auf die Grenzen ihres höheren Berufes, nämlich auf das innere Seelenheil der Menschen zu beschränken.«

»Einige Priester sollen aber nach einer hohen Zuschrift Sr. Excellenz des Ministers des Innern, ddo. 8. Juni, diese Ermahnung und Warnung

nicht beachten, und sich in politische Angelegenheiten mischen, indem nach einer Anzeige des löblichen Ausschusses der Bürger, Nationalgarden und Studenten einzelne Geistliche sich politischer Aeußerungen sogar auf der Kanzel und im Beichtstuhle schuldig machen sollen.«

»Se. Excellenz der Herr Minister fordern das fürsterzbischöfliche Ordinariat dringend auf, diesem pflichtwidrigen Benehmen der Theilnahme an politischen Umtrieben ein Ende zu machen und alle Priester in die Grenzen ihres heiligen Berufes zu verweisen.«

»Das fürsterzbischöfliche Ordinariat kann nur bedauern, wenn einzelne Priester die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Anordnung des hochwürdigsten Herrn Fürsterzbischofes verkennen und muß die gegebene Warnung und Ermahnung ernstlich mit dem Beisatze wiederholen, daß solche Priester den Clerus und der Religion außerordentlichen Schaden zufügen und sich selbst der strengsten Ahndung aussetzen werden, indem das fürsterzbischöfliche Ordinariat in die unangenehme Nothwendigkeit, falls eine neuerliche Anzeige erfolgen sollte, versetzt würde, durch strenge äußere Maßregeln ein derlei unfolgsames und dem ganzen Clerus nachtheiliges Betragen einzelner Individuen ein Ende zu machen.«

»Zugleich werden alle Priester wohlmeinend ermahnt, ihre Predigten fleißig zu schreiben, damit sie im Falle einer Anklage sich rechtfertigen und gegen falsche Anklagen sicherstellen können.«

»Mathias Bischof von Telmeß und Generalvicar Ex Consist. Achiepp.

Wien, den 17. Juni 1848.

L. Eckelhart, Ehrendomherr und Kanzleidirector.«

Die Sensation, welche dieser Erlaß im Diöcesanclerus unter diesen furchtbaren Zuständen hervorgerufen, läßt sich denken. Der Eine und der Andere erschien bei mir mit dem Erlasse in der Hand und begann: Um Gotteswillen, haben Sie das schon gelesen? Man ruinirt uns von Oben aus! Wer soll sich da noch dem Treiben der Revolution entgegensetzen, wenn das Consistorium sich hergibt, mit dem vom Sicherheits-Ausschusse gesendeten Mist den eigenen Clerus zu bewerfen? u. s. f., u. s. f. Machen Sie als katholischer Publicist dieser entsetzlichen Connivenz doch mit Einem Ruck ein Ende — sorgen Sie dafür, daß von Seite des Consistoriums nicht noch einmal dieser Gaunerbande hilfreiche Hand geboten wird, um uns zu discreditiren, uns unmöglich zu machen. Man hat den Kopf schon vollends verloren, sonst wäre ein Erlaß wie dieser gar nicht denkbar u. s. f., u. s. f.

Jetzt nach 38 Jahren, im Frieden des Kämmerleins, ist es sehr leicht, zu urtheilen und abzuurtheilen, zu kritisiren und auch den Stab zu brechen. Man denke sich in die kritische Situation! Nichts thun, schweigen, das wäre für meine Person allerdings das sicherste und unbedenklichste gewesen. Viele schwiegen und verbargen sich und krochen nach der Revolution mit ihrer guten Gesinnung aus ihren Löchern wieder hervor, um sich in den Strahlen der Friedenssonne gedeihlich zu erwärmen. Ich hielt es für meine Pflicht, zu schreiben, und hatte mir die Aufgabe gestellt, ein- für allemal ein zweites Hingeben an das Revolutionscomité von Seite der geistlichen Behörde zu verhindern. Unter diesem Stürmen und Drängen von Seite der zu mir kommenden Persönlichkeiten und von Seite der Umstände und der bedauernswerthen Lage des Clerus schrieb ich folgenden Artikel für die »Kirchen-Zeitung« und ließ denselben mit Unterfertigung meines Namens drucken, um von vorneherein zu zeigen, daß ich die Verantwortung ganz allein übernehme und dafür einzustehen entschlossen bin. Titel und Motto lautet:

»Warnung des Clerus vor politischen Umtrieben.«

Motto: »Jeder soll den Schutt vor der eigenen Thüre wegräumen und der Schuster bei seinem Leisten bleiben; allein es scheint, weil man mit Inordnungbringen politischer Wirren, nicht vorwärts kommt, man auf einem anderen Gebiete seine Kraft versuchen wolle. Wir haben gemeint, die Anmaßungen des unerträglichen Bureaukratismus seien in den Februar- und Märztagen zu Grabe gegangen. Es ist auch wirklich so, jedem opponirenden Bäuerlein gegenüber, dafür sucht man sein Müthchen an der Kirche zu kühlen, weil dieselbe nicht mit Sensen und Dreschflegeln demonstrirt. Videant consules Episcopat stehe auf der Wache!«

»Der Katholik« (Mainzer Zeitschrift), Nr. 63, 1848, S. 256.

Folgte nun die Currende, siehe Seite 142.

Die Besprechung dieser Currende in der »Wiener Kirchen-Zeitung« lautet:

»Bei dem Umstande, daß in diesem Erlasse von der ‚weisen Sorgfalt' des H. H. Fürsterzbischofes die Rede ist, kann die Currende diesen selbst nicht zum Verfasser haben; wir halten uns an die Vorlage und nach dieser muß die Autorschaft den unterzeichneten Herren zugeschrieben werden.«

»Der Priester ist seinem Bischofe in kirchlichen Dingen den geschwornen Gehorsam schuldig, nicht aber in außer- oder gar unkirchlichen. Gehören Befehle eines Bischofs nicht in das Gebiet der Kirche, oder wären sie gar, was

auch möglich ist, dem kirchlichen Geiste entgegen, so ist die Pflicht des Gehorsams in Frage gestellt, weil im ersten Falle die Rechte der Geistlichen als Staatsbürger beeinträchtigt, im zweiten, die kirchlichen Interessen gefährdet sind. Kommt ein streitiger Fall vor, so hat der katholische Priester seine letzte und höchste Instanz in dem rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche. Auf diese Grundideen vom canonischen Gehorsam und der kirchlichen Autorität folgen nun einige bescheidene Fragen: Was ist höherer Beruf, was ist niederer Beruf, was ist äußeres Seelenheil, was ist inneres Seelenheil?« *)

»Ist der Priester durch seinen Beruf für das innere Seelenheil der Menschen zu sorgen, hermetisch von der Welt abgeschlossen? Fordert dieser Beruf vom Geistlichen, daß er auch auf jene Rechte verzichten soll, die er als Staatsbürger zu genießen hat? Ist er in seinem Gewissen verbunden, sich von Politik gänzlich ferne zu halten? Ist er es, dann sind die geistlichen Kirchenräthe, Regierungs- und Gubernial-, Hof- und Staatsräthe, oder wie sie immer heißen mochten, arge Sünder gewesen, sie waren insgesammt untreu ihrem hohen Berufe und eine ernste Rüge dürfte ihnen gar nicht schaden. Konnten aber unter dem früheren Regime Geistliche als Kirchenräthe, Gubernialräthe u. s. w. sich mit Politik befassen, ohne deshalb eine Rüge betreffs der Wahrung ihres Seelenheiles sich zuzuziehen, warum können jetzt nicht auch andere Geistliche dasselbe thun, ohne deshalb sich als solche bezeichnen zu lassen, die durch das Befassen mit Politik ihrem Berufe untreu geworden? Ist es nicht sogar wünschenswerth, ja nothwendig, daß der Geistliche von der Politik nicht Umgang nehme? Kann er als Seelsorger nicht in hundert Fälle kommen, wo er von Gliedern seiner Gemeinde auch in politischen Dingen um Aufschluß ersucht wird? Soll er da Ohren und Mund verschließen, den Unwissenden spielen? Soll er sagen: Ich kümmere mich nicht um die Angelegenheiten dieser Welt? Würde er nicht in hundert Fällen durch Schweigen schaden, während er durch Reden gleichermaßen dem Staate und der Kirche nützen könnte. Alle haben das Recht zu reden, Juden, Heiden, Türken, Feueranbeter, nur Geistliche nicht! Diese sind des ungeheuerlichen Verbrechens beschuldigt, als constitutionelle Staatsbürger in politische Angelegenheiten sich zu mischen, in politischen Dingen ihre Ansicht auszusprechen; diese sind vom Ministerium und Ordinariat als Parias der neuen Gesellschaft erklärt!«

»Daß das Ministerium und Ordinariat die Geistlichen als vollends unberechtigt ansehe, sich mit Politik zu befassen, und daß sie überhaupt aller

---

*) „War es Sorge für äußeres Seelenheil, war es Erfüllung eines niederen Berufes, als der Erzbischof von Paris (Msgr. d'Affre, † 1848) in Mitte seiner Metropole zwischen feindlichen Parteien auf einer Barricade den Frieden predigend, von einer Kugel getroffen, niedersank?" (Anmerk. der „Kirch.-Ztg.")

politischen Aeußerungen sich zu enthalten haben, erhellt nur zu deutlich aus dem Wörtchen ‚sogar‘ — das die Anklage auf das noch größere Verbrechen des Mißbrauchs der Kanzel und des Beichtstuhles voransteht.«

»Verhält sich aber die Sache also, wie aus dem ganzen Zusammenhange und aus der schon am 17. März erlassenen Anordnung zu ersehen ist: so mag sich diesem Verbote fügen wer will, ein constitutioneller Staatsbürger kann, darf und wird sich demselben gewiß nicht unterwerfen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es auch seine Pflicht ist, sein Recht nach allen Seiten hin zu verwahren.«

»Wird aber dieses Gebot aufrechterhalten, und kann man einen Staatsbürger zwingen, derlei unliebsame Dinge über sich ergehen zu lassen, dann rede man ja nicht mehr von einer politischen Freiheit, sondern habe den Muth, einzugestehen, daß man entweder in seinem Wirkungskreise eine Reaction beabsichtige, oder noch viel besser, weil ganz gewiß wahr (bewußt oder unbewußt) dem Radicalismus diene, der auf den Terrorismus, die Gewalt- und die Schreckensherrschaft hinstrebt.“

»Was nennt man übrigens ‚politisiren‘ und wer sind die, welche des verabscheuungswürdigen Vergehens. sich schuldig gemacht haben? Die meisten Anklagen über Geistliche in Beziehung auf politische und reactionäre Umtriebe sind niederträchtige Verleumdungen, vorgebracht vom Auswurf der Straßenliteratur. Das läßt sich schwarz auf weiß bezeugen.«

»Kann man es ‚politisiren‘ nennen, heißt das ‚reactionär sein‘, wenn ein Geistlicher auf der Kanzel über die Rechte und Freiheiten der Kirche, über ihre Stellung und Ansprüche, über ihre Autorität und Macht, Kraft und Lebensfähigkeit, aber auch über ihre Anfeindung und Gefährdung spricht, wenn er die Gläubigen zum festen Anschließen an sie und zum Gebete für sie mahnt? Wenn er sie warnt vor ihren haßerfüllten Gegnern, deren Lügen, Verleumdungen und Kunstgriffen? Ueber Ein- und Zweikammersystem, directe und indirecte Wahlen, Bundesstaat und Staatenbund, Geschwornengerichte und Nationalgarde-Angelegenheiten wird ohnehin kein Vernünftiger auf der Kanzel sprechen.«

»Wie es übrigens bei Geistlichen leicht ist, politischer Umtriebe und Bestrebungen, sei es nun im reactionären oder in einem anderen Sinne, verdächtigt zu werden, das zeigte sich ja selbst beim fürsterzbischöflichen Hirtenbrief, den man sogleich nach seinem Erscheinen in's Gebiet der Politik hinüberspielte, um ihn dort zu Anklagen und Verdächtigungen auszubeuten, und doch wird es jedem Unbefangenen beim Durchlesen des Hirtenbriefes einleuchten, daß es im selben nicht auf politische Umtriebe abgesehen sei.«

»Um aber in Widerlegung der Anklage fortzufahren; was geht die ganze Geschichte das Ministerium an? Ist es die Aufgabe des Ministeriums, die Geistlichkeit zu überwachen, ob sie den Currenden ihres Ordinariates Folge leiste? Hat sich das Ministerium überhaupt in solche Angelegenheiten zu mischen? Wenn dasselbe wenig Sorge trägt, ob an öffentlichen Plätzen aufreizende Reden gehalten werden, wenn es sich wenig kümmert, ob die Presse das Volk zur Blutgierde aufhetzt, wie kommt es auf einmal dazu, es sich angelegen sein zu lassen, was in der Kirche vorgeht? Wie kommt es dazu, sogar Spionen Gehör zu geben, die sich bis an den Beichtstuhl drängen, um den Geistlichen verdächtigen zu können? Wie kommt es dazu, Anklagen zu übernehmen, für die der Beweis nur in den Schmutzblättern des Tages und in den Behauptungen der radicalsten Lügner zu finden ist? Wie kommt ein katholisches Ordinariat dazu, auf solche Anklagen hin nicht nur eine ganze Diöcese öffentlich zu incriminiren und zu prostituiren, sondern selbst den Beichtstuhl verdächtigen zu lassen? Bringt das Ordinariat durch das Annehmen einer solchen Anklage und durch das offene Beschuldigen seines Clerus hiemit nicht das ganze Beichtinstitut auf eine unverantwortliche Weise selbst in Mißcredit? Wie und in welcher Weise soll sich dann ein inculpirter Geistlicher auf eine solche niederträchtige Anklage hin vertheidigen? Darf der Geistliche aus der Beicht etwas sagen? Sind ihm hier nicht Mund und Zunge gebunden? Hat der Beichtstuhl noch ein anderes Gericht, als Gott und das Gewissen des Beichthörenden und Beichtenden? Am Ende werden die Geistlichen (respective Beichtväter) vor ein Geschwornengericht citirt, und wir erleben hier noch Johannes Nepomukgeschichten!«

»Wir wollen einen Bischof, der unsere Rechte wahrt, der Kirche die Freiheit erringt und jedem Uebergriffe muthig entgegentritt; ein Ordinariat aber, das sich auch jetzt noch als abhängigen Zopf der alten Staatsperücke verwenden läßt, führt bei uns die Kirche ihrem Untergange zu.« *)

»Wir wollen ein Ordinariat, das zu seinem Presbyterium ein Vertrauen hat, und das in diesem Vertrauen sicher genug ist, um sich nicht zum

*) (Note der Redaction der „Kirchen-Zeitung". 1848.) „Wir bitten, wohl zu bemerken, daß wir es mit dem verkehrten System, nicht mit Persönlichkeiten als solche zu thun haben. Wäre nur Eine Person, die hätte längst dem Drange der Umstände weichen müssen, aber das System hat seinen Wurmsamen im ganzen Kaiserstaate ausgesäet. Wir wissen aus sicherster Quelle, daß erst neuerlichst ein österreichischer Bischof beim Ministerium um Normalien und Instructionen für die künftige Aufnahme von Seminaristen gebeten hat. So ein armes Ministerium, was es Alles thun soll, und so ein armer Bischof, was er Alles verlangt, und die arme Kirche, wie die dabei wegkommt! In Rußland würde diese Unterwürfigkeit unter den Cäsaropapen den Stanislaus-Orden erster Classe mit Diamanten verdienen, bei uns verdient eine solche Handlungsweise nichts als — die Veröffentlichung."

Schergen literarischer Gauner zu machen, die mit der Ehre ihrer Mitbürger schnödes Spiel treiben.«

»Wäre es nicht heiligste Pflicht gewesen, die Cleriker gegen solche schamlose Angriffe in Schutz zu nehmen, statt auf Verdächtigungen hin, sie öffentlich und massenhaft zu prostituiren, oder sie gar ohne weitere Frage auf grundlose Lügengerüchte hin, des Beichtstuhlmißbrauches anklagen zu lassen, und sogar selber anzuklagen? Ist es Gerechtigkeit und Klugheit, sich in diesem Puncte, in Bezug auf das Beichtgeheimniß also zu benehmen? Sollen Verdächtigungen, die eine andere Behörde gar nichts angehen, nicht vielmehr rundweg abgewiesen werden?«

»Wir möchten gerne muthige Worte nach oben und außen vernehmen, nicht immer Worte nach unten und innen, wir wollen ein rechtes kirchliches Hausregiment, aber keine Ministerial-Einschüchterungen, keine liebende Ergebung an jedes Gelüste unrechtmäßiger Bevormundung und unerträglicher Bedrückung, keine glaubensvolle Hingabe an jede schmähliche Denunciation.«

»Hat sich aber ein Ordinariat durch viele Jahre her ein Presbyterium erzogen und geschaffen, für das es nur Mißtrauen kennt, auf das es kein Vertrauen hat, so wäre ein solches Ordinariat zu beklagen und wir müßten demselben das traurige Recht einräumen, jedem Ankläger mehr Glauben zu schenken, als dem verklagten Geistlichen.«

»Nach unserer unmaßgeblichen Meinung aber ist es die Signatur des apostolischen Muthes: Liebe und Vertrauen gegen Untergebene zu zeigen — Muth und Kraft aber, besonders in unserer bitter-ernsten Zeit für den Kampf mit dem äußeren Feinde aufzubewahren.« Brunner.«

Sollte jetzt in ruhigen Zeiten ein Kritiker die Bemerkung machen: Die Sprache dieses Artikels, von einem Priester, gegenüber seiner geistlichen Behörde angeschlagen, sei durchaus nicht zu rechtfertigen — so soll man diesem Kritiker nur folgende Fragen vorlegen: 1. Was würde er in der Situation der Redaction gethan haben? 2. Bringt er es über sein Gewissen, die angeführte Handlungsweise des Consistoriums zu rechtfertigen? 3. Hätte sich der Seelsorgeclerus, der im Ganzen und Großen genommen, der Revolution gegenüber ehrenhaft und pflichtgetreu dagestanden ist — durch schweigendes Hinnehmen des obigen Consistorialerlasses — neuer Attentate auf seine Ehre aussetzen sollen, zu denen der Sicherheits-Ausschuß — auch sicher fortgeschritten wäre, nachdem er actenmäßig überzeugt war, was er diesem Consistorium alles bieten durfte!

Der Artikel wurde gerade beim besseren Theile des Clerus mit großer Satisfaction aufgenommen, man sagte: Er ist scharf, aber wahr und recht

— man wird sich von nun an sicher dreimal bedenken, ehe man sich wieder zum Handlanger des »löblichen Ausschusses« (so wurde der Ausschuß vom Consistorium genannt) und des feigen, wetterwendischen Ministeriums hergibt u. s. w.; so und ähnlich, aber herber und schärfer noch, wie es die Noth der Lage mit sich brachte, lauteten die Urtheile. Im Consistorium (respective beim Generalvicar) ist der Artikel aber auch nicht spurlos vorübergegangen, er mußte einen tiefen Eindruck gemacht haben. Zwei volle Wochen nach Veröffentlichung desselben hatte ich einer Vorladung gemäß vor dem Generalvicariat am 25. Juli zu erscheinen. Es wurde mit mir da nach eigenthümlichen Rechtsformen verfahren. Der, welcher sich als Beleidigter fühlte, war zugleich Beleidigter, Kläger und Richter in Einer Person.

Ich konnte nicht sicher wissen, warum ich vorgeladen wurde, es aber doch beiläufig ahnen. Es waren ja seit Erscheinen des Artikels vierzehn Tage verstrichen. Da mußte nun die mit mir beabsichtigte Procedur ein langes Besinnen und eine vielerwägende Berathung gekostet haben. Jedenfalls ging ich ruhigen Gewissens in die Kanzlei; mit dem sehr angenehmen und tröstlichen Zeugniß in meinem Innern, daß ich weder eines Verbrechens, noch einer unehrenhaften Handlung mich schuldig weiß und daß ich für das, was ich geschrieben, mit Gewissen und Ehre einstehen kann.

Der Generalvicar erwartete mich mit dem Kanzleidirector, dieser letztere Herr war Protokollführer, d. h. er mußte das »Verhör« niederschreiben. Man hieß mich setzen; die erste Frage lautete: »Wissen Sie, warum Sie hierher gerufen worden sind?« Ich antwortete: »Das kann ich nicht wissen, somit bitte ich es mir zu sagen.«

Es wurde mir die Nr. 44 der »Kirchen-Zeitung« vorgelegt und ich gefragt, ob ich diesen Artikel kenne. Ich sagte: Ja wohl kenne ich ihn, ich habe ihn ja selber geschrieben.

Nun begann der Generalvicar den Artikel vom Titel an mir vorzulesen; er mochte ungefähr zwölf Zeilen langsam feierlich gelesen haben, als ich ihn mit den bescheidenen Worten unterbrach: »Ich muß mir schon erlauben, zu fragen, wozu Euer Gnaden den Artikel mir vorlesen, ich halte das für einen unnöthigen Zeitverlust, das nimmt über eine Viertelstunde weg.« Ich wiederholte, ich habe den Artikel geschrieben, und meinen Namen am Ende unterfertigt, ich kenne ihn also — und Sie selber werden ihn auch kennen. —

Der Generalvicar sah mich eine Zeitlang an, erwiderte kein Wort, und fuhr fort, langsam den Artikel weiter zu lesen. Ich zuckte mit den

Achseln, und machte eine Miene, die besagte: »Ja da läßt sich nichts anderes thun, als sich in das Unvermeidliche fügen.« —

Ich stand damals in meinem vierunddreißigsten Jahre. Ich war mehrere Jahre lang während meines Verkehres mit den Spitzen der Diplomatie, mit hunderten von Menschen, die in der Welt mehr oder weniger Bedeutung hatten, in Verkehr gekommen. An Gelegenheit, das in mir zu entwickeln, was man »Psychologische Bemerkungen und Schlüsse« nennt, hat es mir also nicht gefehlt, Absichtlichkeiten, die im Verkehre mit Anderen bei diesen auftauchten, zu durchschauen, das war ich längst gewohnt. Der vorliegende Fall aber war derartig klar und offen, erkenn- und durchschaubar vor mir dagelegen, daß ich mich gegenüber demselben — auch ohne die Erfahrungen, die mir meine Lebensverhältnisse entgegenführten, sehr leicht zurechtfinden mußte.

Dieses ganze langsame, feierliche Vorlesen — zeigte mir schon genugsam, die Verlegenheit und Unsicherheit, in welcher sich mein Kläger und Richter zugleich befand — man arbeitet hier mit Apparat — die feierliche Vorlesung konnte keine andere Absicht haben, als mich entweder in Harnisch zu bringen, oder nach Umständen tractabel zu machen — sie hatte aber keinen anderen Effect, als mich in meinem Vornehmen, vollkommen ruhig zu verbleiben — noch mehr zu bestärken.

Nachdem die Vorlesung beendet war, begann der Generalvicar von Neuem von vorne an vorzulesen, und zwar bis zum ersten Schlußpunct. So wurde nun über eine Stunde lang eine Periode nach der anderen herabgelesen und nach der Lesung immer Fragen gestellt: Wie ich das und das gemeint habe, wie das und das zu verstehen sei u. s. f. Meine Antworten dünkten dem Untersuchungsrichter oft insoferne als ungenügend, weil sie mich, statt mich verfänglich und schuldbar zu machen, entlasteten. Als dieser Herr einige Male meine Antworten in Wendungen zu Protokoll dictiren wollte, die in meiner Antwort nicht lagen, verwahrte ich mich in aller Ruhe gegen ein derartiges Vorgehen, bei welchem zudem meine Aussagen, wenn sie zu meinen Gunsten entschieden sprachen, förmlich ausgelassen und im Protokolle nicht erwähnt wurden. Auf einige Fragen über das Verständniß eines Satzes erwiderte ich: »Ich verstehe das in jenem Sinne, in welchem es Jeder verstehen muß und kann, der der deutschen Sprache und ihres Satzbaues mächtig ist und Logik studirt hat.« Ich mußte wiederholt gegen die Art des Vorgehens mich verwahren, ich erklärte: ich sei hier, um mich zu vertheidigen, man könne mir nicht zumuthen, daß ich Erklärungen mache, die mir zum Schaden

gereichen, die mich strafwürdig erscheinen lassen, umsomehr, als ich mich nicht nur vollkommen unschuldig fühle, sondern auch das Bewußtsein in mir trage, den gesammten Clerus gegen die Hetzereien der eben herrschenden Emeute vertheidigt zu haben. Ferner sagte ich: ich müsse überhaupt das Verfahren, wo eine Persönlichkeit der eventuell Beleidigte, der Kläger und der Untersuchungsrichter in Einer Person ist, als ein gänzlich uncanonisches bezeichnen. Begreiflicherweise kam aus der ganzen Untersuchung gar nichts heraus, es wurde mir kein Haar gekrümmt, denn man konnte mir keines krümmen. Zudem mußte meine in aller Ruhe und mit den temperirtesten Stimmmitteln gehaltene Schlußbemerkung dem Generalvicar über seine höchst bedenkliche Stellung im Verlaufe dieser Angelegenheit die Augen geöffnet haben.

Ich bemerkte: daß es höchst sonderbar sei — wenn man einen Priester, der weder seiner kirchlichen Gesinnung noch seines Wandels nach irgendwie angefochten werden könne — vor Gericht citirt und ein peinliches Verfahren gegen ihn einleitet — während wenige Tage früher der bekannte Füster in einem Saale des erzbischöflichen Palais hier nebenan — bei einer Versammlung von Wählern in einer Weise offenbar sprechen konnte, die in klaren Worten darlegte, welche Stellung er gegenüber der katholischen Kirche einnehme. Mit ihm hat man noch kein Verfahren eingeleitet, für welches doch in der kirchlichen Gesetzgebung bei ähnlichen Fällen Vorsorge getroffen ist. Aber es scheint, daß es hier am Muthe mangelt. Er geht ganz unbehelligt herum — und wird am Altare functioniren gesehen, während ich, der ich entschlossen für die Würde des Episcopats, aber auch des Priesterthums einstehe, hieher berufen worden bin. Der Generalvicar entschuldigte sich: »es sei ihm über jene Vorgänge im erzbischöflichen Palais ämtlich nichts mitgetheilt worden.« Ich erwiderte: Ich bitte, nur den Domprediger Setzer zu fragen, der bei der Versammlung zugegen war und den Auslassungen Füster's entschieden entgegengetreten ist. So ging ich ruhig meines Weges fort. Wenn ich sage, daß dieser Tag nicht zu den erfreulichen meines Lebens gehört hat, so wird es mir Jedermann auf's Wort glauben.

Gegen Füster wurde kein Verfahren eingeleitet, der Generalvicar hat mich aber auch von diesem Tage an bis zu seinem Tode nicht mehr vor sein Forum citirt. Er ist schon lange todt, der arme Mann, man muß aber zu seiner theilweisen Entschuldigung folgende Momente bedenken: Er hat es nicht besser gekannt und nicht besser verstanden. In beschränkten Lebensverhältnissen erzogen, trug er einige Zeit in der St. Pöltener Lehr-

anstalt Dogmatik vor, fungirte darnach als Kanzleidirector nach den josephinischen Gesetzen, war Regierungsrath in Wien, dann Generalvicar in Wien, immer nur mit unermüdlicher Handhabung desselben Gesetzapparates beschäftigt, was über die Foliantenmauern dieser Gesetzgebung hinauslag, waren ihm Utopien. Er war zudem von dürftigem Körperbau, mager und kränklich; wie hätte dieser Mann, nun plötzlich aus dem Geleise der regulären Kanzleiverhältnisse herausgeworfen, sich in dieser Zeit des Sturmes, für welche in den Regierungsverordnungen keine Vorsorge getroffen war, zurechtfinden sollen?

Schon einige Tage nach dieser Protokollsaufnahme wurde das Gerücht verbreitet: »Brunner sei vor das Consistorium gefordert worden, habe den besagten Artikel förmlich widerrufen und dem Generalvicar Abbitte leisten müssen« u. s. w.

Wer dies geflügelte Wort erfunden, das konnte ich nicht herausbringen, aber es flog in aller Eile in der Diöcese herum und veranlaßte mich in der Nummer des 1. August zu folgender

»Erklärung: Nachdem sich über meine Stellung zum Wiener fürsterzbischöflichen Ordinariate allerhand verwunderliche Gerüchte verbreitet haben, fühle ich mich gedrungen zu erklären, was an der Sache ist. Ich wurde in die Ordinariatskanzlei beschieden und vom hochwürdigsten Herrn Generalvicar im Beisein des Kanzleidirectors in der freundlichsten und humansten Weise*) über verschiedene Puncte meines Aufsatzes in der Nr. 44 dieser Blätter befragt. Es ist eine Verleumdung des Ordinariates, wenn man sagt, ich sei in irgend einer Weise zu einem Widerrufe der in jenem Aufsatze ausgesprochenen Ansichten genöthigt worden; ich habe im Gegentheil Gelegenheit gefunden, mich über die Freiheit der Kirche u. s. w. in jener Weise zu erklären, wie es in vorliegenden Blättern schon öfter geschehen ist. Ich bin um kein Haarbreit von meinen bisherigen kirchenrechtlichen Ansichten gewichen, man hat mir aber auch nicht zugemuthet es zu thun. Dies zur Ehrenrettung des fürsterzbischöflichen Ordinariates. Meine Aeußerungen wurden vom hochwürdigen Herrn Kanzleidirector niedergeschrieben (oder wie man in der Kanzleisprache sagt: zu Protokoll genommen). Dieselben sind von der Art, daß mir eine Veröffentlichung derselben nicht anders als erwünscht sein könnte. Zu dieser Erklärung fand ich mich genöthigt, um den Ver-

*) Tags darauf kam ein Freund zu mir und sagte: „Ihr dem Herrn Generalvicar ausgestelltes Höflichkeits-Zeugniß hat viele Heiterkeit erregt; der kann doch nicht sagen: es ist ja nicht wahr, ich bin mit dem Brunner saugrob gewesen." Ich erwiderte: „Er war factisch nicht grob; er blieb, wie er immer ist, ernst gemessen, ruhig und eiskalt — aber auch ich verhielt mich, wie ich es nicht immer bin, sehr gemessen und ruhig; die Fragen konnten mich nicht verwirren, es stand ja das Recht auf meiner Seite."

leumdungen, welche über das fürsterzbischöfliche Ordinariat und über mich ergangen sind, ein Ende zu machen. Brunner.«

Die Anklage des Sicherheits-Ausschuß-Ministeriums und die Publicirung und Einstimmung in dieselbe von Seite des Consistoriums erwies sich als unbegründet, d. h. als eine sicherheitsausschüßliche Lüge.

Diese Anklage erschien in Consistorial-Currendenform am 17. Juni 1848. Am 1. August gab ich nun in der »Kirchen-Zeitung« über diesen Umstand folgende Erklärung ab:

»Merkwürdig! Sowohl die sicherheitsausschüßliche und volksrecht-verwahrliche, als allerhöchst-mininisterielle Anklage von wegen reactionärer Predigt- und Beichtstuhl-Umtriebe hat sich, wie man leicht denken konnte, als eine Verleumdung unserer liebenswürdigen kleinen literarischen Lügner herausgestellt. Nun die Leute haben ihren Zweck erreicht, der Clerus unserer Diöcese ist öffentlich in allen Blättern angeklagt und verdächtigt — an's Widerrufen denkt aber kein Mensch — Sollte denn nicht der Clerus zusammentreten und eine Abweisung von derlei Lügen veröffentlichen? Wenn der Clerus sich selber nicht rührt — und den Lügen immer freien Spielraum läßt, und nie in einer Mehrzahl die Stimme zu seiner Vertheidigung erhebt — dann wahrhaftig wird der Clerus kein Recht haben, wenn die Dinge noch beiweitem ärger werden, als sie sind.«

Selbstverständlich fand man in dieser Erklärung von gegnerischer Seite einen »Hetzversuch«. Das konnte mich nicht anfechten; zu einer öffentlichen Kundgebung gegen diese neue Erklärung konnte man sich nicht herbeilassen, eine solche war nicht möglich.

Eines muß der Schreiber Dieses bezüglich der bisher gebrachten und nachfolgenden Berichte noch erwähnen. Einige meiner Freunde sagten zu jener Zeit wiederholt zu mir: »Du kannst Gott danken, daß du rückenfrei dastehst; könnte man Dir etwas anhaben, man hätte Dich sicher längst moralisch unmöglich gemacht!« Einer von diesen Freunden lebt noch und bekleidet eine hohe Würde. Dem entgegnete ich: Ich weiß das und danke auch Gott für den festen Boden unter meinen Füßen, allerdings geräth der Mensch in keine angenehme Stimmung, wenn er — die edlen Absichten und Wünsche seiner Gegner durchschaut.

Ein Conflict mit dem Erzbischof Milde.

Anfangs November 1848 hatte Fürst Windischgrätz im Bunde mit dem Ban von Kroatien, Jelacic, die Revolution niedergeworfen. Die

kaiserlichen Truppen zogen in Wien ein und stellten die Ordnung wieder her. Da krochen nun die Denuncianten, die sich zur Zeit der Gefahr in ihren Höhlen versteckt hielten, wie Regenwürmer hervor und suchten sich wichtig und beliebt zu machen.

Eines Tages wurde ich vor das Polizeicommissariat Josephstadt, welches auch den Pfarrbezirk umfaßte, in welchem ich angestellt war, geladen. Der Commissär stellte an mich Fragen bezugs des Arztes X., der sich während der Revolution besonders durch aufreizende Reden hervorgethan und forderte mich auf, zu sagen, was ich über denselben wisse und gehört habe, motivirte seine Fragen auch noch durch die Bemerkung: Es habe ihm Jemand versichert, daß Dr. Brunner selber einmal diesen Arzt in seinen wüthenden Ergüssen gehört und zurechtgewiesen habe. — Ich erwiderte: Herr Commissär, meine loyale Haltung während der Revolution brauche ich nicht mühsam zu beweisen. Meine Zeitung gibt davon Kunde in jeder Nummer derselben. Ich kann Ihnen ein gedrucktes Namensverzeichniß vorlegen, das auf der Aula angeheftet war, mit der Bemerkung, daß diese Reactionäre zum Tode verurtheilt werden sollen. Darauf ist auch mein Name zu lesen. Mich kann man also nicht zu einem Theilhaber an der Revolution machen wollen, ohne sich lächerlich zu machen. Auf Ihre Fragen aber kann ich Ihnen keine Antwort geben. Es widerstrebt meiner Ehrenhaftigkeit, irgendwie Denunciantendienste zu leisten. Ich bin gewohnt, den Leuten meine Meinung in's Gesicht zu sagen, nicht aus sicherem Verstecke heraus sie zu verschwärzen. Zudem wohnt der Mann, um welchen sie fragen, in der Pfarre, in welcher ich als Seelsorger angestellt bin. Ich würde auch als Seelsorger die Verachtung der Pfarrgemeinde auf mich laden, wenn ich mich herbeiließe, als Belastungszeuge wegen aufrührerischer Reden mich gebrauchen zu lassen. Somit erkläre ich, meinem Charakter und meinem Amte zugleich Rechnung tragend, daß ich über diesen Mann nichts weiß und nichts sagen kann. — Der Commissär war ehrenhaft genug, meine Gründe zu würdigen; er sagte: er wisse mein Benehmen zu achten, sei aber seiner Stellung nach verpflichtet gewesen, auch an mich Fragen bezüglich des X. zu stellen, weil er von einer anderen Seite her auf mich als auf einen Ohrenzeugen war aufmerksam gemacht worden. Die Untersuchungen über eine Menge von Personen dauerte an zwei Jahre lang fort, und ich wurde, obwohl ich Vieles wußte und Vieles selber erlebt hatte, was Angeklagte hätte compromittiren können, nie mehr als Zeuge vorgeladen. Der Commissär war somit ein Mann, der das ehrenhafte Benehmen von Anderen zu achten

verstand und somit seine Recherchen auf die anderen Zeugen und Aussagen zu beschränken wußte.

Zur Erklärung des nun nachfolgenden Conflictes muß ich einige Thatsachen voraussenden.

Im Verlaufe der Revolutionszeit wurde mir in das Redactionsbureau eine Predigt zugesendet. Sie trug die Aufschrift: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und war vom Pfarrer G. zu Wienerherberg, eine Pfarre gegen die ungarische Grenze zu gelegen, an welcher ich vom 1. October 1842 bis Mitte Jänner 1843 als Pfarrverweser angestellt gewesen. Als nach der Vaccatur der neuernannte Pfarrer (derselbe G.) erschien, bereitete ich ihm noch einen feierlichen Einzug, er wurde unter Trompeten- und Paukenschall empfangen, von der Gemeinde und den Schulkindern begrüßt. (Die Gemeinde wollte damals zum Erzbischof, welcher Patron dieser Pfarre ist, gehen, um mich als Pfarrer zu petitioniren, und war nur durch meine entschieden ernste Abmahnung zu bewegen, von ihrem Vorhaben abzustehen.) Ich las die eingesendete Predigt durch. Es war politisch nichts Verfängliches darin; der Verfasser versuchte die Titelworte ganz nach dem Evangelium auszulegen und nachzuweisen, worin für den Christen die wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bestehe. Das Ganze war aber weder anziehend, noch pikant dargestellt, es waren ganz gewöhnliche Gedanken und Redensarten, und ich legte das Manuskript, wie dies bei Redactionen mit hunderten von Einsendungen geschieht, als unbrauchbar bei Seite.

Da erzählte mir nun ein bekannter Geistlicher Anfangs December 1848, wie folgt: »Denken Sie sich, was mir dieser Tage begegnet. Ich gehe über den Burgplatz (in Wien) und sehe auf einem Steirerwagerl (kleiner Wagen mit zweiggeflochtenem Korbe) den Pfarrer G. sitzen in Ketten an Händen, zwei Gendarmen an seiner Seite, wie den ärgsten Verbrecher. Der Mann sah todtenbleich, ganz zusammengebrochen aus. Volk umringte den Wagen: Was muß der verbrochen haben? fragte man sich. Mir hat (fuhr der Geistliche fort, der ihn von früher kannte) der arme Teufel vom Herzen erbarmt, wer ihn kennt, der weiß sicher, daß der zum Staatsverräther das Zeug nicht hat, es muß ihn irgend ein »Freund« bei der Behörde verzunden (angeschwärzt) haben. Er wurde vom Wagen weg zum Verhöre vor die Militärbehörde geführt, die damals in der Hofburg ihr Tribunal aufgeschlagen hatte. *)

*) Der arme Mann wurde als unschuldig entlassen, starb aber in Folge des Schreckens und Grames schon im folgenden Jahre, am 9. December 1849 als Beneficiat zu Gablitz.

Später vernahm ich die Ursache seiner Gefangenschaft — ein intriguanter böswilliger Beamter aus der Umgegend, der sich durch den Pfarrer G. einmal beleidigt wähnte, suchte sich zu rächen und schrieb an die Militärbehörde einen Klagebrief: Pfarrer G. habe im Sommer 1848 eine überaus revolutionäre Predigt über das Thema Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gehalten.

Am 10. August 1848 erhielt ich nun vom Wiener Consistorium folgende Zustellung:

An Herrn Dr. S. Brunner, Cooperator in Altlerchenfeld.

»Zahl 8495. Sie werden aufgefordert, die Predigt des Herrn Pfarrers zu Wienerherberg F. G., welche Ihnen von dem Portier des Barnabiten-Collegiums bei St. Michael übergeben worden ist, sogleich zu übersenden. Mathias Politzer, Bischof von Telmeß, Generalvicar. Ex Consistorio Archieppli. Wien, den 10. December 1848. Leopold Eckelhart, Kanzlei-Director.«

Statt dem Worte »aufgefordert« war früher »ersucht« in diesem Actenstücke gestanden, das »ersucht« wurde ausradirt und dafür »aufgefordert« gesetzt. Die Remedur war ersichtlich.

Als Redacteur der »Kirchen-Zeitung« hatte ich bei jeder Gelegenheit erklärt, daß ich mir eingesendete Manuscripte nie Jemanden, wer es immer sei, zur Verfügung stellen und nur dem Einsender, wenn er es wünscht (und das in Rede stehende Manuscript nicht schon vernichtet ist) zurückgeben werde. Ich war von jeher gewohnt, mein gegebenes Wort als ein Ehrenwort zu halten und habe daher Einsendungen, die ich zur Veröffentlichung nicht geeignet fand, als Briefe angesehen und mit der vollen Wahrung des Briefgeheimnisses behandelt.

In diesem Falle nun hatte die weltliche Untersuchungsbehörde durch die Vermittlung des Consistoriums ein mir gesendetes Manuscript verlangt; ich war nun nicht berechtigt, dies Manuscript herauszugeben, so lange ich nicht wußte, daß der Einsender selber es haben wolle. Das hochwürdige Barnabiten-Collegium bei St. Michael in der inneren Stadt hatte mir sehr wohlwollend ein Redactionslocale ohne Miethzins zur Verfügung gestellt. Das erklärt den Passus bezugs des »Portiers« in obiger Zuschrift. Ich erwiderte nun auf die »Aufforderung«: Das Manuscript könne nicht ausgeliefert werden, weil nicht vorfindlich; ich wollte durch diese Zuschrift das Consistorium aus der unangenehmen Situation einer Vermittlungsbehörde zwischen mir und dem Gerichte befreien.

Das hatte aber nicht den gewünschten Erfolg. Am 16. December 1848 erhielt ich folgende neue Zuschrift:

»Zahl 8564. Sie werden aufgefordert, eine nochmalige und genaue Nachsuchung, in Betreff der Ihnen vom Herrn Pfarrer G. zugekommenen Predigt vorzunehmen, da dieselbe zur Rechtfertigung des Inquisiten dienen soll. Das Resultat hievon ist ehestens dem Consistorium anzuzeigen. Mathias Politzer, Bischof von Telmeß, Generalvicar. Ex consistorio Archieppli. Wien, den 14. December 1848. Leopold Eckelhart, Kanzlei-Director.«

Ich war also nothgedrungen, den Grund meiner Weigerung anzugeben. Wer sagte, daß dieser Protest zur Rechtfertigung des Inquisiten dienen soll? Sagte es der Pfarrer oder die Untersuchungsbehörde? Den armen G. mußte man in der Folge als unschuldig entlassen. Drei Stunden weit hatte man den armen Mann von seiner Pfarre aus in Ketten und Banden auf einem offenen Wagen mit Gendarmeriebewachung nach Wien geführt; ich hatte nun den Wunsch, mit der Untersuchungsbehörde unmittelbar in Verkehr zu kommen, denn der weltlichen Behörde gegenüber fühlte ich mich aller jener Rücksichten entbunden, welche mir der geistlichen Behörde gegenüber angezeigt erschienen. In dieser Absicht antwortete ich der zweiten Aufforderung wie folgt:

»Hochwürdigstes fürsterzbischöfliches Consistorium!«

»Zur mühevollen Aufsuchung des besagten vor langer Zeit eingesendeten Manuscriptes wird sich die gefertigte Redaction nur dann herbeilassen, wenn der Einsender selber sich schriftlich an die Redaction wendet, oder das Consistorium ihm wenigstens die Versicherung zukommen läßt, daß ‚Inquisit' selber das Manuscript der Untersuchungsbehörde ausgeliefert haben wolle. Die politische Gesinnung der Redaction ist von der Umsturzpartei so stark gekennzeichnet, daß es höchst lächerlich wäre, dieselbe wegen ihrem in dieser Angelegenheit eingehaltenen Verfahren im mindesten verdächtig zu finden, aber dieselbe muß an ihrem Rechte im Principe festhalten. Sie hat aber den Grundsatz aufgestellt und hat ein Recht, ihn aufzustellen und durchzuführen, daß sie nach dem Gesetze der garantirten Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses eingesendete Manuscripte nur ihrem Einsender zurückgeben wolle. Möge darnach in dieser Angelegenheit die politische Untersuchungsbehörde sich direct mit der gefertigten Redaction in Correspondenz setzen und ihre Aufforderungen derselben selbst zumitteln, denn die Redaction hat ein Recht, sich in ihrer Angelegenheit selbst zu vertreten, und sie will hiemit das hochwürdigste Consistorium zugleich von

der Mühewaltung einer dazwischenhandelnden Behörde befreien. Diese Aeußerung möge gütigst ungeschmälert der politischen Behörde zugemittelt werden.«

»Wien, 16. December 1848.

Die Redaction der ‚Wiener Kirchen-Zeitung'.«

Auf all' das nun, was ich im Jahre 1848 und auch schon früher über die traurige Rolle veröffentlicht, welche die Vertreter der Kirche im überflüssigen Diensteifer dem Staate gegenüber übernommen hatten, gab ich mich der Hoffnung hin, das Consistorium werde meine Antwort der richterlichen Behörde zusenden und sich der unwürdigen Arbeit des Depeschencopirens und Hin- und Hersendens mit Freuden zu entledigen suchen.

Hier muß aber noch eines Zwischenfalles besonders gedacht werden. Gerade zwei Tage vor der Vorladung zum Ordinariat war ein Artikel in der »Kirchen-Zeitung« (21. December 1848) erschienen, welcher durch eine Reihe von Thatsachen jene Schlußinterpellation beleuchtete, die ich im Verhöre am 25. Juli 1848 dem Generalvicar betreffs Füster's gemacht, an den man sich nicht heranwagte, dem nicht einmal das Messehalten und andere kirchliche Verrichtungen eingestellt worden waren.

Der Artikel hat rücksichtlich der Ereignisse des Jahres 1848 ein historisches Interesse und ist aber auch geeignet, meine Situation gegenüber dem Consistorium in Wien zu beleuchten. Er wurde der Redaction von einem Herrn K. aus Olmütz eingesendet mit folgendem Schreiben:

»Ich übersende Ihnen beiliegende Zeilen. Sie drücken so ziemlich die Stimme der großen Mehrheit der Bevölkerung aus. Ich hoffe, Sie werden den Muth haben, sie abzudrucken; denn nur ungerne würde ich diesen Artikel einem Blatte anvertrauen, das ein weniger kirchliches Publicum, als ihr Blatt hat.«

Der Artikel lautet:

»Professor Füster!«

»Unter der Schreckensherrschaft in Frankreich, wo so viele Bischöfe und Priester für die Religion und das Recht, die Kirche und den König ihr Leben hinopferten, gab es Geistliche auch in den Reihen ihrer Henker, Menschen, die weder vor der Verleugnung ihres Glaubens, noch vor der Theilnahme an den Revolutionstribunalen, der Begier der Göttin der Vernunft und der Schandpresse jener Tage zurückschreckten. Ihre Strafe war schnell und furchtbar. Verachtet, selbst von den Männern, denen sie dienten,

ein Spielball ihrer Leidenschaften und Lüste, wurden sie bald in den Staub getreten, verurtheilt, deportirt, hingerichtet und die Verwünschungen des Volkes, das sie verführt hatten, war ihr letztes Geleite.«

»Wir Oesterreicher haben ebenfalls unsere Schreckenstage erlebt, und wenn die Guillotine während derselben ihr schauerliches Spiel nicht trieb, so lag der Grund blos darin, daß man ihren Verfechtern nicht Zeit gelassen, sie zu vollenden und aufzustellen. Wir wissen nun freilich nicht, ob viele Bischöfe und Priester wegen ihres Eifers für Kirche und Staat auf ihr verblutet hätten, diese Parallele zur französischen Revolution bleibt also mangelhaft, aber leider haben auch wir unseren Eulogius Schneider, Chabot und Goblet gehabt. Wir meinen den Professor Füster.«

»Erzieher in mehreren vornehmen Häusern, hatte dieser Mann sich die Stelle des Religionsprofessors am Lyceum zu Görz zu erschleichen gewußt. Geldgier und Ehrgeiz drängten ihn weiter, aber seine höchst beschränkten Talente und Kenntnisse und ein zweideutiger Lebenswandel, der einmal bald seine Suspension vom geistlichen Amte zur Folge gehabt hätte, machten lange alle seine Bemühungen scheitern. Endlich im vorigen Jahre verschafften ihm einige seiner Landsleute, welche auf die damalige Studienhofcommission Einfluß hatten, die Stelle des Religionsprofessors an der Universität in Wien. Bemerkenswerth ist, daß der Referent der philosophischen Studien, der gute und edle Halaschka, damals gegen ihn stimmte und unter den Mitbewerbern der ausgezeichnete Vertheidiger der Trinitätslehre Dr. Zukriegel sich befand, den gleich darauf die Württembergische Regierung als Professor der Theologie und Philosophie an die Universität in Tübingen berief. Die Märztage eröffneten nun dem Treiben Füster's ein offenes Feld, er durfte sich ohne trügerische Hülle in seiner ganzen Nacktheit zeigen, und bedurfte der Heuchelei nicht, um weiter zu kommen. Bereits am 15. März stand er bewaffnet in den Reihen der Studenten. Von nun an gehörte er zu den aufregendsten Rednern der Aula und zu den Beförderern jeden Excesses. Er war bei der Sturmpetition am 15. und bei dem bewaffneten Widerstande am 26. Mai betheiligt, er predigte offen in der Aula, auf Straßen und Schänken die gröbste Unsittlichkeit, den starrsten Unglauben, die radicalste Anarchie*). Als es sich um die Candidatur für die Abgeordnetenstellen zum österreichischen Reichstage handelte, errang er seinen Erfolg auf den Wahl-

*) Es wurden auch manche Aeußerungen Füster's übertrieben, mitunter ihm Worte in den Mund gelegt — die er nicht gesagt hat. Als unumstößliches Zeugniß über den Charakter Füster's die wissenschaftliche Befähigung und Bildung desselben dienen seine Memoiren, die er in Frankfurt (2 Bände) herausgegeben. Mit dieser kläglichen Mache, voll der seichtesten Kaffeehausphrasen hat der arme Mann den Stab über sich selber gebrochen; sie ist eigentlich eine eclatante Selbstverurtheilung.

bühnen durch die frechste Verleugnung seines geistlichen Charakters, durch Beschimpfungen der Kirche und kirchlicher Einrichtungen, des Cultus und der Geistlichkeit. Auf dem Reichstage selbst spielte er eine schmähliche Rolle. Durch seine Unwissenheit zu einem schimpflichen Stillschweigen verurtheilt, begnügte er sich die Reden der Rechten durch die Laute der Thiere, die er zu seinem Muster gewählt, der Schlange und des Schweines zu verspotten. Das einzige Mal, wo er als Redner auftrat, verglich er die Entfernung des Kaisers von Wien mit der Flucht Ludwig's XVI., nicht ohne blutdürstige Hinweisung auf die Folgen, welche letztere hatte. Am 13. September und 6. October sah man ihn wieder unter den Männern der Empörung. In dem vom Reichstage eingesetzten Sicherheits-Ausschusse rieth er mit Violand und Goldmark zu den furchtbarsten Beschlüssen, und als am 30. October von den Vertrauensmännern der Nationalgarde und Studentenlegion die Uebergabe der Stadt beschlossen worden war, erklärte er sich entschieden dagegen, und arbeitete dahin, Messenhauser, der für die Uebergabe gestimmt, des Obercommandos zu entsetzen und Fenneberg an seine Stelle zu bringen.«

»Gegenwärtig sitzt er wider als Abgeordneter in Kremsier, die eherne Stirne weder durch das Bewußtsein seiner Schuld, noch durch das Mißtrauensvotum seiner Wähler, die Bitte seiner Collegen an der Universität um Entfernung aus ihrer Mitte, und die von dem Erzbischofe von Olmütz entzogene Erlaubniß, Messe zu lesen, gebeugt*). Es scheint, er trotze auf die Straflosigkeit, die er dem Mandate als Abgeordneter ertheilt wähnt, und auf die so lange erprobte Langmuth des Wiener Consistoriums. Letztere ist fürwahr unbegreiflich zu nennen, und höchstens aus der andauernden Abwesenheit des hochwürdigsten Herrn Erzbischofes zu erklären, welche jede Maßregel von größerer Wichtigkeit verzögern oder hemmen mochte.**) Ein längeres Stillschweigen dieser unserer geistlichen Behörde wäre aber unverantwortlich zu nennen. Wir erinnern an die Sprüche der Bibel: »Wer im Gericht auf das Ansehen achtet, der verläßt um einen Bissen Brod die Wahrheit.« Die dem Gottlosen sagten: du bist ein Gerechter, denen werden die Völker fluchen und die Stämme werden sie verabscheuen; diejenigen aber die ihn zur Rechenschaft ziehen, werden gepriesen werden und Segen wird über sie kommen!« (Sprichwörter 28, 21 und 24, 23.)

*) Card. Kutschker, der 1848 Kanzler in der Erzdiöcese Olmütz gewesen, erzählte mir 1879: daß er in seiner Stellung als Kanzler den Erzbischof Sommerau — (1848) aufmerksam gemacht: wie es auf die vorgekommenen Thatsachen — nöthig sei, dem Dr. Füster die Erlaubniß, Messe zu lesen — zu entziehen; der Erzbischof sei sogleich darauf eingegangen und dem Dr. Füster wurde die bezügliche Suspension schriftlich zugesendet.

**) Daß der Erzbischof vom April bis Anfangs November während der Revolutionszeit in Kranichberg weilte, ist schon früher erwähnt worden.

Es ist von Interesse, das Urtheil zu hören, welches Metternich über die Memoiren Füster's ausgesprochen hat. Im 8. Bd., S. 247, schreibt der Fürst in seinen Memoiren vom 15. März 1850:

»Trachte, dir die Denkwürdigkeiten über die Wiener Revolution vom März 1848 bis Juli 1849 von Füster zu verschaffen. Ich habe im Laufe meines Lebens viel gelesen, aber nichts, was so classisch schlecht, so seicht und von einer so unmoralischen und albernen Ueberspannung durchdrungen gewesen wäre. Anderseits ist es eine Schrift, die das Gepräge der Wahrheit trägt, denn es gibt leider in dieser besten der Welten sehr schmutzige Wahrheiten. Der Verfasser erzählt, was er gesehen und gethan, und verschweigt nur, was ein Rest von Scham ihn nicht zu gestehen bewegt. Da er Alles gut findet, was schlecht ist, so macht er aus diesem kein Geheimniß und errichtet demselben Altäre zu deren eifrigsten Priestern gehört zu haben, er selbst sich rühmt. Das fragliche Buch ist vor Kurzem erschienen, und es würde mich nicht wundern, wenn es in Wien verboten würde. Indessen ist es zu jenen Producten zu rechnen, die Niemand verführen, denn die Verführten können es nicht mehr werden, und die, welche es nicht sind, müssen beim Lesen dieser Schrift nothwendig ein Gefühl des Ekels empfinden. In dieser Beziehung bringt sie weit weniger gefährliche Wirkung hervor, als solche Schriften, welche unter den Formen der besten Gesellschaft Gift verbreiten. Die schlimmsten Menschen sind die Priester, wenn sie verrückt werden, ihre Narrheit artet immer in Tobsucht aus.«

Füster starb 1884 zu Wien, Rennweg, Salesianergasse, in der kleinen ebenerdigen Stube eines liberalen Victualenhändlers (Greißler), mit der Welt zerfallen, in Dürftigkeit. Nach seinem Tode sammelten studirende Jünglinge Geld, um ihm ein Monument zu setzen, was jedenfalls billiger war, als ihn, während er lebte, durch einen Jahresgehalt für seine Verdienste um die »Freiheit« und das »Bürgerwohl« zu belohnen.

Nach diesem Excurse über Füster kehren wir wieder zur Predigtgeschichte zurück.

Wie sehr ich mich in der Erwartung getäuscht, das Consistorium werde die Gelegenheit ergreifen, in diesem Handel die Rolle des Unterhändlers aufgeben zu können, ersah ich aus einer Vorladung des Ordinariats. Ich mußte acht Tage nach Absendung meiner Antwort und zwei Tage nach Veröffentlichung des Artikels über Füster (der freilich mit seinen Thatsachen dem Consistorium nicht angenehm sein konnte), d. i. am 23. December 1848, in der fürsterzbischöflichen Residenz erscheinen.

Es diente mir zu einer sehr großen Beruhigung und zu einem ausgiebigen Troste, daß ich auch wieder diesen Gang mit reinem Gewissen und unbefleckter Ehrenhaftigkeit antreten konnte. Ich hatte keine Ursache, als armer Sünder zu erscheinen.

Um die anberaumte Stunde trat ich beim Fürsterzbischofe ein und begrüßte ihn mit der seiner Würde gebührenden Hochachtung. Er hatte den violetten Talar angezogen, eben so sein Generalvicar, der Weihbischof Politzer; der Kanzleidirector Eckelhardt war als Ehrendomherr mit der goldenen Kette versehen — Alles im Feierkleide. Ich muß gestehen, daß mich gerade dieser Glanz, mir, dem armen Teufel von einem ohnehin von allen Seiten verfolgten und gequälten katholischen Redacteur, gegenüber erst vollkommen ruhig und noch viel zuversichtlicher stimmte, als ich beim Eintreten gestimmt war.

Unwillkürlich mußte sich mir der Gedanke aufdrängen: Wäre man hier seiner Sache vollkommen gewiß, so brauchte man nicht mit all' dieser bei einer Gerichtsverhandlung sonst ganz unüblichen Feierlichkeit nachzuhelfen.

Der Erzbischof hieß mich setzen. Er saß mir gegenüber an einem sehr schmalen Tische, zur Rechten der Weihbischof, zur Linken der Kanzleidirector mit der Feder in der Hand, um das Protokoll zu schreiben. Die Verhandlung dauerte über eine Stunde lang; das Thema, welches in vielen Variationen behandelt wurde, war: ich sei beim angelobten Gehorsam verpflichtet, die Predigt auszuliefern — ich blieb immer ruhig und in bescheidenster Weise bei dem Satze stehen: Der Gehorsam sei kein unbedingter, er habe seine Grenzen — er könne ein in bürgerlichen Angelegenheiten gegebenes Ehrenwort oder Versprechen nicht aufheben.

Es war mir aber auch natürlich zu thun, um dem Gefangenen zu helfen, insoweit ich konnte, ohne meine Verpflichtung, betreffend des Manuskriptes zu verletzen. Da erklärte ich nun wahrheitsgetreu, daß die besagte Predigt, so viel ich mich erinnerte, nichts politisch Compromittirendes enthalten habe und gegenüber den Staatsgesetzen ganz unverfänglich gewesen sei.

Wenn ich manchen Passus, der in dieser Verhandlung vorgekommen und den ich noch im Gedächtnisse habe, hier nicht anführe, so habe ich dafür einen guten Grund, ehrenhafte Leser werden ihn zu würdigen wissen. Es handelt sich hier nicht, durch Detailausführung sich auf Kosten eines längst hingegangenen Oberhirten — der auch seine schönen und guten Eigenschaften gehabt hat — in ein besseres Licht zu stellen, sondern nur

darum: die Situation und die Zustände zu beleuchten und ungerechte Urtheile von mir abzuwehren. — Von dem Umstande, daß Füster unbehelligt blieb, während ich jetzt schon zum zweiten Male vorgefordert wurde, sprach ich jetzt kein Wort, obwohl die Erinnerung an den acht Monate ungehindert agirenden Religionsprofessor, während ich schon zum zweiten Male vorgeladen wurde, mich sonderbar stimmen mußte. Ich wollte diesmal von der geradewegs vernichtenden Hinweisung auf den unglücklichen Füster nur zur äußersten Nothwehr Gebrauch machen.

Es wurde auch eingänglich über obedientia (Gehorsam) und reverentia (Ehrfurcht) verhandelt, denn beides hat der Priester seinem Bischofe und den Nachfolgern desselben zu schwören. Ich erklärte hierauf: Ich sei weit entfernt, die Ehrfurcht verletzen zu wollen. Nach kirchlicher Auffassung aber würde diese im vorliegenden Falle darin bestehen, daß ich die Predigt auch dann ausliefern werde, wenn der hochwürdigste Ordinarius versichert, daß der Pfarrer G. selber diese zu seiner Rechtfertigung wolle — denn in diesem Falle besteht die Ehrfurcht darin, daß ich meinem geistlichen Oberen Glauben schenke — würde ich diesen Glauben verweigern, so könnte das als eine Verletzung der schuldigen Ehrfurcht angesehen werden.

Auf die absolute Auslieferung des Actenstückes, ohne die Berufung auf den Willen des untersuchten Pfarrers: daß dieser selber die Predigt zu haben wünsche, konnte ich ehrenhafterweise nicht eingehen.

Daß mir die Situation, in welche ich hier durch die Verhältnisse hineingeworfen war, nicht gleichgiltig, daß sie mir im höchsten Grade peinlich war, das ist wohl selbstverständlich — ich suchte im Ganzen, sich immer um dasselbe Thema fortspinnenden Gespräch die dem Gegenstande und der Würde des Tribunals gebührende Ruhe und Mäßigung zu bewahren; das war für mich ein unschätzbarer Vortheil — in einer Bedrängniß, in welcher Pflichten in Collision kommen — und man den als recht erkannten Standpunct nur in Ruhe bewahren kann. Es muß hier nur noch bemerkt werden, daß die Verhandlung vor dem Generalvicar am 15. Juli 1848 — zu einer Zeit stattgefunden hat, in welcher die Anarchie in vollster Blüthe stand — und selbst das Ministerium zu einer Puppe des Ausschusses, d. h. des eigentlichen Revolutionscomités herabgesunken war.

Jetzt, am 23. December 1848, standen die politischen Angelegenheiten, wie auch die meinen, ganz anders — es war wieder die Hochfluth der Reaction im staatlichen Leben eingetreten — ich mußte mir unwill-

kürlich denken: meine starke Verwahrung (am 11. Juli) gegen die Hingabe des Consistoriums an die Gelüste der radicalen Pöbelherrschaft — sollte jetzt auch ihre Ahndung finden; denn die Mittel, welche ich angegeben, um das Consistorium aus der ganzen Affaire herauszubringen, wurden zurückgewiesen — die geistliche Behörde wollte also mit mir zu thun haben.

Nun hatte ich mich aber während der ganzen Verhandlung auch nicht zu Einer verfänglichen, ja nicht einmal zu einer irgendwie heftigen Aeußerung verleiten lassen; sondern mich immer innerhalb der Grenzen eines auf logischen Gründen und historischen Thatsachen basirten Verkehrs in aller Ruhe zu bewegen gesucht. — — Da fing nun auf einmal der Erzbischof an, dem Kanzleidirector zu dictiren: »Schreiben Sie. Ich suspendire den Priester u. s. w.« Es wurden einige Gründe von der hier zuvor mir angeschuldigten Insubordination angeführt, die Sätze paßten aber nicht aneinander, der Protokollführer las und sagte in bescheidener Weise: »Ich bitte Euer fürstlichen Gnaden — das geht mit dem Vorigen nicht zusammen — —.« — Diese Verwirrung und Verlegenheit wiederholte sich einige Male, während ich im innersten meiner Seele durch dieses Vorgehen verletzt — nur um Ruhe und völlige Gelassenheit betete — ich blieb auch ganz ruhig, das Dictat der Suspension kam nicht mehr in's Geleise. Ich konnte nichts anders meinen, als man habe gehofft, daß auf die Erwähnung der Suspension, ich gebrochen zusammensinken und meiner Ehrenverpflichtungen nicht mehr gedenkend, mich der rücksichtslosen Forderung fügen werde. — Ich sprach kein Wort. — Meine Lage war in der That nicht beneidenswerth, sie war traurig;*) — der Erzbischof befand sich aber wahrscheinlich in einer noch traurigeren Lage — er war in einer peinlichen Verlegenheit — und fing auf einmal statt fortzudictiren an, sich an mich zu wenden, und zu sagen: »Ja, sagen Sie mir nun, das ist Ihre Suspension, was soll denn nun geschehen?«

Nun war es an mir — die Angelegenheit nicht zum Scandal zu machen, d. h. es nicht zu einem Proceß kommen zu lassen, und über ungerechte Vergewaltigung bei der höchsten Instanz zu interpelliren, sondern dem greisen Oberhirten eine Gelegenheit zum stillen Rückzug zu geben — ich stand also geradewegs auf und sagte: »Wenn es Euerer

*) Im Juni 1879 las ich diese Begebenheit dem Cardinal Kutschker vor, bei obigen Worten: „sie war traurig", unterbrach er mich mit den Worten: „Ja aber die Lage des Erzbischofs Milde ist ja noch viel trauriger gewesen." — Darauf reichte ich ihm das Manuscript hin und sagte: Ich bitte zu lesen — er mußte lächeln, als er seine Bemerkung hier schon niedergeschrieben fand.

fürstlichen Gnaden recht ist, so kann die ganze Angelegenheit beendet werden; ich werde Nachmittag dem Herrn Kanzleidirector wiederholt schriftlich bringen, daß das verlegte Manuskript nicht vorfindlich war.« — »Thun Sie das«, sagte er — und ich ging und brachte Nachmittags in zwei Zeilen die verlangte Erklärung.

Von dieser Zeit an bis zum Tode des Erzbischofs Milde (14. März 1853) war ich weder mit seiner Person, noch mit dem Consistorium mehr in einen Conflict gekommen.

Im Jahre 1879 wohnte ich einen Monat lang in Hacking bei Wien. In nächster Nähe liegt die Villa des jeweiligen Erzbischofs von Wien zu Ober-St. Veit. Ich war eben mit dem Niederschreiben vorliegender Memoiren beschäftigt. Bei einem Besuche fragte mich der Cardinal Kutschker: ob ich eben etwas unter der Feder habe? Ich erzählte ihm nun von der eben hier vorliegenden Geschichte; es interessirten ihn die Vorgänge so sehr, daß ich ihm später den Conflict vorlas. Cardinal Kutschker war damals nach einem kleinen Schlaganfalle schon leidend, er lag auf einem Sopha, hörte aber die ganze Verhandlung mit großer Aufmerksamkeit an. Oefter unterbrach er die Vorlesung mit dem ihm eigenthümlichen Ausruf: Ei! Ei! Ei! Ei! Das ist curios! — Nach der Vorlesung sagte ich scherzend: Nun, hätten sich Euere Eminenz im gleichen Falle zu einer ähnlichen Inquisition herbeigelassen?« Der Cardinal erwiderte, mit der Hand abwehrend und dabei lächelnd: »Nun, Sie kennen mich ja doch; so was hätt' ich mir nicht im Schlafe einfallen lassen; ich kann mir für das ganze Benehmen nur zu einiger Entschuldigung denken: Diese Herren alle haben über die ungewohnten Schlag auf Schlag hereinbrechenden Ereignisse total den Kopf verloren.« — Ich erwiderte ihm: »Daß Alles Wort für Wort wahr ist, dafür bürgt Euer Eminenz nicht nur meine Ehrenhaftigkeit« — er unterbrach mich: »Ja, mir fällt ja auch nicht ein, im mindesten zu zweifeln,« ich aber fuhr fort: »Mittwoch kommen Euere Eminenz nach Wien, dort bitte ich im Präsidialarchiv die Acten vom 23. April 1848 nachzusuchen; es muß dort Alles mit meinem Berichte stimmen.« Er sagte: »Es interessirt mich selber, ich werde nachsuchen.« — Als ich nach seiner Ankunft von Wien ihn wieder besuchte, begann er selber lächelnd die Conversation: »Ich habe nicht vergessen, ich habe genau nachgesucht und nichts gefunden — mir scheint, man hat Gründe gehabt, den Act nicht aufzubewahren.«

Einer der intimsten Freunde des Erzbischofes, den dieser auch lange um sich hatte, der nachmalige Regierungsrath Reichel, gestand mir

kurz nach dem Tode Milde's, als von jener »Herausgabe der Predigt« die Rede war: damals hat der gute Herr gefehlt, es war bedauerlich, er ist da offenbar nicht im Rechte gewesen.

Nachdem ich nun mich selber gegenüber den öfter wiederholten Anklagen »auf Revolte gegen die geistliche Obrigkeit« historisch gerechtfertigt und für den Ruf meiner Ehrenhaftigkeit gesorgt habe, halte ich es wiederholt für eine Pflicht, das Benehmen des Erzbischofes aus der Zeit, in welcher er seine Studien gemacht, aus seiner Erziehung und ersten Umgebung zu erklären, wie ich dies bei vorkommenden Fällen auch schon früher versucht habe. Er fand das Kirchenregiment bei seinem Eintritte in den geistlichen Stand schon vollkommen im Geleise der Josephinischen Gesetzgebung eingefahren und verehrte, nach seiner Anschauung von der Vortrefflichkeit dieses Systems überzeugt, die Staatsomnipotenz auch der Kirche gegenüber. Er schenkte den Staats-Werthpapieren das vollkommenste Vertrauen; seine bedeutenden wohlthätigen Stiftungen, hatte er in solchen Papieren angelegt. Er vermachte einen Theil des Zinsenerträgnisses seiner Ersparnisse dem Clerus, einen anderen den Lehrern der Wiener Diöcese; hätte er vorausgesehen, daß die Schule gegen die Kirche in die feindseligste Stimmung hineingelangen werde, so würde er gewiß in seinem Testamente in Anbetracht eventueller Veränderung der ganzen politischen Situation Aenderungen oder doch mehrere Verclausulirungen vorgenommen haben. Er handelte in guter Absicht und guter Meinung. Er lebte für sich sehr einfach, hatte wenig Bedürfnisse, übte viele Wohlthaten im Stillen und verfügte mit seinem Einkommen auf eine eines Bischofs wahrhaft würdige Weise.

Die Adresse an den Fürsterzbischof von Wien am 18. April 1848.

Beiträge zur Revolutionsgeschichte in Thatsachen und Acten.

Ein neuärarischer Schulmann, Professor des außerordentlich liberalen Wiener Pädagogiums, hat in neuester Zeit die besagte Adresse als eine Art Anklage gegen den Wiener Clerus zu verwerthen gesucht. Da nun diese Adresse vom Herausgeber Dieses abgefaßt und in der von demselben redigirten »Wiener Kirchen-Zeitung« 1848 zuerst veröffentlicht worden ist, soll hier die historische Genesis dieser von Seite der Vertreter des Staatskirchenthums und consequenterweise auch von »liberaler« Seite verrufenen Adresse hier aufgerollt werden.

Dies Schriftstück, welches zur Zeit seiner Erscheinung viel Staub aufgewirbelt, kann gerecht nur aus den Umständen, unter denen es abgefaßt wurde, aus der Nothlage, in welche der Clerus durch die auflodernde Revolution in jener Zeit versetzt worden war, aus der Stimmung dieses Clerus und aus der eigenthümlichen Situation, in welcher der Verfasser derselben sich befunden hat, beurtheilt worden.

Zum Verständnisse möge hier folgen, was wir schon anderwärts in Umrissen kurz berichtet haben. *)

Es bildete sich 1848 in Wien aus Mitgliedern des Clerus eine Gesellschaft, welche von der ungeheuren Noth und Bedrängniß des Clerus zusammengeführt war, um gemeinschaftlich zu berathen, wie dem grimmigen, gegen die Kirche begonnenen Kampfe auf kirchliche Weise begegnet werden könnte. Die febronianische Partei beschuldigte diesen Theil des Clerus der Auflehung und Revolte. Zum Glücke liegen aber die Actenstücke aus jenen Zusammenkünften vor, die einige Male in in einem Hörsaale der Theologie an der Wiener Universität und ein Mal in der Capelle des k. k. Convictes neben der Universitätskirche stattgefunden, und diese Actenstücke zeigen mit dürren Worten, daß es darauf abgesehen war, die kirchliche Hierarchie zu festigen, selbe zu einer pflichtgemäßen Action gegen das kirchenfeindliche Treiben zu veranlassen, die Versammlungen geradewegs unter den Oberhirten zu stellen und keinen Schritt ohne den Erzbischof zu unternehmen.

Nun wurden aber diese Versammlungen von dem damaligen Erzbischofe verboten; eben war zur Zeit der Publicirung jenes Verbotes eine angesagt, als das Comité dieses allen Mitgliedern zugleich mit der Bemerkung mittheilte, es müsse dem Oberhirten Folge geleistet werden, denn solche Zusammenkünfte zu verbieten, stehe in der Macht des Bischofs und es sei Pflicht, diesem Gehorsam zu leisten, auch auf die Gefahr hin, daß der Kirche dadurch ein großer Schaden zugehe, diesen haben dann die Priester nicht zu verantworten.

Nach dem Beschlusse der letzten Zusammenkunft sollte ein Comité den Oberhirten in Ehrfurcht auf die Zustände der Kirche aufmerksam machen und denselben des gelobten Gehorsams feierlich versichern. Bei diesem Comité befand sich ein Domherr, zwei Ordenspriester, ein Pfarrer, drei Professoren und sieben Priester anderer Verwendung. Dieses Comité begab sich, nachdem es Tags früher förmlich um eine Audienz angesucht und dieselbe gewährt worden war, in die erzbischöfliche Residenz; dasselbe

*) „Woher? Wohin?“ Von Sebastian Brunner. Neue Folge. I. Bd. S. 150 u. s. f.

wurde in ungewöhnlicher, feierlicher Weise vom Erzbischofe, in Umgebung seines Weihbischofes, Kanzleidirectors, Secretärs und Ceremoniärs, empfangen.

Diesem Comité wurde die Vollmacht gegeben, eine Adresse über die kirchlichen Zustände in Wien abzufassen, beim Fürsterzbischofe eine Audienz nachzusuchen und diesem Herrn die Adresse vorzulesen und zu übergeben. Das Comité beauftragte zwei Mitglieder deshalb, es möge jedes einen Entwurf dieser Adresse anfertigen; der Fürsterzbischof bestimmte den kommenden Tag, 18. April, um die Deputation zu empfangen. Eine Stunde früher sollten sämmtliche Comitémitglieder sich in der Wohnung des Directors der Kirche des Elisabethinerklosters, Huttmann, einfinden, um die Entwürfe zu redigiren. Beide wurden vorgelesen — Vieles hin und her, für und wider gesprochen, wie es bei derlei Gelegenheiten üblich ist — endlich kam es zum Schlusse, das Actenstück sei doch von einiger Tragweite, es tauge eigentlich der eine und der andere Entwurf nicht so wie er ist, der eine sei zu scharf, der andere gar zu gelinde; man solle aus beiden das Beste nehmen und dann in eine Adresse zusammensetzen; der Schreiber Dieses bekam nun den — nicht sehr erfreulichen Auftrag, jetzt in aller Eile, kurze Zeit, ehe das Comité aufbrach, um zur Audienz sich zu begeben, die Adresse mit Benützung der beiden Entwürfe abzufassen. Vom Versammlungsorte bis zur erzbischöflichen Residenz kann man fast eine halbe Wegstunde rechnen. Ich erklärte, mit aller Achtung vor den beiden Entwürfen, es sei die Aufgabe, aus diesen beiden eine Adresse zusammenzufügen und nöthige Abänderungen hineinzubringen, weitaus schwieriger, als gleich eine neue zu machen. Man sagte darauf: Gut, ich soll machen, was ich wolle, nur geschwind — sonst kommen wir zu spät zur Audienz. Ein kleineres Zimmer, hart neben dem größeren, in dem das Comité versammelt war, wurde mir zur Arbeit angewiesen. Die Situation war in hohem Grade widerwärtig. Nebenan lautes Gespräch, mitunter, wie es der Sturm und Drang der Zeit mit sich brachte, sehr erregt, mitunter wieder, wenn sich komische Pointen entwickelten, ein lautes Gelächter, dann öffnete wieder einer die Thüre und rief: »Wenn auch noch so kurz, nur geschwind, geschwind, wir unterschreiben ja Alle und stehen dafür ein« u. s. w.

Das war Alles sehr schön. Bei solchen Gelegenheiten wird aber immer, wenn es am Ende schief geht, der Verfertiger des Actenstückes als der echte und rechte Sündenbock betrachtet, während die Anderen alle leichter darauskommen.

Die Adresse wurde vorgelesen, en bloc angenommen und sogleich vom ganzen Comité unterschrieben. Das Comité begab sich zum Erzbischofe, das Mitglied Paul Metzner verlas die Adresse. Der Erzbischof wünschte sogleich das Manuskript und begehrte es zu wiederholten Malen. Metzner aber entgegnete: Ich bitte, Euere fürstliche Gnaden, wir haben keine Abschrift, die Adresse wird ohnedies wörtlich im Drucke erscheinen und morgen Euerer fürstlichen Gnaden eine Abschrift überbracht werden.

Wenn Schreiber Dieses die Adresse jetzt ihrem ganzen Wortlaute nach bringt, so ist er dazu gezwungen durch die Broschüre des Lehrers Dr. Thurnwald, der die Adresse, um sie seiner Tendenz dienstbar zu machen, verstümmelte und gerade jene wichtigen Thatsachen nicht brachte, auf welche die Berechtigung der ganzen Adresse gegründet ist. Dieser Herr Thurnwald befürwortet das von ihm sehr schlau durch Censurstriche präparirte Actenstück, wie folgt:

»Um so schmerzlicher aber mußte es ihn (Milde) berühren, als ihm eine von vierzehn Geistlichen unterzeichnete Adresse überreicht wurde, in der er in den schärfsten Ausdrücken der Unzufriedenheit mit seinem Regimente versichert und — zur Abdankung aufgefordert wird.«

Nun folgt die ganze Adresse; die von Thurnwald absichtlich ausgelassenen Stellen bringen wir mit lateinischer Schrift:

»Euer fürstlichen Gnaden!«

»Wir erscheinen hier im Namen einer gestern zusammengerufenen zahlreichen Versammlung des Wiener Clerus, im Namen vieler tausend katholischer Laien, die ihre Wünsche und Bitten in unsere Hände gelegt haben. Wir wollen uns nicht darstellen als Untergebene, die sich auflehnen gegen ihre Obrigkeit — wir sind im Gegentheile gekommen als Söhne, die ihren Vater bitten, sein eigenes Heil und das seiner Angehörigen zu wirken, daß Keiner von denen verloren gehe, die ihm anvertraut sind!«

»Wir sind im Vertrauen gekommen, hochwürdigster Fürst und Erzbischof — wir hoffen dagegen auch, Vertrauen von Ihnen zu erlangen.«

»Entweder wußte man nicht die Gefahr, die der Kirche, ihrer Freiheit und ihren Rechten droht — oder man wußte es und hat es — aber gewiß aus den unhaltbarsten Gründen Euer fürstlichen Gnaden verschwiegen.«

»Wir lassen Thatsachen reden. Die Redemptoristen sind schmachvoll davongejagt, ohne Proceß, ohne jeden Anschein von gerichtlichem Verfahren.

Es hat sich bisher nicht Eine Stimme aus dem Clerus erhoben gegen die mit Füßen getretene Freiheit, die uns im constitutionellen Staate garantirt ist, gegen das verhöhnte Recht. Mag man von dem Wirken der Redemptoristen was immer für Ansichten haben — sie wären doch, wie jeder Mörder, eines Processes werth gewesen.«

»Die Klöster und Corporationen, die Stifter und Collegien fühlen sich schutzlos, mit Misstrauen sehen sie dorthin, woher ihnen Hilfe kommen soll, und wer kann es ihnen verargen? Sie haben Thatsachen vor sich, die ihre Stimmen nur zu laut erheben.«

»Die Kanzlerwürde sammt ihrem Einflusse auf die Universität, versiegelt und verbrieft seit dem Jahre 1365 — und vereint mit der Domprobstei — sie ist in den letzteren Tagen in den Hallen der Universität in Frage gestellt worden.«

»Der Kirche ist ihr uraltes historisch ehrwürdiges Recht an dieser hohen Schule streitig gemacht, ein Recht, das in der jetzigen Zeit einen heilsamen Einfluss üben könnte.«

»Die Frechheit der Presse wühlt und wüthet gegen die Kirche, gegen den Clerus, schon fangen die Gläubigen an, irre zu werden und wissen nicht, wohin sie sich wenden sollen, sie brauchen nothwendig ein Wort der Wahrheit, ein Wort des Trostes, sie wollen eine markige entschiedene katholische Sprache hören.«

»Eine Anzahl von 6000 katholischen Bürgern sandten (wir können und dürfen den Umstand nicht umgehen) eine Deputation an einen aus unserer Mitte, und verlangten, an Euere fürstlichen Gnaden die Bitte zu stellen, entweder der Freiheit und dem Recht der Kirche das Wort reden zu wollen, um den Gläubigen den Trost zu geben, daß sie vertreten sind oder sollte Euere fürstlichen Gnaden durch Krankheit verhindert sein, diesen nicht leichten Kampf, der auch physische Kraft und Ausdauer fordert, aufzunehmen und fortzuführen, jene Anstalten treffen zu wollen, die das Wohl der Kirche in diesen gefahrvollen Tagen nothwendig hat und dringend erheischt.«

»Die Schmach, die auf die Kirche und ihre Diener gehäuft wird, darf nicht mehr stillschweigend hingenommen werden — das Recht des Wortes haben auch wir, je länger wir zusehen, desto mehr verlieren wir den Boden unter unseren Füssen — lassen wir die Sache ihren gegenwärtigen Gang fortgehen, und sehen stillschweigend zu, so haben wir vielleicht schon in einigen Wochen, vielleicht in einigen Tagen keine Presse, die es wagt, unsere Interessen zu wahren und zu vertreten.«

»Ob vom Gut der Kirche gegen die Uebergriffe der radicalen Gelüste noch viel zu retten ist — das steht dahin, wenigstens darf

der Kampf dafür nicht gescheut werden, das heilige Gut des Glaubens aber und die Wahrheit, die uns gegeben ist — für das ist es jetzt an der Zeit, vorerst mit dem entschiedensten Wort, und vielleicht auch in nicht gar fernen Tagen mit dem Leben einzustehen.«

»So stehen jetzt die Dinge. Verzeihen es Euer fürstlichen Gnaden, wenn die Worte ungewohnt stark scheinen, sie sind nichts anderes, als die treue Darstellung der Thatsachen, die vor unseren Augen liegen. Die Thatsachen werden von den Menschen gemacht und die Worte sind der Thatsachen Bildniß.«

»Wir haben es für unsere heilige Pflicht gehalten, dies Euerer fürstlichen Gnaden vorzustellen, auf Ihre Güte und Ihr Rechtsgefühl, hochwürdigster Fürst und Erzbischof, vertrauend.«

»Wir haben mitgelitten bei den Kränkungen, die Euere fürstlichen Gnaden von der Bosheit und Rohheit erlitten, wie Söhne bei ihres Vaters Leiden, wir bitten aber auch den Vater, seine Stimme zu erheben, gegen das Unrecht, was seine Söhne bereits getroffen hat und noch bedroht. Wir tragen das Gefühl in uns, der Wahrheit Zeugniss gegeben zu haben — und sind überzeugt, Euere fürstlichen Gnaden werden dieses Zeugniss mehr zu schätzen wissen, als jedes leere Wortgepränge — was in unseren Zeiten zu keinem Ziele führt. Wir versichern Euer fürstlichen Gnaden unseres gelobten Gehorsams, unserer schuldigen Ergebenheit.«

Wien, am 18. April 1848.

»Die Unterzeichneten: Dr. Salzbacher, Domcustos; Dr. Brunner; Engel; Fitzinger; Gärtner; Gruscha; Holzapfel; Gutmann; Laufner; Maynollo; Metzner; Peppert; Dr. Schwetz; Setzer.«

Der Erzbischof konnte begreiflicherweise über den ganzen Vorgang nicht heiter gestimmt erscheinen. Es gab auch in der Form des Auftretens von Seite eines Ausschußmitgliedes einen dem ganzen Ausschuß sehr unlieben Verstoß. Wir hatten beschlossen, es solle jeder, nachdem sich das Comité aufgestellt hat, ehrerbietig verbeugen — und dann Paul Metzner den Erzbischof ersuchen, die Adresse vorlesen zu dürfen. Wilhelm Gärtner, ein poetisch hochbegabter Mann (er gab Tragödien heraus: Attila, Samson, Andreas Hofer u. a.), war als pensionirter Leitmeritzer Diöcesan nach Wien gekommen, und hatte auf Verwendung Milde's ein kleines Beneficium an der Universitätskirche erhalten. Sein Auftreten hatte nun den Anschein, als wolle er eine tragische Heldenrolle spielen; ganz gegen das Uebereinkommen warf er sich inmitten des Saales auf die Knie und sprach mit hoch pathetischer Stimme: »Bevor wir unseren Vortrag

beginnen, wollen wir Euere fürstlichen Gnaden um den erzbischöflichen Segen bitten.« Alle anderen blieben im Halbkreise stehen und verbeugten sich, der Erzbischof gab stillschweigend mit der Hand den Segen. Gärtner hatte durch sein pathetisches Declamiren den Erzbischof und das Comité in Verlegenheit gebracht.

Nach dieser in extravaganter Form erwiesenen Demuthsäußerung erhob er sich — und sprach dann im Laufe der Audienz Verschiedenes, das dem Inhalte nach weder roh, noch sonstwie beleidigend war, aber in der pathetischen Declamation lag ein theatralisch stürmischer Ton, wie ihn Heldenspieler auf der Bühne in Anwendung bringen, wenn sie im Gefühle ihres tragischen Geschickes, ihre Gegner apostrophiren. Dem Erzbischof mußte das ärgern, die Hälfte der Comité-Mitglieder aber war zum Lachen gestimmt; umsomehr, nachdem ein paar im Hintergrunde stehende sich mißmuthig halblaut äußerten: »Mein Gott, wenn er nur den Mund halten thät'.« Es gibt bei solchen Gelegenheiten unberechenbare Zwischenfälle, durch welche die Anwesenden aus der ernstesten Stimmung in eine heitere versetzt werden. Dieser Zwischenfall findet sich in der nachfolgenden Adresse an das Domcapitel angedeutet.

Am 19. April 1848 wurde dem Wiener Domcapitel eine Adresse von sechs starken Druckseiten von demselben Comité überreicht. Ebenso eine Adresse an das Ministerium und eine »an die Bürger, an die akademische Legion, das technische Corps und alle Garden Wiens.« Diese sämmtlichen Adressen finden sich in der Wiener »Kirchen-Zeitung« von 1848 ihrem Wortlaute nach wiedergegeben.

Es soll hier noch ein komisches Intermezzo erwähnt werden, welches sich ereignete, während Schreiber dieses die Adresse an den Erzbischof abzufassen in dem Kämmerlein neben dem Berathungszimmer der Versammlung verweilte. Es erscholl auf einmal ein derartig auffallendes Gelächter, daß ich die Feder weglegte, ins Zimmer hineinschritt und sagte: »Ja, was ist denn schon wieder los, bei einem solchen Spectakel ist es doch rein unmöglich, etwas zu concipiren. Der Lärm fand in Folgendem seine Erklärung. Das Comité-Mitglied Gärtner hatte die Aufgabe überkommen, die Adresse an die Bürger Wiens abzufassen. Dieser sonst hochbegabte Mann, der aber oft die Grenzlinie nicht kannte, über welche das Pathos ins Lächerliche hinüberstrauchelt, der zudem den »Wienergeist« gar nicht kannte, begann den Anruf seiner Adresse mit dem Worte: »Türkenbezwinger!« Er meinte, diese Erinnerung an die Abwehr der Türkenbelagerung werde zünden; er selber sprach den

Anruf beim Beginne seiner Vorlesung in seiner Weise hochpathetisch aus und ein schallendes Gelächter der Anwesenden folgte augenblicklich.

Dieser Anruf hätte denselben Effect auf alle Wiener hervorgebracht, wenn er auf den Placaten erschienen wäre.

Aus der langen Adresse an das Domcapitel sollen hier nun einige Stellen angeführt werden, welche zur Erläuterung der Adresse an den Erzbischof nothwendig sind:

»Hochwürdigstes Metropolitancapitel!«

»Der unterzeichnete Ausschuß, gewählt von einer zahlreichen Versammlung der Wiener Diöcesangeistlichkeit, wendet sich vertrauungsvoll an ein hochwürdiges Metropolitancapitel mit der Bitte, um Vermittlung bei Seiner fürstlichen Gnaden dem hochwürdigsten Herrn Fürsterzbischof und mit der höflichsten Einladung zum Anschlusse an diese Versammlung. Am 17. d. M. Nachmittags versammelte sich eine bedeutende Anzahl von Geistlichen im Hörsaale der Pastoraltheologie im hiesigen Universitätsgebäude. Ihr nächster Zweck war einer sehr kränkenden Demonstration zuvorzukommen, welche von 6000 Bürgern gegen Se. fürstliche Gnaden den hochwürdigsten Herrn Erzbischof beabsichtigt war; dem hochverehrten Oberhirten eine solche Kränkung zu ersparen, beschloß der Clerus ihm selbst die gehorsamste Bitte vorzulegen, durch einen Hirtenbrief die Gemüther der Gläubigen zu erheben und zu stärken, welche durch die schmachvollen Angriffe der Preßfrechheit auf Religion und Geistlichkeit niedergedrückt sind, ja geradezu im Glauben an die heilige katholische Religion zu wanken beginnen. Ebenso wurde beschlossen, mit Genehmigung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs eine Adresse an die Bürger, die akademische Legion, an das technische Corps und alle Nationalgarden Wiens zu richten, um sie zu treuem Festhalten an Glauben und frommer Sitte zu ermuntern, und sie unseres unermüdeten geistlichen Beistandes und unseres regen Anschlusses an sie zum Wohle des Vaterlandes zu versichern.«

»Ein ferneres Bedürfniß für jene Versammlung war es, das innige, glühende, heilige Verlangen nach vollkommener Unabhängigkeit der Kirche vom Staate auszusprechen, und deswegen Seiner fürstlichen Gnaden eine Petition an das Ministerium vorzulegen. Begeisterung für die Freiheit der Kirche, treue Sohnesliebe gegen das verehrte Oberhaupt unserer Diöcese, entschlossener Muth, allen weiteren, durch die rechtlose Austreibung der Redemptoristen, so grell an den Tag gekommenen Gefährdungen kirchlicher Rechte zu wahren, gegründete Befürchtungen — nicht

für ihre Personen, sondern für der Gläubigen wahres Heil, das sind die Ursachen jener Zusammenkunft.«

»Da jedoch die Zeit durch das Auftauchen neuer Secten, besonders der Deutschkatholiken viele dem Herrn zu entreißen droht, welche er unserer Obsorge anvertraut hat; da bei der bisherigen Vereinzelung der Geistlichen es als unleugbar gewiß erscheint, daß sie von dem geschlossenen Phalanx der Feinde der Kirche überwunden werden müssen; da die neue Ordnung der Dinge nicht leicht gründlich aufgefaßt werden kann, und doch jedem ein lebendiges Auffassen und Durchschauen aller kirchlich politischen Verhältnisse nothwendig ist, da im dichten Kampfgewühle, das uns droht, nur enges Aneinanderschließen Muth und Kraft verleihen kann, da somit gegenseitige Belehrung, Rath und Ermunterung von höchster Wichtigkeit sind, beschlossen die anwesenden Geistlichen, diese Versammlungen auch künftighin fortzusetzen, sie im Geiste Christi im echt katholischen Geiste fortzusetzen, um auf diese Weise die leider uns längst abhanden gekommene, von Concilio Tridentino so sehr empfohlene Uebung der Diöcesensynoden anzubahnen. Demzufolge begab sich der von der Versammlung mit vollem Vertrauen beehrte Ausschuß, ihren Präses, den hochwürdigsten Herrn Prälaten Dr. Salzbacher an der Spitze, zu Seiner fürstlichen Gnaden, um ihn gehorsamst um die Ausschreibung des Hirtenbriefes an die geängstigten Gläubigen, um Genehmigung der dem Ministerium vorzuschlagenden Puncte, in Betreff des Schutzes und der Freiheit der Kirche, endlich um Erlaubniß, eine Adresse an die Bürger Wiens veröffentlichen zu dürfen, zu ersuchen.«

»Ein bedauernswerthes Mißverständniß hinderte der Deputation die volle Gewährung ihrer Bitten zu erreichen, und war Anlaß, dem Ausschusse in der Person des Sprechers Gärtner das höchste Mißfallen Seiner fürstlichen Gnaden zuzuziehen.«

»Der gefertigte Ausschuß bittet daher ein hochwürdiges Metropolitancapitel Seiner fürstlichen Gnaden von der tiefen Betrübniß, in welches der Clerus durch jenes Mißverständniß versetzt ist, zu benachrichtigen, ihn nochmals der innigsten Verehrung und des kindlichsten Gehorsams desselben zu versichern, und ihm nochmals die dringende Nothwendigkeit eines zu erlassenden Hirtenbriefes an's Herz zu legen, eine Nothwendigkeit, welche durch die Gefahr für das Seelenheil der Gläubigen, nicht aber blos durch die persönliche Gefahr des bittenden Clerus bedingt ist. Denn wahrlich könnten wir durch unser Gut und Blut die Freiheit der Kirche, und die in Gefahr schwebenden Seelen retten — wir würden Alles, Alles

hingeben. Wäre Furcht für uns das Motiv gewesen, welches zu jener Versammlung uns antrieb, wir würden uns nicht der Gefahr des Mißfallens Seiner fürstlichen Gnaden ausgesetzt haben, würden nicht frei und offen unsere Namen unter alle jene Petitionen und Adressen setzen, die das Wohl der Kirche bezweckend, wahrscheinlich jeden Einzelnen von uns dem Hohn, der Verleumdung und dem Hasse der Feinde unserer Kirche aussetzen werden. — — Treue, unverbrüchliche Treue gegen unseren hochwürdigsten Erzbischof ist unser nimmer gebrochene, immer erneuerter Vorsatz. Für die Wahrheit zu leben und zu sterben ist unser Entschluß. Nach Darlegung dieser seiner Gesinnung und seiner Zwecke, hält sich der gefertigte Ausschuß für überzeigt, daß ein hochwürdiges Metropolitancapitel seine Bitten erhören, die vollständige Einigung der Glieder mit ihrem Haupte wieder vermitteln, und der Versammlung seine lebendige und kräftige Theilnahme nicht entziehen werde.«

»Dann dürfen wir hoffen, daß endlich ein fröhliches Ostern der katholischen Kirche Oesterreichs anbrechen werde« u. s. w.

»Im Namen der Versammlung des Wiener Erzdiöcesan-Clerus der bevollmächtigter Ausschuß.«

»Wien, am 19. Juli 1848.«

»Dr. Schwetz, Prof.; Gärtner; Dr. Brunner; Engel; Fitzinger; Hutman; Maynollo; Metzner; Peppert; Auer; Rosenthal; Gruscha; Holzapfel; Laufner; Setzer.«

Es ist noch zu bemerken, daß aus purer Wohldienerei mit offenbarster Verleumdung und Lüge sich Jemand beim Erzbischof mit dem Urtheile über die Versammlung schönfärben wollte: »Es ist ihnen um nichts anderes zu thun, als ums Heiraten.« Daß die »Kirchen-Zeitung« zur selben Zeit Artikel gegen die unter den Laienscribenten auftauchenden Cölibatstürmer brachte, hatte den Biedermann nicht genirt, sich mit seiner Verleumdung einschmeicheln zu wollen.

Es wurde für den 25. April eine neue Versammlung ausgeschrieben. Der Anfertiger der Einladung nannte dieselbe eine »Plenarversammlung« wie solche Versammlungen aller Mitglieder eines Vereines zum Unterschiede von den Comitéversammlungen in jener Zeit genannt wurden. Auf dies Wort hin, erfolgte nun das besagte Verbot von Seite des Erzbischofes. Den Verlauf der Audienz und das Ende der Versammlung hat Schreiber Dieses in »Woher, wohin?« 2. Auflage, 3. Band. (Neue Folge I) S. 153, schon berichtet:

»Der Erzbischof, dem von der Vertreibung der Redemptoristen nach seinen eigenen Worten nichts officiell angezeigt worden war, dem man also diese Begebenheit zu verschweigen für gut befunden haben mochte, fertigte einen Erlaß an den Minister Pillersdorf aus, in welchem gegen das Attentat Einsprache erhoben wurde. Pillersdorf wollte natürlich ein Einschreiten für die Redemptoristen nicht auf sich nehmen — man las das Schreiben des Erzbischofs kurz darauf in radicalen Blättern mit furchtbaren Hetzereien gegen den Erzbischof begleitet, der doch nur seine Pflicht gethan, und der aufgehetzte Pöbel machte nun vor der erzbischöflichen Residenz ein schändliches Charivari, welches der Oberhirt zum Theil demselben Minister verdankte, der mit ihm früher auf so gutem Fuße stand; in der Folge hieß es dann: das Actenstück sei vom Arbeitstische des Ministers gestohlen worden, und so in die Oeffentlichkeit gelangt; den Arbeitstisch eines Ministers aber, von dem Actenstücken gestohlen werden, sollte man doch in Trümmer zerschlagen und in den Ofen werfen; denn ein solcher Arbeitstisch taugt nichts u. s. w.«

In der officiellen »Wiener-Zeitung« erschien am 28. April 1848 ein Artikel, welcher die Wiener Priesterversammlungen in sehr perfider Weise zu verdächtigen suchte. Er war verfaßt vom alten Leitmeritzer Professor Fessel, einem Manne der jetzt sehr verbissen für das Josephinische System einstand; den man in den Zwanziger-Jahren von der theologischen Professur in Leitmeritz entfernte. Man hatte diesen Mann in ein Kloster eingesperrt, ihm später einen kärglichen Gehalt gegeben und seine Verbitterung war somit leicht erklärlich. Sein Unglück aber gab ihm kein Recht, die besagten Priesterversammlungen zu verdächtigen, das Ministerium gegen dieselben aufzuhetzen und ein Schisma in Aussicht zu stellen. Ich antwortete diesem Manne in einem langen geharnischten Artikel der »Kirchen-Zeitung«, dessen Schluß hier folgt:

»Sie wollen am Ende ihres Aufsatzes Bischof und Priester zusammenhetzen, und reiben sich die Hände schon ganz wohlgefällig über ein anzuhoffendes Schisma.«

»Wir wollen kein Schisma und der Oberhirt wird auch keines wollen. Gottes Gnade, und das freie Wort und der kirchliche Sinn, und der redliche Wille wird uns glücklich über ihre Befürchtungen, oder wenn sie lieber wollen, über ihre Hoffnungen hinaushelfen. Es wird aber auch nicht Alles beim Alten bleiben.«

»Das Leben scheint dich höchlich zu verdrießen,
Zerfallen in dir selber und zerrissen,
Willst du die ganze Welt zerfallen wissen.

Es fehlet dir das geistige Chrisma,
Die Hölle laßt dich schauen durch ihr Prisma,
Der Teufel zeigt dir überall ein Schisma!«

Auch Dr. Gruscha brachte in der »Wiener Kirchen-Zeitung« eine ausführliche Entgegnung gegen die Verdächtigungen dieses Professors, welche schließt:

»Die Versammlung des Clerus, wie sie stattgefunden, sollte weder eine reactionäre noch eine revolutionäre Bewegung im Schooße der Kirche zu Tage fördern, sie sollte die Zeitbewegung zum Heile der Kirche in sich aufnehmen, ohne deshalb vom Strome sich fortreißen zu lassen; sie sollte nicht gefährlich, nicht verderblich der heiligen Religion sein. Aus diesem Grunde desavouiren wir hier hiemit öffentlich die Zumuthung des ‚Wiener Zeitungs'-Artikels, als hätten wir mit einer Revolte unseren hochwürdigsten Oberhirten überrascht; es war keine Revolte, sondern die Bitte der Söhne vor ihrem Vater, niedergelegt in der bereits veröffentlichten Adresse. Keine Cölibatsstürmer sind hier etwa zusammengetreten, wie weiland in den badischen Conferenzen — Glaube, Recht, Freiheit und Leben in der katholischen Kirche war die Devise unserer Versammlung. Zeugniß davon geben alle veröffentlichten Adressen. Nichts ohne und gegen den kirchlichen Oberhirten wollte der Clerus beginnen; Zeugniß davon gibt auch die Adresse an das hochwürdige Domcapitel, um Vermittlung zwischen dem hochwürdigsten Metropoliten und seinem bittenden Clerus. Zeugniß aber gibt der Clerus selbst, der, als die Stimme des Oberhirten sich zum Verbote erhoben, am besagten Tage sich nicht versammelte, obwohl nur Gutgesinnte sich versammeln wollten.«

Die Adresse des Clerus, und die Broschüre des Dr. Fehr, welche die Hirtenbriefe Milde's den Schriften rationalistischer Theologen (Brettschneider, Uhlich) an die Seite stellte — diese beiden allerdings tief eingehenden Actenstücke veranlaßten Milde zu einem Hirtenbriefe, der um so mehr Beachtung verdient, als er von einem anderen Geiste Zeugniß gibt — als von dem, welcher in der »Sittlichen Ehrenrede« vom Jahre 1820 uns bekannt geworden: Der Hirtenbrief lautet:

„Vincenz Eduard
von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden der Kirche zu Wien Fürsterzbischof, der Gottesgelehrtheit Doctor, Großkreuz und Prälat des kaiserlich österreichischen Leopold-Ordens, Protector des Priester-, Kranken- und Deficienten-Institutes etc.
Allen Gläubigen der Wiener Erzdiöcese Heil und Segen!"

»Nachdem die Constitution des Staates vor Sr. k. k. Majestät am 25. April l. J. ertheilt und allgemein bekannt gemacht geworden ist, in welcher die bürgerlichen Rechte und Pflichten jedes Einzelnen bezeichnet sind, so kann und will ich als Erzbischof zur Beruhigung, Ermahnung und Warnung meiner geliebten Gläubigen meine Stimme im Namen des Herrn erheben.«

»Ich bitte Gott, daß Alle meine Stimme hören und derselben folgen mögen. (Joh. 10, 16, 27.) Obwohl das irdische Wohl und Wehe meiner Gläubigen mir keineswegs gleichgiltig ist, so liegt mir doch vorzüglich das innere ewige Seelenheil am Herzen; denn ich bin berufen, dafür zu sorgen, daß die Menschen Gott erkennen und Jesum, den er gesendet hat, daß sie nicht in Finsterniß wandeln, sondern auf dem schmalen Wege eingehen zum ewigen Leben.« (Joh. 17, 3, 12, 35, 46. Matth. 7, 14.)

Da in der Verfassungsurkunde (§ 17, 31) allen Staatsbürgern volle Glaubens- und Gewissensfreiheit und die freie Ausübung des Gottesdienstes zugesichert worden, so werden auch wir in der Verkündigung, in dem Bekenntnisse, in der Befolgung unserer heiligen katholischen Kirche nicht gehindert werden. Jesus Christus, ihr göttlicher Stifter, welcher sprach: Gehet hin und lehret alle Völker, lehrt sie Alles halten, was ich euch befohlen habe (Matth. 28, 20. Marc. 16, 15), hat seine heilige Kirche an keine menschliche Regierungsform gebunden. Ihr, meine Lieben, könnet und sollet daher constitutionelle Bürger, aber Ihr sollet vorzüglich gute katholische Christen sein. Euch, als solchen, muß nicht nur Euer irdisches, sondern Euer ewiges Glück am Herzen liegen. Euer ewiges Heil hängt nächst der Gnade Gottes von Euch selbst ab. Gott will, daß Alle selig werden sollen. (1. Tim. 2, 4.) Jesus ist für Alle gestorben. Wenn daher einer verloren geht, so geschieht es durch seine eigene Schuld.«

»Suchet daher täglich zu wachsen an der Erkenntniß Gottes, denn das ist das ewige Leben, daß ihr Gott erkennet und Jesum Christum, den er gesendet hat. (Joh. 17, 3.) Seid nicht blos Hörer, sondern Befolger des göttlichen Wortes, denn Jesus Christus sagte: Nicht Jeder, der zu mir sagt Herr, Herr, sondern der den Willen meines himmlischen Vaters vollziehet, wird eingehen in das Himmelreich (Jac. 1, 22; Matth. 7, 21).«

Der Glaube an unsere heilige katholische Kirche ist das Licht, welches uns leuchtet auf dem dunklen Wege, den wir auf dieser Erde wandeln. Der Glaube ist die allein untrügliche Richtschnur für das Gewissen des Menschen. Der Glaube ist die unversiegbare Quelle des Trostes und der Hoffnung in den Tagen der Leiden und der Stunde des Todes.«

»Haltet Euch fest an diesen Glauben (Hebr. 4, 14; 2. Tim. 1, 13), sonst werdet Ihr hier und einst dort unglücklich sein. Diese Worte rufe ich euch zu, weil ich mit bangem Herzen besorge, daß Zeiten kommen werden, von denen schon der Apostel spricht: Manche werden ihr Ohr von der Wahrheit wenden, sich Lehrer nach ihren Gelüsten wählen, die ihren Ohren schmeicheln, und sie werden sich zu Fabeln hinneigen (2. Tim. 4, 3, 4). Ich sehe vorher, es werden falsche Propheten kommen, man wird sagen hier ist Christus, dort ist Christus. Glaubet ihnen nicht (Matth. 24, 5, 23, 24). Jesus Christus bleibt Ein und derselbe (Hebr. 1, 13). Seine Lehre ändert sich nicht, wie der Menschen Wort. Nur Jesus, der von oben kam, konnte uns lehren, was oben ist (Joh. 3, 31, 34). Er gab sein Leben hin, um der Wahrheit Zeugniß zu geben, und sprach: Ich würde es euch nicht gesagt haben, wenn es anders wäre (Joh. 14, 2).

»O meine Lieben, diese Menschen, die sich weise dünken, können durch blendende Worte Euren Ohren schmeicheln, durch witzige Ausfälle Euren Glauben erschüttern, aber einen besseren geben können sie nicht. Flieht solche Menschen, denn es ist leicht, die heiligste Wahrheit lächerlich zu machen und herabzuwürdigen, aber es ist sehr schwer, oft unmöglich, den gesäeten Samen der Zweifelsucht und des Unglaubens wieder auszurotten.«

»Ich bitte Gott, daß er Euch Alle in Eurem Glauben stärke, in der Stunde der Versuchung, damit Ihr fest bleibet, Euren Glauben standhaft bekennet und ausharret, bis ihr vom Glauben zum Schauen einst übergehet (I. Corinth. 13, 12). Die Gefahr, die Eurem Glauben drohet, ist um so größer, da die Freiheit der Rede und der Presse durch die Verfassungsurkunde Allen gestattet ist (§ 19).«

»Die Preßfreiheit ist ein wichtiges, aber ein gefährliches Geschenk. Wenn alle Menschen nur Wahrheit schreiben würden, so würde jeder Mensch sich der Preßfreiheit freuen, dieselbe loben und preisen können. Wenn aber die Presse dazu dient, durch Lüge und Verleumdung die Unschuld zu brandmarken, die heiligsten Lehren herabzuwürdigen, lächerlich oder verächtlich zu machen, den Samen der gröbsten Unsittlichkeit in das Herz der Unschuld zu streuen, dann, wehe allen Menschen, die Folgen werden fürchterlich sein.«

»Ihr, meine Lieben, wisset leider, daß dieses keineswegs eine blos erträumte Besorgniß meines Herzens ist. Eine zahllose Menge der schändlichsten Schmähschriften werden öffentlich feilgeboten, in welchen unsere heilige Religion lächerlich gemacht, der Clerus durch Lüge und Verleumdung der Verachtung und dem Hasse preisgegeben wird.«

Auch bezüglich der Austreibung der Redemptoristen erhob Milde seine Stimme wie folgt:

»Die Sicherheit der Personen und des Eigenthums ist der Hauptzweck der Vereinigung der Menschen in einem Staate und die unerläßliche Bedingniß der Ruhe und des Wohlstandes eines jeden civilisirten Reiches« *).

»Demjenigen, dem das Eigenthum der Kirche nicht heilig ist, dem wird nur zu bald auch das Eigenthum des Privaten nicht heilig sein. Die Geschichte Frankreichs und Spaniens lehret, daß das durch rohe Volksgewalt geraubte Kirchengut keinen Segen, kein Glück den Menschen gebracht hat.«

»Das Kirchengut sind die Opfer frommer Vorfahren zu Gottes Ehre und zum Heile ihrer Nachkommen. Auf dem Kirchengute haftet eine zahllose Menge nothwendiger und nützlicher Anstalten für Euch alle. Nicht nur der feierliche Gottesdienst, die Erhaltung der Seelsorger, von denen schon der Apostel sprach: Es ist billig, daß derjenige, der dem Altare dient, auch vom Altare lebe (I. Corinth. 9, 13, 14), sondern Schul- und Unterrichts-Anstalten, Armen- und Wohlthätigkeits-Institute u. s. w. sind auf denselben gegründet. Euch allen muß an der Erhaltung gelegen sein, denn die Folgen der Zerstörung fallen auf euch selbst zurück.«

»Ich wünsche und bitte Gott, daß sich kein Fall mehr ereigne, in welchem Willkür und rohe Gewalt zerstörend einwirket, sondern daß in unserem constitutionellen Staate das Gesetz, Recht und Gerechtigkeit herrschen möge.«

»Diese Sicherheit der Personen und des Eigenthums kann und wird sich nur dann finden, wenn Ordnung gehandhabet, und die Gesetze beobachtet werden.«

Nun folgt noch eine Mahnung: der Obrigkeit zu gehorchen, und kommen die Schlußworte:

„Als Christen sollet Ihr leben, als Christen sollet Ihr sterben, als Christen sollet Ihr eingehen in die Seligkeit, die Jesus Christus uns allen erworben hat.«

In meinem Palais zu Wien, am 27. April 1848.

Daß der Clerus durch seine Adresse einer den Erzbischof kränkenden Demonstration von katholischen Bürgern zuvorkommen, diese verhindern wollte, ist schon in der Adresse an das Domcapitel angedeutet worden.

---

*) Das ist Aufgabe der Polizei, aber nicht Zweck des Staates, vorausgesetzt, daß man die Idee des christlichen Staates im Auge hat, und nicht der Anschauung des achtzehnten Jahrhunderts huldigt. Nur Religion und Sittlichkeit können eine dauerhafte Grundlage für Ordnung und Recht abgeben.

Die Stimmung in der katholischen Bürgerschaft verschlimmerte sich, als der Erzbischof — an die steierische Grenze, in sein Schloß Kranichberg sich zurückzog, wo er bis zur Einnahme von Wien durch die kaiserlichen Truppen im November 1848 verweilte.

Anfangs August 1848 begab sich eine Deputation von einer solchen Bürger-Versammlung nach Kranichberg — um den Erzbischof zu einer katholischen Kundgebung gegenüber den Deutschkatholiken zu veranlassen, die in Wien ihr Unwesen trieben. Zur Deputation wurden gewählt: Franz Haubner, Bürger und Hauseigenthümer, Mundigler, k. k. Rechnungsrath und Hemmerich, Hausinhaber. Diesen schloß sich freiwillig an ein Bürger, Namens Rauscher. Sie begaben sich auf der Bahn nach Gloggnitz und mittelst Postfahrt nach Kranichberg.

Wir folgen hier dem Berichte des noch lebenden Bürgers Franz Haubner, eines höchst ehrenhaften, wahrheitsliebenden Mannes — der zudem gegen den Erzbischof nicht die mindeste Abneigung im Herzen trug, sondern im Gegentheil, seine Leutseligkeit hoch schätzte, wie es sich aus einer am Schlusse angeführten Begebenheit zeigen wird. Herr Haubner erinnert sich noch an die Hauptpuncte der von ihm gesprochenen Anrede.

Anfangs wollte der Erzbischof die Deputation gar nicht vorlassen. Es kann ihm das nicht für übel gehalten werden. Er hatte vernommen, wie es in diesem Jahre bei Deputationen oft stürmisch herging — wie hohen Herren in Wien die größten Bitterkeiten gesagt wurden; er wußte aus der gedruckten Adresse an das Domcapitel — daß die Bürger ihm schon damals die Abdankung nahe legen wollten — er war alt, kränklich und fürchtete eine Aufregung, die ihm bevorstehen könnte. Es wurde der Deputation durch den Kammerdiener (der, nebenbei gesagt, eine sehr mißliebige und nicht angenehme Persönlichkeit war) bedeutet, — sie möge ein anderes Mal kommen. Drei Mal sandten sie den Diener zum Erzbischof — und ließen diesem Herrn sagen: Der Weg sei weit hieher — sie müßten von Herzen bedauern, unverrichteter Sache wieder nach Wien zurückkehren zu müssen u. s. w. Endlich wurden sie vorgelassen.

Herr Haubner sprach in der ergebensten Weise im Namen der Bürger die Bitte aus, — es solle zur Beruhigung des katholischen Volkes irgend eine Kundgebung geschehen, es gäbe so vieles wirklich Reformbedürftiges in der Verwaltung — er, der Erzbischof sei ferne von Wien, die Katholiken fühlten sich verwaist, was zu thun wäre, das sei seiner Klugheit und Weisheit überlassen u. s. w.

Nachdem der Erzbischof sah, wie diese Leute durchaus nicht stürmisch, sondern sehr bescheiden auftraten, redete er längere Zeit mit ihnen, und bot ihnen wiederholt Priesen aus einer prachtvollen goldenen, mit Email geschmückten Tabakdose an, so daß diese beruhigt und getröstet von ihm schieden.

Ein besonderes Zeichen der persönlichen Verehrung des Erzbischofs von Seite Haubner's, zeigt sich in dem Umstande, daß Haubner nach Milde's Tode bei der Licitation der Prätiosen desselben, dieselbe goldene Dose um jeden Preis als Andenken haben wollte, und auch als Meistbietender bekam, und selbige bei festlichen Gelegenheiten noch immer mit Worten freundlicher Erinnerung an den Erzbischof im Gebrauche hat. Dieser Zwischenfall gibt — ein schönes Zeugniß für die persönliche Zuneigung gegen den Erzbischof — die Haubner trotz principieller Differenzen, sich bewahrt hatte.

Auch diese Deputation blieb nicht ohne Erfolg. Am 24. August 1848 erließ der Erzbischof eine Currende an den Clerus, in welcher er Weisungen gab, wie den Deutschkatholiken auf der Kanzel zu entgegnen sei.

Bezüglich der Deutschkatholiken sagte er:

»Ich baue auf das Wort Christi: die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen, und würde ganz ruhig sein, wenn nicht eine andere Gefahr mein Herz mit Kummer erfüllte. Der Indifferentismus ist der größte Feind der Religiösität der Menschen. Die Indifferentisten scheuen sich, zu bekennen, daß sie keine Religion haben, und suchen sich unter dem Namen der Deutschkatholiken zu verbergen, weil es ihnen unter diesem Namen frei steht, nur das zu glauben, was ihnen gefällt, oder auch gar nichts zu glauben.«

»Der Deutschkatholicismus findet in dem Indifferentismus den ihm zusagenden Boden seiner Erhaltung und Verbreitung.«

»Die Besorgniß, daß einzelne Priester aus einem guten, aber nicht Alles überlegenden Eifer das Uebel ärger machen könnten und daß durch einzelne nicht zweckmäßige Maßregeln Oel in das Feuer gegossen werden dürfte, beweget mich, meine Stimme über den sogenannten Deutschkatholicismus zu erheben.«

»Die Erlassung eines allgemeinen Hirtenbriefes könnte die Verbreitung und Vergrößerung des Uebels herbeiführen, indem Menschen, welche nichts ahnen, erst aufmerksam gemacht und zum Besuche der Versammlungen angereizt würden. Die Abhaltung besonderer polemischer Predigten würde die Kirche zum Tummelplatz des Streites machen, und könnte sehr ärgerliche Auftritte nach sich ziehen.«

Folgen nun einige Vorschriften:

1. Dem Indifferentismus entgegenzuwirken.

2. Die Glaubenslehren, welche angefochten werden, gründlich zu behandeln, ohne die Deutschkatholiken zu erwähnen u. s. w.

Diese Kundgebung Milde's enthält ein wichtiges Moment und zeigt zur Genüge, daß er am Ende seines Lebens ein anderer geworden war, als er zur Zeit gewesen, in welcher er seine Erziehungskunde abfaßte.

Wer einen historischen Bericht über eine Zeit erstattet, ist vor allen anderen Rücksichten — schuldig, die Wahrheit zu berichten. Oeffentliche Charaktere, die in der Kirche eine hohe Stelle eingenommen, sind aus ihren öffentlichen Kundgebungen zunächst zu beurtheilen. Wir haben den persönlichen guten Eigenschaften, die sich in engeren Lebenskreisen entwickelten, auch immer Rechnung getragen. Bei Milde ist besonders noch zu erwähnen, daß er sich seine nächste Umgebung zu hohem Danke verpflichtet hat. Er hat diese im Leben sehr liebreich behandelt und im Sterben sehr großmüthig bedacht. Seinen beiden Secretären während seiner letzten Lebensjahre hat er — abgesehen davon, daß er ihnen den Weg zu hohen Würden eröffnete und ein bedeutendes Legat bestimmte, auch noch jedem für seine Lebenszeit aus seinem Nachlasse 600 alte Conventionsgulden vermacht; dieser Dank für geleistete Dienste muß umsomehr gewürdigt werden, wenn man weiß, daß in der Wiener Diöcese Seelsorger nach zwanzig oder dreißig Jahren Dienstzeit sich erst um eine Sechshundert-Gulden-Pfarre erfolgreich bewerben konnten.

Wenn sich nun diese Herren ihrem Wohlthäter und seinem Andenken gegenüber von je dankbar gezeigt haben, so muß dieser Act edler Pflichterfüllung anerkannt und gewürdiget werden, umsomehr, da bisweilen auch Fälle vorkommen, in welchen vielfach mit Gnade überhäufte Untergebene ihrer großmüthigen Patrone nur insolange in Ehren gedenken, so lange diese am Leben sind, und so lange sich von ihnen noch neue Gunstbezeigungen erwarten lassen; die aber, wenn ihre Wohlthäter vom Schauplatz abgetreten, ihr Urtheil über dieselben nach der jetzt eben herrschenden Stimmung und Strömung einrichten.

Schlör zum Verständniß der kirchlichen Bewegung 1848.

Der als ascetischer Schriftsteller gefeierte Dr. Alois Schlör, welcher seinen Schriften durch ein heiligmäßiges Leben, Kraft und Wirksamkeit verliehen, hat am 3. August 1848, in der »Kirchen-Zeitung« mit Nennung

seines Namens, eben demselben Blatte, ein Zeugniß ausgestellt, das umso schwerer wiegt, als er die »Kirchen-Zeitung« bis dorthin gelesen — und ihm die mit dem Consistorium entstandenen Conflicte — vollkommen bekannt waren. Es enthält dieser Artikel aber auch die Ansichten des Dr. Schlör über die Bewegung im Clerus zu jener Zeit — und über die Berechtigung des Rufes nach kirchlichen Reformen. Er möge als eine der glaubwürdigsten, gewissenhaftesten und prägnantesten Schilderungen damaliger kirchlicher Zustände hier ganz gebracht werden. (Nr. 54 der »Wiener Kirchen-Zeitung« vom 3. August 1848. Leitartikel.)

Ein Wort über kirchliche Reformen von Dr. Alois Schlör.

»Kirchliche Reformen sind eine gebieterische Forderung der Zeit. Wer mag dies verkennen? Ueberall erheben dafür die Gutgesinnten ihre Stimme; Clerus und Volk vereinigt sich in dem Ausdrucke des nämlichen Begehrens, und dies mit einer Art Zudringlichkeit und Ungestüm, die manche Höhergestellte verletzen und mit Bedenken erfüllen mag. Diese Erscheinung ist jedoch leicht zu begreifen und zu rechtfertigen. Schon längst glühte ja in unseren Herzen die unaussprechliche Sehnsucht nach einem besseren Zustande, der Druck, der auf dem kirchlichen Leben lastete, war uns schon lange unerträglich — nun da die Stunde der Befreiung für die Völker geschlagen, soll nicht auch die Kirche ihre schmählichen Fesseln abstreifen, und die ihr gebührende Freiheit sich vindiciren? Wie, wenn der Staat, der bisher die Kirche in Schutz zu nehmen, und zu bevorzugen sich rühmte, durch Gleichstellung aller Confessionen sie gleichsam ignoriren und ihrem Geschicke anheim stellen will, muß sie da nicht, wie in den ersten Jahrhunderten, durch eigene Lebenskraft und erhöhte Lebensthätigkeit sich behaupten und entwickeln? Sie kann dies (das beweiset die Vorzeit), sie will dies, denn die Freiheit ist ihr beiweitem lieber und förderlicher, als der Staatsschutz, der so drückend und hemmend für sie gewesen.«

»O hätten wir doch schon diese Freiheit! O wären wir doch schon in der Lage, sie in vollem Maße zu gebrauchen und zu genießen! In welcher Macht und Schönheit würde die Kirche sich erheben und entfalten, trotz der gegenwärtigen Sittenlosigkeit und Anarchie! Das sind die Gedanken, die Gefühle aller Freunde der Kirche, besonders der guten Priester, die mit kummervoller Sehnsucht zu ihren Oberhirten aufblicken, ja aufschreien, und mit einer frommen Ungeduld (wir mußten ja ohnehin so entsetzlich lange warten), mit einem fast verwegenen Freimuth (das bringt so die Atmosphäre der Völkermündigkeit mit sich) um Einleitung zeitgemäßer Reformen auf kirchlichem

Gebiete ansuchen. Erst vor Kurzem hat eine Gesellschaft von Landgeistlichen der Seckauer Diöcese dergleichen Wünsche kundgegeben, und noch früher ein junger Theologe über Einführung der Diöcesansynoden sich ausgesprochen. Unseren guten Bischöfen, deren Stellung in der neueren Zeit ungemein schwierig und dornenvoll erscheint (zumal hie und da von Seite böser Priester eine bedauerliche Renitenz und schändliche Reformgelüste sich offenbaren) muß in dieser Gährung, die das Gute vom Bösen schwer unterscheidet, und noch weniger den Erfolg der wohlmeinendsten Dispositionen absehen läßt, allerdings ein wenig bange werden. Ich kann es ihnen nicht verargen, wenn der glühende rasche Eifer ihrer Priester mit der Sorge sie beunruhigt, es möchte etwa auch auf kirchlichem Gebiete Alles sich überstürzen und das Unterste zu oberst kehren. Ich kann es ihnen nicht verargen, wenn die Versuchung sie beschleicht, es könne das schnelle Umgestalten und Verbessern zu Extremem hinreißen und Alles verderben; man müsse daher länger überlegen, langsam verfahren, ja vielleicht gar mit dem Handeln warten, bis der reißende Strom der Zeitbewegung in ein ordentliches Beet sich eingesenkt hat und die Richtung seines Laufes klar vor Augen liegt! Doch nein! Hinweg diese Befürchtungen, hinweg die zaghafte Bedächtigkeit, die unsere von Gott gesetzten Führer nicht zur That kommen läßt, in Folge dessen auch eifrige Priester auf eine Bahn getrieben werden können, die allerdings gefährlich scheinen dürfte. Die große Mehrzahl, wenn nicht die Gesammtzahl der kirchlich Gesinnten (unter diesen auch Männer, die ein reiferes Alter, Erfahrung und Besonnenheit empfiehlt) stimmt darin überein, daß jetzt keine Zeit zum Warten und langwierigen Bedenken, sondern zum Handeln, zum schnellen entschlossenen Handeln ist. Die Zeit drängt unwiderstehlich, man muß ihren Ruf verstehen, ihren Bedürfnissen Rechnung tragen, die Gunst des Augenblickes benützen! Jetzt wird die Kirche frei oder nimmermehr! Dieser Satz kann füglich als Axiom für die Handlungsweise des Clerus in der Neuzeit gelten. Aber, wendet Jemand ein, was läßt sich denn thun bei solchen Hindernissen, Wirren und beständigen Umwälzungen? Welchen Fortschritt zum Besseren darf man wagen, da der Boden unter den Füßen schwankt? Wer kann vernünftigerweise zu neuen Unternehmungen sich anschicken, wenn schon die nächste Zukunft so schwarz verschleiert, der günstige Erfolg so problematisch ist? Ist es da nicht gerathener, das Althergebrachte und Bestehende zu conserviren, und auf einen passiven Widerstand gegen die verderblichen Elemente der Zeit sich zu beschränken?

»Nein, nein! das passive Verhalten ist in der allgemeinen Sturmbewegung der Gegenwart geradezu unmöglich, und wir werden desto gewisser

in den Strudel des Verderbens fortgerissen, je weniger wir in zeitgemäßer Art uns selbstthätig erweisen! Was also? — Ich kann für dieses Mal nur im Allgemeinen mich erklären, indem ich sage: man thue wenigstens so viel, als die gegenwärtigen Umstände zulassen. Läßt sich nicht alles Wünschenswerthe auf vollkommene Weise in's Werk setzen, so thue man doch Etwas und bereite das Vollkommene vor. Vorarbeiten sind auch Arbeiten und von großer Wichtigkeit. Ohne einen Anfang des Guten kommt man nicht zum Besseren und Besten. Man thue auch jetzt und sogleich, was schon jetzt möglich ist, ohne die Sache auf eine schicklichere Zeit zu verschieben, welche sie leichter und klarer mache.«

»An Schwierigkeiten und Hindernissen wird es niemals fehlen, und das minder Klare pflegt eben durch den Versuch des Werkes selbst klar zu werden! O wie Vieles, das im Interesse der Kirche und nach den Anforderungen der Zeit zu thun ist, erscheint schon jetzt klar und möglich! Um nur Eines zu erwähnen: das Associationsstreben in der bürgerlichen Gesellschaft lehrt es uns nicht gar nachdrucksam und anschaulich, wie nothwendig es sei, daß auch wir Geistliche das in der Idee und Verfassung der Kirche gegründete Gemeinschaftsleben wecken und auf alle Weise fördern. Also, engeres Anschließen an das Oberhaupt der Kirche und dessen Repräsentanten, den apostolischen Nuntius, der bisher unter uns ein unbekannter, unbeachteter Fremdling war, häufige Correspondenz, Berathungen, ja Zusammenkünfte der Bischöfe, damit dieselben als geschlossene imposante Einheit für die Sache der Kirche auftreten*), innige Vereinigung und vielfältige Communicationen der Ordinarien mit ihrem Clerus, durch minder feierliche aber häufige Visitationen, durch oftmalige wahrhaft apostolische Hirtenschreiben (nicht Currenden), durch verantwortliches Conversiren und Berathen, auch mit einfachen Priestern, durch Einführung und Belebung von Pastoral-Conferenzen, durch Förderung priesterlicher Vereine zu echt kirchlichen Zwecken u. s. w. Wie vieles unmöglich Scheinende wird möglich, wie vieles Unklare und Schwierige wird deutlich und leicht werden, wenn die kirchlich gesinnten Priester, deren es gottlob nicht wenige gibt, durch das Vertrauen ihres Oberhirten ermuthigt, um sie als Rathgeber und Mitgehilfen sich schaaren. Man denke an den heiligen Cyprian, umgeben von dem Senate seines Clerus, ohne dessen Rath er nichts Wichtiges unternahm, und mit welchem er auch in den Tagen

*) Schlör machte hier die Note: „Ein großer katholischer Gelehrter und frommer Laie sprach im vorigen Jahre zu einem Priester: Oesterreich hat wohl Bischöfe, aber keinen Episcopat." Ein schreckliches Wort. Erst jetzt wird es anders werden. Das gemeinschaftliche Memorandum der zwei mährischen hochwürdigen Ordinarien, sowie die Versuche mancher anderer Bischöfe zur gegenseitigen Verständigung und Vereinigung lassen eine freudige Zukunft für die Kirche hoffen."

blutiger Verfolgung und kläglichen Ueberfalles die Heerde Christi rühmlich weidete. Möge der Gemeingeist des christlichen Alterthums wiederkehren! Um zur Förderung desselben Einiges beizutragen, werde ich mir erlauben, in dieser Zeitschrift meine Ansichten über verschiedene kirchliche Verbesserungen und Einrichtungen auszusprechen und zugleich den Modus der Ausführung zu bezeichnen, da es sich hauptsächlich um das Wie handelt, wenn die Vorschläge nicht unfruchtbare Projecte und leere Wünsche bleiben sollen.«

Schlör veröffentlichte außer diesem angeführten, noch im selben Jahre andere ausgezeichnete Artikel in der »Wiener Kirchen-Zeitung«, darunter: »Wissenschaft und Ascese«, und »Zur Reform theologischer Studien«, »Concordia und Concordat«, »Wort und That in Bezug auf kirchliche Einheit«, »Exercitien und Diöcesansynoden«, »Oesterreichische Bischöfe vor dem Kaiser« u. s. w. Diese Artikel haben einen bleibenden Werth.

Der projectirte Lese- und Besprechungsverein für Geistliche im Jahre 1848.

Hundertundfünfzig Geistliche wünschten im Interesse der Kirche einen Lese- und Besprechungsverein zu begründen; sie wollten hiezu sich der Einstimmung des Fürsterzbischofes versichern und das umsomehr, weil sie sich das Wort gegeben, ohne seine Beistimmung sich nicht mehr zu versammeln. Es mögen hier die drei auf dieses Project bezüglichen Actenstücke deshalb wörtlich folgen, weil dieselben mit angeführten Thatsachen die Lage des Clerus und die Lage der Kirche in Oesterreich zu jener Zeit in scharfen Umrissen darstellen.

Eine Einladung an den Clerus, derselbe möge sich an einem Gesuch (um die Erlaubniß zu einem Lesevereine) an den Fürsterzbischof betheiligen.

»Hochwürdige Mitbrüder!«

»Seit ihrem Beginne hatte die katholische Kirche immer Feinde und Gegner, denn in Sturm und Kampf muß sie sich als die Kirche Jesu bewähren. Die Zahl ihrer Feinde ist vorzüglich in der gegenwärtigen Zeit eine große geworden. Mit Frechheit und Trotz treten sie ihr in Wort, Schrift und That entgegen; auf jede mögliche Weise suchen sie die Gläubigen zu verlocken und zum Abfall zu verführen. Des Seelsorgers, des treuen Hirten doppelte Pflicht ist es nun, den Kampf mit dem Feinde muthig aufzunehmen, die Gläubigen vor Irrthum und Lüge zu bewahren,

und so sich als treuen Arbeiter im Weinberge des Herrn zu bewähren. Der Feind kämpft nicht einzeln, sondern in Vereinen und geschlossenen Massen, daher ist ihm auf die gleiche Weise zu begegnen. Der Einzelne, mag er noch so ruhig und thätig sein, kann wenig oder nichts bewirken, nur eine vereinte Thätigkeit nach Einem Ziele, in Einem Geiste, mit gleichen Mitteln kann unter dem Beistande Gottes Ersprießliches leisten.«

»Es ist daher der Wunsch, unter Mitgliedern des Clerus hiesiger Hauptstadt und ihrer Umgebung, ein vereintes geistlichs Wirken zu erzielen, und zu diesem Behufe einen Lese- und Besprechungsverein für Geistliche zu bilden. In diesem erblicken sie ein vorzügliches Mittel zur Förderung der Einigkeit in Gesinnung, Wort und That; und auch mit Recht, denn der Zweck eines solchen Vereines ist, wie schon der Name sagt, ein doppelter und motivirt sich einerseits aus der Betrachtung, daß jeder Seelsorger auf der Zeithöhe des Wissens stehen und, so viel als möglich, mit Allem bekannt sein muß, was gegen und für die katholische Wahrheit gelehrt und behauptet wird« u. s. w.

»Wenn, wie von der Gesinnungstüchtigkeit des hochwürdigen Diöcesan-Clerus zu erwarten steht, die nöthige Anzahl Mitglieder zur Gründung des besagten Vereines sich findet, so werden sich die in eine vorläufige Besprechung vom 8. Mai hiezu bezeichneten Herren Mitbrüder vor Allem der canonischen Zustimmung des hochwürdigsten fürsterzbischöflichen Ordinariates versichern und sofort die weiteren nöthigen Einleitungen treffen, daß der Verein so bald als möglich ins Leben treten kann.«

Dieses Programm war von 150 Mitgliedern unterzeichnet.

Am 25. Mai wurde eine motivirte Adresse an den Fürsterzbischof gerichtet mit der ergebensten Bitte, derselbe möge den Verein bestätigen.

Am Schlusse dieser Adresse heißt es:

»Politische Lesevereine haben sich in Wien bereits in großer Zahl gegründet, auch ein pädagogischer Verein hat sich laut beigelegtem Programm gebildet, der dem Vernehmen nach mit beabsichtigt, die Schule von der Kirche zu emancipiren. Warum sollte nicht auch ein geistlicher Leseverein bestehen dürfen? Was dem Einen gerecht ist, ist dem Anderen billig. Ein Katholikenverein für Glauben, Freiheit und Gesittung hat sich, wie anderwärts, so auch in Wien gegründet; und dürfte sich in Bälde über ganze österreichische Provinzen ausdehnen. Er bestand durch und besteht größtentheils aus überzeugungstreuen und glaubensmuthigen Laien; wir sind in der Lage, das schöne Programm desselben beizuschließen.«

»Die vorläufig beigetretenen 150 Priester Wiens folgen deshalb nur dem Beispiele ihrer Mitbrüder und Amtsgenossen im ganzen katholischen Deutschland, wenn sie nach einem Einigungsmittel greifen, das sich ihnen als das einfachste, natürlichste und zeitgemäßeste darbietet. Indem diese im Namen ihrer betreffenden Mitbrüder, der gehorsamst Gefertigte, der oberhirtlichen Zustimmung zur Gründung eines Lesevereines für Geistliche binnen kürzester Zeit vertrauensvoll entgegensehen, schließen sie abschriftlich das Verzeichniß der bisher beigetretenen Mitglieder an, und benützen den Anlaß, Euer fürstlichen Gnaden der tiefsten Ehrfurcht zu versichern.«

»Wien, 25. Mai 1848.«

Folgen die 150 Unterschriften.

Antwort auf das Bittgesuch vom Erzbischofe.

»Nr. 4704. Pz. Auf die vorgelegte Bitte einiger Diöcesan-Priester um Genehmigung und Bestätigung eines Lese- und Besprechungsvereines dto. 25. Mai (5. Juni), d. J. finde ich zu erwidern:«

»Es wäre in der Ordnung gewesen, eine Einladung zum Beitritte zu diesem Vereine nicht früher allgemein und öffentlich zu veranlassen, als bis die Unternehmer sich meiner Zustimmung vergewissert hätten.«

»Wenn ich als Erzbischof einem zahlreichen Vereine durch meine Autorität beistimme, und als zusagend bestätige, so autorisire ich jeden Act dieses Vereines, und übernehme gleichsam die Verantwortlichkeit desselben.«

»Dieses wäre nur bei dem Lesevereine möglich, wenn die Schriften desselben vorher dem Ordinariate bekannt gegeben werden. Solche Lesevereine bestehen bereits unter meiner Autorität in allen Decanaten, und ich würde nicht entgegen sein, einen solchen Leseverein auch für den Clerus der Stadt Wien durch meine Autorität zu bestätigen.«

»Einen Besprechungsverein dagegen zu genehmigen ist nicht möglich, da sich nicht vorsehen läßt, über was und was gesprochen wird, und da bei einem zahlreichen Vereine, dessen Mitglieder nicht von gleicher Gesinnung sind, Aeußerungen geschehen könnten, die ich als Erzbischof nicht dulden, viel weniger billigen kann.«

»Ich muß sogar die Errichtung eines solchen Vereines als nicht zweckmäßig und gefährlich, besonders in unseren Tagen, erklären und daher Jeden vor dem Beitritte warnen.«

»Wenn die Priester meiner Erzdiöcese sich, wie ich wünsche und hoffe, fest an die Lehren unserer heiligen Religion halten, und die bestehenden

Diöcesanvorschriften gewissenhaft beobachten, so werden sie am besten die Religiösität der Gläubigen und das Wohl des Clerus befördern.«

»Die Hinweisung auf die in mehreren Diöcesen eingeführten Pastoral-Conferenzen dienet mir mehr zur Warnung, nachdem dieselben oft solche Früchte brachten, die ich in meiner Diöcese zu sehen, nicht wünschen kann.«

»Das Zusammenkommen einzelner Priester und das Sprechen derselben über einzelne Gegenstände der Religion und der Kirche, lieget außer dem Kreise meiner Wirksamkeit, und ich kann nur wünschen, daß die mehr erfahrenen, ruhigen und frommen Priester einzelne Glieder des jungen Clerus vor einzelnen Ausartungen und der Vernachlässigung der bestehenden Diöcesanvorschriften, die mich betrüben, warnen mögen.«

»Schloß Kranichberg, 10. Juni 1848.«

»Vincenz Eduard, Fürsterzbischof m. p.«

Es erfordert die Billigkeit — die Vergangenheit, die Zeit und die Umstände in etwas zu berücksichtigen, welche die Abfassung dieses Schreibens in dieser Form veranlaßt haben. Ein Mann, der sich bis in sein siebzigstes Jahr in das starre Polizeiregiment hineingelebt — von diesem seither immer geschützt und getragen worden war — und gewohnt gewesen ist in seinen Kreisen nach unten so absolut zu regieren, wie er sich das absolute Staatsregiment von oben gefallen ließ, der konnte nicht über Nacht ein anderer werden. Zudem hatte er von den in Wien herrschenden Zuständen auch keine klare Vorstellung. Er befand sich in seinem Schloß Kranichberg an der Grenze Steiermarks; wenn er sich dachte: diese Pöbelherrschaft, wie sie in dieser Zeit in Wien geherrscht, die könne nicht fortbestehen, so hatte er ganz recht; wenn er aber der Meinung sich hingab (wie aus diesem Schreiben ersichtlich), es werde der ganze alte Polizeistaat durch eine Reaction wiederkehren, und nicht daran dachte, daß doch mit der Revolution auch wieder, was im Staate und in der vom Staate geknechteten Kirche faul war, für immer gefallen sei, so war er in einem bei ihm verzeihlichen Irrthume befangen.

Den Clerus mußte es in Anbetracht der Zeitumstände unangenehm berühren, daß das Ordinariat für die Bücher des Lesevereines eine Censur beanspruche, in einer Zeit, in der jeder Schuljunge sich jedes Buch, jedes Blatt kaufen konnte, in welcher alle Schundliteratur des Auslandes und alle Schundblätter des Inlandes, wie ein breiter schmutziger Strom Alles überfluthete.

Als Mitglieder des Lesevereines waren Doctoren und Professoren, Pfarrer und Seelsorger, in Erfahrung geschulte Geistliche jeder Rangordnung, katholische Schriftsteller und Journalisten, denen es zunächst obgelegen, alle Erscheinungen so geschwind als möglich kennen zu lernen und sie zu besprechen; es läßt sich denken, mit welcher Stimmung von diesen der Erlaß aufgenommen wurde. Es lag die Frage nahe: Wer, oder welche Domherren hier die Censur hätten üben sollen? Alte gebrechliche Männer, die mühsam und mit Beschwerde die einlaufenden Actenstücke zu erledigen hatten, wie wären diese auch nur der Zeit nach fähig gewesen, täglich eine Masse Broschüren und Zeitungen durchzulesen und zu bestimmen, was für den lesenden Clerus tauge — und was ihm verborgen bleiben müsse.

Wer hätte sich überhaupt zu einem so odiosen Geschäfte, bei welchem zudem nichts weniger als eine Ehre aufzuheben war, herbeigelassen?

Der Generalvicar, gewohnt, was ihm die Regierung oder der Erzbischof übergab, ohne Bemerkung dem Clerus zur Darnachhaltung zuzusenden, befand sich bei jeder Differenz selber in arger Klemme. Als ihn ein Pfarrprovisor fragte, was er thun solle, da in seinem Pfarrsprengel Ronge für den Deutschkatholicismus Propaganda mache, gab ihm der Generalvicar zur Antwort: »er solle sich nach den Diöcesanvorschriften richten«; nun waren aber die Diöcesanvorschriften nichts weniger als prophetisch und für diese Eventualität nichts darin zu finden. Der Generalvicar aber meinte, sich in diesem schwierigen Falle salvirt zu haben. In den ruhigen Tagen der Bureaukratie war er ein pünctlicher, gehorsamer Beamter, in den stürmischen Tagen der Revolution aber konnte er kein Rathgeber sein, er wußte sich selbst nicht zu rathen und zu helfen. Somit stand der Erzbischof fern von Wien einsam und verlassen da. Das polizeiliche Ueberwachen war zur reinen Unmöglichkeit geworden und an das Vertrauen und den Tact des Clerus appelliren, das war er nie gewohnt. Diese Momente zur Erklärung seiner Handlungsweise anzuführen, habe ich für meine Pflicht gehalten.

Auch die Laien in hohen bureaukratischen Stellungen waren in einer trauigen Lage. Einige machten Versuche, vom alten Herkommen zu retten, was möglich war, andere transigirten und gaben insoweit nach, als die gebieterische Noth es verlangte, und eine gute Zahl ging im Triebe der Selbsterhaltung durch Dick und Dünn mit der Revolution bis zu den äußersten Grenzen; wieder andere beugten sich nach oben vor den herr-

schenden Mächten, suchten aber im Kreise ihrer Untergebenen das absolutistische System, so gut es anging, aufrecht zu erhalten. Kurzum, es herrschte der Unverstand und die Confusion in allen Kreisen und nach allen Richtungen.

Fernere Conflicte im Innern.

Auch mit Personen aus dem Clerus, welche die Zeichen der Zeit und die Lage der Kirche nicht zu verstehen vermochten, gab es Conflicte, die mitunter noch weitaus unangenehmer waren, als die mit den Feinden nach außen. Von vielen Anfechtungen ähnlicher Art nur hier Ein Beispiel. Ein Dechant in Probstdorf der (Wiener Diöcese) hielt sich für berufen, gegen die Actionen des Wiener Clerus öffentlich verdächtigend aufzutreten.

Es möge hier der Verlauf der ganzen Geschichte, die Klage-Adresse des Dechants und die Antwort, welche dieser Herr in der »Kirchen-Zeitung« bekommen, wörtlich gebracht werden, wie selbe in der »Kirchen-Zeitung« 1848 zu lesen. Die Actenstücke charakterisiren die Zeit. Es soll bemerkt werden, daß es selbst dem Erzbischof sehr unlieb sein mußte, von einem Manne, der sich in seinen Actenstücken so viele Blößen gab, vertheidigt zu werden.

Der Wiener Clerus und seine Ankläger.

»Es geschah im Jahre des Heiles 1848, daß mehr als 100 Priester Wiens sich einige Male versammelten, um sich zu berathen, welche Stellung der Clerus nun gegenüber der neuen Ordnung der Dinge einzunehmen habe, wie von der politischen Freiheit auch zur Erstrebung der kirchlichen ein gesetzmäßiger Gebrauch zu machen sei, und was für ein Weg eingeschlagen werden dürfte, um vom hochwürdigsten Herrn Ordinarius die von der Kirche gebotene, vom Staate nun, seinen neuen Principien nach, freigegebene Zusammenberufung einer Synode auf streng kirchlichem Wege zu erlangen. Geistliche aus allen Branchen waren zugegen, vom Domcapitel an bis zum Hilfspriester war Alles vertreten. Es verlautbarte in jenen Versammlungen nie ein unkirchliches Wort, es zeigte sich im Gegentheile das freudigste Erwachen eines echt kirchlichen Lebens. Ein frommer Bischof, der von jenen Versammlungen hörte, äußerte sich: »Ich wünschte mir, einen solchen Clerus zu haben.« Da geschah es aber, daß ein zu einer neuen Versammlung einladender Priester sich auf der Einladungskarte der Worte: »zur nächsten Plenarsitzung« bediente, was offenbar nur im Gegensatze zu den Comité-

Sitzungen zu verstehen war. Leider aber gab das Mißverständniß dieser Worte Veranlassung, die Versammlungen von Seite des hochwürdigsten Fürsterzbischofes von Wien für die Zukunft zu verbieten. Dies geschah in einem eigenen Decrete, welches auch an die fernsten Landesdecanate versendet wurde.«

»Die Wiener Geistlichkeit leistete dem Verbote ihres Ordinariates augenblicklich Gehorsam; das noch in der Nacht Sonntags in den Wiener Pfarren herumgeschickte Decret wurde schon den folgenden Tag, für welchen die Versammlung bestimmt war, von allen Mitgliedern der Versammlung in Vollzug gesetzt. Die Versammlung unterblieb.«

Da meinte nun ein Landdechant ein Superplus des Guten thun zu müssen, und verfaßte folgende Ergebenheits-Adresse an den hochwürdigsten Herrn Fürsterzbischof, welche seine Capitularen unterzeichnen mußten:

»Hochwürdigster hochwohlgeborner Fürsterzbischof!«

»Euere fürstlichen Gnaden!«

»Der sämmtliche unterfertigte Clerus des N. Decanates erlaubt sich auf die hohe Aufforderung Euerer fürstlichen Gnaden vom 24/4. d. J., Zahl 3338, ‚daß wir dem von Ihnen nicht genehmigten Vereine nicht beitreten sollen', ehrfurchtsvoll zu erwidern.«

»So wie dem eben erwähnten Vereine, der ohne fürsterzbischöflicher Bewilligung seine Einladung zum Beitritte im Namen des Wiener Diöcesan-Clerus erläßt, noch kein einziger Geistlicher dieses Decanates beigetreten ist; so erkennen die Gefertigten das Gefährliche und Unkirchliche dieses Treibens an sich selbst, und haben die volle Ueberzeugung, daß aus einer solchen Abtrennung eines Theiles der untergeordneten Geistlichen von ihrem Oberhirten, wie für die Kirche, so für den Clerus insbesondere große Gefahren und unberechenbare Nachtheile entspringen müssen. Nach dieser innigen Ueberzeugung würden daher die Gefertigten der Einladung eines solchen unkirchlichen Clubs nie und nimmer Gehör geben, und sich auch ohne ergangene Aufforderung an die Person Euerer fürstlichen Gnaden als ihren von Gott gesetzten Oberhirten mit unwandelbarer Treue und vorbehaltlosem Vertrauen in dieser bewegten Zeit angeschlossen haben; umsomehr, da die Gefertigten die vollste Ueberzeugung hegen, daß Euere fürstlichen Gnaden mit der ganzen Energie Ihrer hohen Geisteskräfte, mit seltenem Scharfblick und rastloser Thätigkeit die Kirche zu schirmen und Ihren Clerus vor Beeinträchtigung oder Bedrückung kräftigst zu schützen, unablässig bemüht sind, so zwar: daß, wenn in dieser Zeit der gefahrvollen Aufregung für Kirche und Clerus Heil und Rettung

möglich ist, dieselbe nur durch die hohe Einsicht und gereifte Klugheit unseres allverehrten Oberhirten erwirkt werden kann. Auch fühlen die Gefertigten tief ihre Verpflichtung in diesen gefahrdrohenden Tagen, wo der Gehorsam der Untergeordneten gegen ihre Vorgesetzten so sehr erschüttert ist, und sich alle socialen Bande so sehr lockern, dem Geiste der Insubordination durch Lehre sowohl, als besonders durch eigenes Beispiel, nämlich: durch festeres Anschließen an unseren von dem heiligen Geiste über uns gesetzten apostolischen Oberhirten, durch freudigen Gehorsam, und mit vorleuchtender Treue gegen Hochdieselben, möglichst entgegen (?) zu wirken. Mit wahrer Freude und hoher Begeisterung hat daher die hohe Aufforderung Euerer fürstlichen Gnaden uns erfüllt und mit wahrem Troste und der schönsten Hoffnung uns beseelt; und wir ergreifen diese Gelegenheit aus freiester Ueberzeugung zu erklären: daß wir uns in ungeheuchelter Liebe und Anhänglichkeit an Ihre Person als unseren hochverehrten Oberhirten, alle wie Ein Mann fest anschließen wollen, und daß keine Macht auf Erden uns bereden wird, Euer fürstlichen Gnaden Gehorsam und Treue zu brechen, und einem von dem Nachfolger der Apostel verworfenen Comité beizutreten.«

Die Redaction der »Kirchen-Zeitung« sendete diesem Dechant folgende Erwiderung:

»Wien, 9. September 1848. Herr Dechant! Im Namen der mehr als hundert Priester, welche bei jener Versammlung zugegen waren und im Namen des von allen diesen Priestern mit vollem Vertrauen gewählten Comités, was Sie in Ihrer ‚hohen Begeisterung‘ ein ‚verworfenes Comité‘ zu nennen beliebt haben, werden an Sie folgende ernsthafte Worte gerichtet:«

»Wir haben nicht das Mindeste gegen die grenzenlose Begeisterung einzuwenden, mit welcher Sie das fürsterzbischöfliche Verbot unserer Versammlungen entgegengenommen haben, es kann uns ferner nicht einfallen, den vollen Ausdruck Ihrer Ergebenheit, Dankbarkeit und Anhänglichkeit für den hochwürdigsten Herrn Ordinarius im mindesten zu tadeln, wir müssen diesen Act der Pietät im Gegentheile insoferne gut heißen, insoferne nicht unserer Versammlung dabei auf eine höchst ehrenrührige, unverdiente, unwürdige und unwahre Weise Erwähnung geschieht. Wer nach vorne hin ein Rauchfaß schwingen will, bei dem stellt sich nicht im mindesten die absolute Nothwendigkeit heraus, daß er in den Gluthen seines heiligen Eifers an jene, die hinter ihm stehen, Fußtritte austheilen müsse. Sie nennen unsere Versammlung ein ‚gefährliches

und unkirchliches Treiben', Sie reden von einer ,Abtrennung der untergeordneten Geistlichkeit von ihrem Oberhirten', Sie reden ferner von einem ,unkirchlichen Club'. Wir können Ihnen darauf nur erwidern, daß von einem ,Treiben', und schon gar von einem unkirchlichen Treiben, keine Rede gewesen ist, wir haben uns gleich bei unserer ersten Versammlung das Wort gegeben, sowohl den Boden der Kirche, als auch den kirchenrechtlichen Standpunct keinen Augenblick zu verlassen, es hat uns im Gegentheile geärgert, daß wir das sehr kirchenfeindliche Joch der Schreibertyrannei nach wie vor auf unserem Nacken dulden sollen. Von einer ,Trennung der untergeordneten Geistlichkeit' ließen wir uns nichts träumen, wir haben im Gegentheil uns das Wort gegeben, fest zu halten am Mittelpuncte der kirchlichen Einigkeit; — nach gewissen Ereignissen zu urtheilen*) dürfte eine solche Trennung der ,Untergeordneten vom rechtmäßigen Oberhirten' eher in höheren Regionen zu befürchten sein, wenn eben diese höheren Regionen nicht von ihrem gut und wahrhaft katholisch gesinnten Clerus in ihrem Staatsverknechtungsprincipe eingeschüchtert würden. Was den Schimpf eines ,unkirchlichen Clubs' angeht, den Sie, um sich im Strahlenglanze ihrer Kirchlichkeit zu zeigen, uns Hunderten auf den Rücken geworfen haben, so haben wir Sie darüber nur zu ersuchen, ihre Studien früher bis auf jenen Punct wenigstens zu vollenden, wo sie zur Unterscheidung der Geister gelangen, und einsehen lernen könnten, was kirchlich und was unkirchlich ist.«

»Wenn Sie aber schon einer Veranlassung und eines Anstosses von außen nothwendig haben, und einer ,hohen Aufforderung' bedürfen, um ihre ,hohe Begeisterung' in vollen Schwung zu bringen und mit ,wahrem Trost und schönen Hoffnungen' erfüllt zu werden, so wäre bei Gott eine bessere Gelegenheit dazu gewesen, als einige Geistliche sich offen von ihren Eiden gegen die katholische Kirche lossagten, von denen Einer im vergangenen Jahre jene Lehrerstelle an der Universität bekam, welche der durch Wissenschaft und Wandel ausgezeichnete Dr. Zukriegl Ein Jahr lang rühmlichst versehen hat. Zukriegl mußte auswandern, und ist gegenwärtig auf den Lehrstühlen der Philosophie und Theologie zu Tübingen eine Zierde der dortigen Universität, und steht würdig neben einem Kuhn, Hefele, Welte, Fichte u. s. w., was auch etwas gesagt haben will. Da wäre nun Gelegenheit gewesen, eine Ergebenheitsadresse bezüglich des abgefallenen Professors Füster und eine Bemitleidungsadresse betreffs des Dr. Zukriegl zu machen, indem man von Seite der kirchlichen Behörde damals aus Versehen kein Wort aussprach, um die

*) Die „Hist.-pol. Blätter" reden von einem in febronianischem Style abgezweckten, aber total verunglückten Concordate.

Lehrkanzel dem verdienstvollen Dr. Zukriegl zuzuwenden, und die Folgen dieses kleinen Mißgriffes eben für das Ordinariat keine geringen sind. Das wäre, wenn schon einmal eine Veranlassung sein muß, doch eine würdige und dringendere gewesen. Da hätten auch die Worte vom ‚unkirchlichen Treiben‘ und von ‚Verworfenheit‘ mit Recht platzgreifen können.«

»Daß aber die Umstände unserer Versammlung es nicht im mindesten bedingt haben, uns ‚Verworfenen‘ gegenüber eine Ergebenheitsadresse an das Ordinariat zu votiren, geht auch aus dem Umstande hervor, daß keiner von allen anderen 24 Herren Dechanten, die doch an Ehrenhaftigkeit und Loyalität dem Herrn Adressenmacher nicht nachstehen, eine derlei Demonstration für nothwendig oder ersprießlich gehalten hat. Wir waren diese Zurückweisung Ihrer Anklagen unserer Ehre schuldig. Wir haben, wir wiederholen es noch einmal, gegen eine Ergebenheitsadresse nicht das mindeste einzuwenden, sind aber der Ansicht, daß es durchaus keine verdienstliche Arbeit ist, das wahre Lob des Einen auf den erlogenen und unverdienten Tadel der Anderen zu stützen. Unser letzter Zweck aber bei der ganzen Erwiderung ist der: für die Zukunft ähnliche Demonstrationen gegen den gewiß kirchlich gesinnten Theil des Wiener Clerus in ihrer Einfältigkeit und Ohnmacht zu bezeichnen.«

»Einer vom damaligen Comité im Namen dieses Comités und der Versammlung.«

Zur Erklärung der Note muß bemerkt werden, daß man das Verschulden an dem Nichtzustandekommen eines Concordates unter Kaiser Franz, einigen Consulenten aus dem höheren Clerus zuschrieb, die sich der Meinung hingaben, Rom solle die Josephinischen Kirchengesetze bis auf einige unwesentliche Abänderungen sanctioniren.

Daß die vom Dechant zur Unterschrift aufgeforderten Capitularen mit der Adresse nicht einverstanden waren, erhellt schon aus dem Umstand, daß die »Kirchen-Zeitung« sogleich Abschriften bekam mit der Bitte, die böswilligen Anklagen zurückzuweisen. Die Einsender sagten: wir mußten in der Zwanglage unterschreiben, denn dieser Mann wäre im Stande gewesen, auch uns der »Verworfenheit« und der »Insubordination« anzuklagen.

Die Zurechtweisung wurde diesem Dechant allgemein vom Herzen vergönnt. Man sagte: »Dem ist vollkommen Recht geschehen, denn es war ihm doch offenbar nur darum zu thun, sich schön zu machen, er wird sich von nun an seine Verdächtigungen und Verleumdungen vergehen lassen.«

Noch ein Dechant verurtheilt die „Kirchen-Zeitung".

Im August 1849 wurde der Redaction der »Kirchen-Zeitung« von Capitularen des Neustädter Decanates der Wiener Diöcese mitgetheilt: Der Dechant habe, sich auf »viele« Mitglieder des Decanatskreises berufend, statt der »Wiener Kirchen-Zeitung« die theologische »Laibacher Zeitschrift« als Decanatslectüre bestimmt. Nun beklagten sich aber gerade Mitglieder dieses Decanats, daß der Herr Dechant dieselben nicht um ihren Rath gefragt, sondern ohne zu fragen folgendes Rundschreiben erlassen habe:

»Nach dem Wunsche vieler Herren Capitularen ist die theologische Zeitschrift von Laibach zur Decanatslectüre genommen. Sie hat mehr inneren Gehalt, ist weniger aufreizend, und in anständigerem Tone gehalten, als die ‚Wiener Kirchen-Zeitung'.«

»Decanat Wiener-Neustadt, am 14. August 1849.«

Noch im Jahre 1850 führte ein Streiter gegen die »Kirchen-Zeitung« (der übrigens in der »Religio« zu Pest öffentlich seine Angaben als Lügen und Verleumdungen gegen die »Kirchen-Zeitung« bezeichnen mußte) dieses »Verbot des Dechants« als einen Beweis an, daß die »Kirchen-Zeitung« aufreizend sei. Da hat sich ein Biedermann auf das Urtheil eines anderen berufen.

Auf diesen Erguß des Dechants erwiderte die Redaction der »Kirchen-Zeitung« wie folgt:

»Wir bemerken nur, daß dieser Erlaß eine eigenthümliche, wunderbare Stylisation enthält. Ist die ‚Laibacher Zeitung' weniger aufreizend, als die ‚Wiener Kirchen-Zeitung', so ist sie doch noch immer aufreizend, und ist die ‚Laibacher Zeitung' in einem anständigeren Tone gehalten, als die ‚Wiener Kirchen-Zeitung', so muß doch die ‚Wiener Kirchen-Zeitung' immerhin in einem anständigen Ton gehalten sein. Somit gab der Herr Dechant seinen Capitularen ein aufreizendes Blatt zu lesen, und hat ihnen dafür ein anständiges weggenommen.«

Jene Capitularen, welche die »Kirchen-Zeitung« trotz dem Verdicte des Dechants lesen wollten, hielten sich nun das Blatt auf ihre eigenen Kosten.

Die Folge des Umstandes, daß der Redacteur einige seiner schlauen Gegner mit irgend einem Scherz abfertigte, war, daß man von dieser Seite ihn anklagte: »er wolle die ganze Diöcese tyrannisiren.« Daß ein Caplan in seiner Null-Stellung sich erlaubte die deutsche

Sprache und Logik eines Dechants zu kritisiren, wurde für Tyrannei und mehr noch: für ein Attentat auf die kirchliche Autorität erklärt. Aehnliche Fälle ereignen sich sehr häufig und wiederholen sich sehr oft, wenn Jemand über ein Unrecht Klage führt, das ihm von einem ein wenig ober ihm stehenden zugefügt worden ist, oder wenn ein etwas Mindergestellter einen etwas höher Gestellten auf einen von dem letzteren vorgebrachten Unsinn aufmerksam macht, so wird ein solches Attentat nur kurzweg im summarischen Verfahren als ein Angriff auf die Autorität bezeichnet, als ob die Autorität eine spanische Wand wäre, hinter welche sich jedes Unrecht flüchten, jeder Unsinn sich verbergen und sicherstellen könnte! Das schönste ist, daß Capitularen des Decanates den Redacteur der »Kirchen-Zeitung« ersuchten, er möge das Pensum des Dechants vom Standpuncte der Sprachkunde in etwas corrigiren, welchem Verlangen schon aus Gerechtigkeitsliebe Folge gegeben wurde.

Curiose Universitäts-Zustände.

Wir haben schon anderwärts die Promotionen ad mandatum Caesareum besprochen (Brunner, »Woher? Wohin?« IV. Bd. (Neue Folge. I. Bd.), Regensburg 1866). Nach den Promotionsacten der theologischen Facultät der Wiener Universität nahmen dieselben ihren Anfang 1759 und endeten 1846. Diese Promotionen wurden auf folgende Weise in Scene gesetzt:

1. Entweder bat jener Herr, welcher sich des Doctortitels erfreuen wollte oder denselben zu einem weiteren Zwecke zu benützen gedachte, selber den Landesfürsten, dieser möge der theologischen Facultät den Befehl ertheilen, selbige solle ihn (den Bittsteller) zum Doctor machen, oder:

2. Es verwendete sich beim Landesfürsten für Jenen, der das theologische Doctorat haben wollte, irgend eine hochgestellte Person bittlich um Auswirkung obbesagten Befehles:

Unter den Bittstellern herrschte insoferne ein Unterschied, als:

1. Einige von ihnen schon eine oder ein paar strenge Prüfungen (Rigorosen) abgelegt hatten, also nur von den übrigen zweiten, dritten oder vierten strengen Prüfungen und von der Disputation dispensirt wurden, und

2. Einige befehlsweise Doctoren wurden, die früher Professoren waren, oder von denen wissenschaftliche Leistungen vorgelegen sind;

3. Einige, die in keiner Richtung etwas geleistet und denen das Doctorat als ein reines Gnadengeschenk kaiserlicher Huld zwangsweise durch die theologische Facultät verliehen werden mußte.

Es mögen hier die Doctores bullati der Wiener Universität (so wurden die auf Befehl creirten Doctoren genannt) nach den vorliegenden Facultätsacten folgen:

1759. Zu Doctoren der Theologie: Joannes Noghera S. J. und und Joseph Azzoni, Augustiner, auf Facultätskosten.

Die Promotion fand in der Stille, nicht, wie gewöhnlich, feierlich im Stephansdome statt. Entweder verweigerte die Facultät die öffentliche Promotion, oder die Promovenden hatten Gründe, von derselben abzusehen.

1761. 10. Februar. Paul Scholz, O. S. D.

1761. 15. December. Joseph Engstler, S. J.

1762. Sechs Dominicaner, welche sämmtliche Rigorosen abgelegt, die also nur von der formalen Disputation auf Befehl befreit wurden. Den Facultätsmitgliedern wurde dieser Eingriff in das wissenschaftliche Gericht von oben zu arg, sie sahen wohl, wie dieser Vorgang sich immer rücksichtsloser gestalten und wie man Leuten das Diplom auszustellen genöthigt sein werde, die gar nichts geleistet hatten. Sie machten deshalb an die Kaiserin eine Gegenvorstellung; diese hatte aber keinen Erfolg. Nach dieser Abweisung wagten es die Facultätsmitglieder nicht mehr, zu remonstriren und nahmen es ergeben hin, als auch Candidaten für das Doctorat befohlen wurden, die nicht ein einziges Zeichen ihrer Befähigung zur akademischen Würde aufweisen konnten, sondern die sich rein nur durch Bitte oder Fürbitte um Gunst und Gnade in den Besitz des Doctordiploms zu setzen wußten.

1762. 3. November. Pohl, S. J.

1773. 22. October. Dem Hof-Beichtvater Ferdinand Richter, dem Hofprediger Tschuppik, dann den 28. December dem Franz Lechner, Beichtvater der Erzherzogin Christine und des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen auf Befehl der Kaiserin der gradus theologicus gratis und ohne vorgängige Prüfung zu ertheilen.

1774. Auf Befehl der Kaiserin, dem hochwürdigen Herrn Nekropp ist sogleich, von allen Prüfungen frei, das Doctordiplom zu ertheilen.

1775. 6. November. Mußten die Theologie-Professoren Friedrich Stöger und Joseph Monsperger auf Befehl der Kaiserin gratis promovirt werden. (Beide waren in der Folge hervorragende Vertreter des Josephinischen Systemes.)

1779. Der von der Regierung ernannte Director der theologischen Facultät in Brünn, wohin eine Zeit lang die Universität von Olmütz ver-

setzt war), Caspar Karl. Durch ein Hofdecret wurde der Facultät in Wien aufgetragen, daß er unverzüglich ohne alle Prüfung zum Doctor der Theologie zu promoviren sei.

1786. 11. September. Joseph Spendu von der abgängigen Disputation dispensirt. — Es muß hier Hindernisse gegeben haben, denn promovirt wurde Spendu erst am 7. März 1795.

1789. Gregor Mayer, O. S. B. von Melk, Professor der orientalischen Sprachen, Siegfried Wieser *), Piarist, Pastoralprofessor ex Decreto August. Imp. ab omnibus Rigorosis dispens.

1795. 19. September. Anton Wollfahrt, Professor in St. Pölten, mit Nachsicht der strengen Prüfungen sogleich auf allerhöchsten Befehl zum Doctor zu promoviren.

1799. 24. Juli. Andreas Reichenberger, Professor der Pastoral, vi. decret. Caes. ab rigorosis examinibus dispensatus.

1801. Vincenz Darnaut, k. k. Hofcaplan, Professor der Kirchengeschichte, und Augustin Braigh, k. k. Regierungsrath, durch kaiserliches Decret von allen Rigorosen und Disputationen befreit.

1803. Mathias Steindl, dec. caes. reg. ab omnibus quae caeteroquin praestenda forent dispensatus (war 1816 bis 1828 Weihbischof von Wien.)

1806. Carl Rupert, Canonicus von Mattsee, von zwei Rigorosen und der Disputation durch Hofdecret befreit, promovirt 6. Februar 1808.

1810. 12. April. Altmann Arigler, Professor der biblischen Studien, durch allerhöchsten Befehl von allen Rigorosen befreit (war aber doch mindestens ein kenntnißreicher Orientalist, starb als Abt zu Göttweih 1847).

1812. 4. December. Augustin Gruber, k. k. Hofrath, von allen Rigorosen und der Disputation befreit (starb als Erzbischof von Salzburg).

1823. 23. August. Vincenz Milde, ab omnibus alias requisitis Caes. regio decreto dispensatus (starb 1853 als Erzbischof von Wien).

1827. 19. November. Michael Wagner, Hof- und Burgpfarrer, vi. decret. Caes. ab omnibus praestandis dispensatus (starb als Bischof von St. Pölten).

1831. 11. Mai. Michael Leonhard, ab omnibus praestandis dispensatus (starb als Feldbischof in Wien).

1832. 18. Juni. Franz Brauner, k. k. Hofcaplan, von drei Rigorosen dispensirt (starb in Wien als Domscholaster 1857).

---

*) Ueber diesen Wieser Näheres n Brunner's „Mysterien der Aufklärung", Mainz 1869. Seite 126 bis 139. Wieser predigte rationalistische Phrasen mit Umgehung des positiven Christenthums. Einer seiner damaligen Lobredner ließ über ihn drucken: „Wieser hat Sitten und Religion schon dermaßen verbessert, daß, wenn nur ihrer sechs seinesgleichen in Wien noch vorfindig wären, der Staat in kurzer Zeit der Polizei würde entbehren können" ! ! !

1832. 18. September. Joseph Pletz, ab omnibus alias praestandis dispensatus (starb als Titular-Abt und Burgpfarrer in Wien).

1833. 21. März. Jacob Ruttenstock, ab omn. al. praest. dispens. (war doch ein achtenswerther Gelehrter, starb als Probst zu Klosterneuburg).

1834. 14. October. Sigmund Schultes, von zwei Rigorosen dispensirt (starb als Abt zu den Schotten).

1835. 27. April. Theobald Fritz (war viele Jahre Professor der Moral an der Wiener Universität).

1836. Anton Buchmayer, ab omnibus praest. disp.

1840. 29. October. Ignaz Feigerle. Durch Vermittlung des damaligen Decans stellte die Facultät das Ansuchen um Dispens von zwei Rigorosen (starb 1863 als Bischof von St. Pölten.

1846. 2. October. Johann Purkarthofer, ab omn. praest. disp.

1846. 25. Juli. Mathias Politzer, ab omnibus praest. disp. (Politzer war damals Regierungsrath und sollte Domprobst in Wien werden. Der jeweilige Domprobst wurde aber zugleich Kanzler der Wiener Universität und benöthigte als solcher das Doctorat.)

Politzer war Weihbischof von Wien von 1843 bis 1850. Die drei zu Ende hier angeführten: Buchmayer, Purkarthofer und Politzer wurden unter dem Erzbischofe Milde zur Domprobstei vorgeschlagen, und um diese Würde zu erlangen, früher auf Befürwortung Milde's durch kaiserlichen Befehl zu Doctoren mit gänzlicher Dispens creirt. Der Wortlaut des Gesetzes: daß jeder Domprobst Doctor sein soll, wurde in dieser Weise umgangen. Das Jahr 1848 machte diesen Gewaltacten ein Ende. Selbstverständlich betrachteten die durch das rechtlich erworbene Doctorat legalen Candidaten zur Domprobstei diese allerhöchsten Cabinetsbefehl-Doctoren mit der ihnen gebührenden Hochachtung.

Ganz etwas anderes ist es, wenn eine Facultät frei — ohne Druck von oben einer um die Wissenschaft verdienten, in Würden stehenden Persönlichkeit proprio motu — das Doctorat honoris causa ertheilt.

Der geschilderte Mißbrauch der Gewalt, der durch die Bittsteller provocirt wurde, konnte nicht geeignet sein, zum wissenschaftlichen Leben anzuspornen. Eines jener Mitglieder der Facultät, die bei ähnlichen Ereignissen als Zeugen zugegen waren, äußerte sich dem Schreiber Dieses gegenüber, wie folgt: »Wir haben oft vor Staunen und Bewunderung das Maul weit aufgerissen, wenn in dem Luftballon einer Depesche ein fertiger Doctor nach dem anderen vor uns auf den grünen

Tisch herabgefallen kam und wir diesem nolens volens das Diplom ausfertigen und am Ende auch noch, seiner hohen Stellung gemäß, gratuliren mußten — während er uns gar nicht zu danken brauchte — denn wir mußten ihm ja den Doctorhut ganz feierlich und behutsam aufsetzen, ohne ihm denselben antreiben zu dürfen, wie es der erbitterten Stimmung nach hie und da Einen gelüstet hätte.«

Bei derlei gewaltthätigen Gnaden-Promotionen durfte selbstverständlich von Seite der unter dem Hochdrucke seufzenden Facultät um irgend einen Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung des Doctoranden gar nicht gefragt werden — eben in der »Dispens von Allem und Jedem, was sonst zur Erlangung des Doctorgrades gefordert wurde«, war ja die Gnade gelegen, welche vor Recht ergangen ist. Es war schon nahe daran, daß der Staat auch noch getreue Befolger seiner Anordnungen feierlich als Kirchenlehrer proclamirt hätte. Manche dieser Herren wären fähig gewesen, auch diesen Gnadenstrahl über ihre Häupter hinziehen zu lassen. Freilich wäre bei eben diesen Herren eine derartige Auszeichnung schon aus dem Grunde überflüssig gewesen, weil gewöhnlich, wenn von den wissenschaftlichen Errungenschaften derselben die Rede war, ohnedies der Ausruf vernommen werden konnte: »Das ist auch wieder so ein Kirchenlicht!«

Das einzige Mittel, durch welches der jeweilige Decan im Namen der in ihrem Promotionsrechte tief verletzten Facultät seinem Unmuthe über die Vergewaltigung Ausdruck geben konnte, bestand darin, daß er den befohlenen Act mit dürren Worten in den Promotionskatalog einschrieb. Der Satz: von Allem, was sonst zu einem Doctor gefordert wird, dispensirt »ab omnibus alias requisitis Caes. decret. dispensatus«, wurde mit dicker, sehr leserlicher Schrift, die vom Mißvergnügen des Schreibers Kunde gibt, ins Protokoll eingezeichnet. Diese Schwere-Noth-Promotionen und die Parforce-Doctoren geben ein eclatantes Zeugniß für den bedauerlichen Zustand, in den die theologischen Studien herabgesunken waren. Der Doctor der Theologie, Klein (gestorben als Domherr in Wien), Professor der Kirchengeschichte an der Wiener Universität, schrieb als Decan damaliger Zeit mit besonderem Mißbehagen die Creationen »auf allerhöchsten Befehl« in das Promotionsbuch.

Anerkennungsverweigerung eines legal auf einer päpstlich approbirten Facultät graduirten Doctors in Oesterreich.

Ein seltener Fall in Promotions-Angelegenheiten.

Der Herausgeber Dieses kam im Jahre 1863, als er eben in Salzburg war, mit einem dortigen Professor der Theologie (Dr. Joseph Schöpf) zu sprechen, der ihn fragte, wie es denn komme, daß ihm (dem Herausgeber) im Wiener Schematismus das Doctorat der Theologie vorenthalten werde?

Ich erwiderte: Das komme von der großen Gewissenhaftigkeit her. Man wolle, auf ein Regierungsgesetz gestützt, ein auf einer ausländischen Universität, wenn deren theologische Facultät auch das päpstliche Promotionsrecht besitzt, erworbenes Doctorat der Theologie nicht anerkennen. Ich habe mir das Doctorat in Freiburg im Breisgau erworben; man müsse, von einer österreichischen Facultät nostrificirt, in den Verband derselben aufgenommen sein, wenn man in Oesterreich als Doctor der Theologie anerkannt werden wolle. In Wien möchte ich durchaus nicht als Bittsteller erscheinen, nachdem ich an der dortigen Universität in der philosophischen Facultät schon zwei Mal von fast durchwegs laicalen Mitgliedern zum Decan gewählt worden bin.

Der Professor kam des anderen Tages zu mir und berichtete: er habe diesen Fall dem theologischen Professoren-Collegium in Salzburg vorgetragen und dieses sei einstimmig erbötig, in Anerkennung des legitim erworbenen Freiburger Diploms und meiner literarischen Leistungen im Gebiete theologischer Doctrinen mich zu nostrificiren; ich brauche nur die bezüglichen Atteste mit einem Gesuche der Facultät einzusenden.

Ich sendete darnach die Schriftstücke von Wien aus ein. Das Gesuch an die Facultät war gezeichnet: Wien, 24. September 1863.

In der nächsten Professorenconferenz am 6. November 1863 erfolgte der einstimmige Beschluß der Aufnahme in die Facultät und einige Tage darnach wurde der Act dem Ministerium in Wien zur Bestätigung eingesendet.

Da fanden sich nun Herren in und außer dem Staats- und Unterrichtsministerium, welche dieser Angelegenheit, wahrscheinlich aus besonderer Vorliebe für den Dr. Brunner, die schmeichelhafteste Aufmerksamkeit zuzuwenden für gut erachtet haben; — es wurden Recherchen angestellt und Berathungen gepflogen, und der Act wurde mit einer Genauigkeit und Strenge behandelt, welche merkwürdigerweise bei anderen Nostrificationen nicht angewendet wurden. Auszeichnung nennt man das!

Vom 6. November 1863 bis zur Erledigung am 5. August 1864 waren volle neun Monate verstrichen — bei Ministercreationen wurden weitaus nicht so viele verzweigte Nachfragen und Verhandlungen gepflogen, als hier, wo es sich um eine unbedeutende Persönlichkeit und durchaus um keine Machtstellung, ja um gar keine Stellung oder irgend einen Einfluß gehandelt. Ich kam bei dieser Gelegenheit zur Einsicht, daß ich nur in jenen Fällen — als ein Mann von Bedeutung behandelt wurde, in welchen es sich darum handelte, mir einen Klapps anzuhängen und wenn mich überhaupt die damaligen Machthaber ihrer gründlichen Mißgunst versichern wollten.

Ich war Mitte September 1864 eben von einem Aufenthalt in Deutschland nach Salzburg gekommen, um mich von da über Wien nach Italien zu begeben, als ich die unerwartete Nachricht erhielt: das Ministerium in Wien habe meine Nostrification verworfen.

Die an mich adressirte, jedenfalls ehrenhafte und tröstliche Mittheilung von Seite der theologischen Facultät, welche mir diesen Act auf Befehl des Ministeriums zusenden mußte, lautet:

»Nr. 85. An — — Dr. Sebastian Brunner in Wien. Durch hohen Erlaß des k. k. Staatsministeriums unter dem 5. August d. J. Nr. 4840, dem Decanat durch die k. k. Landesregierung intimirt, werden Sie hinsichtlich Ihrer Nostrification Ihres an der Freiburger Universität im Jahre 1848 erworbenen Doctorgrades der Theologie abweislich beschieden. Somit kann das Gefertige, Ihrem unter dem 24. September 1863 gestellten, in der Professoren-Conferenz am 6. November 1863 von sämmtlichen anwesenden Professoren, sohin einstimmig nach Ihrem Wunsche und Ansuchen begutachteten und bevorworteten Gesuche keine Folge geben. Indem das Gefertigte Ihnen diese Mittheilung zu machen verpflichtet ist, kann es nicht umhin, Ihnen seine volle Anerkennung für Ihre vieljährigen und gediegenen Leistungen auf dem Gebiete der katholischen Literatur auszusprechen, und die Hoffnung auszudrücken, Sie werden sich durch den abweislichen Bescheid nicht abhalten lassen, auch fernerhin für Recht und Wahrheit muthig zu kämpfen, und den unzähligen Feinden der christlichen Religion muthig entgegen zu treten. — Decanat der theologischen Facultät.«

»Salzburg, den 9. September 1864. Dr. Schöpf, d. Z. Decan.«

Hier liegt nun die Frage auf der Hand: Was konnte denn ein Staatsministerium veranlassen, sich in dieses ihr fremde Gebiet einzumengen, den einstimmigen Beschluß einer ganzen Professoren-Facultät

umzustoßen und auf diesen Act noch dazu ein neunmonatliches Studium zu verwenden?

Die Sache verhielt sich, wie es jetzt actenmäßig nachgewiesen worden ist, so wie nachfolgt:

Sebastian Brunner war so unklug, gegen die Maßnahmen der Regierung bezüglich kirchlicher Angelegenheiten in seiner »Kirchen-Zeitung« sehr scharfe Artikel loszulassen. Er rügte oft die Sorglosigkeit, in welcher man duldete, daß der Kirche und ihren Dienern aller Spott und alle Schande angethan werden dürfe, während die schreibende Judenschaft und die anderen Feinde der Kirche nicht angegriffen werden durften, ja jede Nothwehr gegen dieselben als eine »Hetze gegen Andersgläubige« bezeichnet wurde.

Es gab nun im Ministerium Herren, die dem Brunner die Abweisung zu Wege bringen wollten, aber zu wenig Muth und zu viel Klugheit besaßen, um sich selber in die Schußlinie hinzustellen.

Mit einer großen momentanen Schlauheit wurde nun folgender Ausweg ersonnen.

Man stellte an den Fürsterzbischof von Salzburg, der früher selbst Professor in Salzburg war und der Facultät angehörte, eine confidentielle Anfrage, ließ ihm aber durchleuchten, daß eine abschlägige Antwort willkommener sei, als eine zustimmende.

Der Erzbischof führte nun, der Frage und Anforderung Folge gebend, einige Gründe gegen die Nostrification an. (Die später in einer Verwahrung Dr. Brunner's an das Ministerium beleuchtet werden.)

Der Erzbischof gab dieses Votum unter diesem vorgespiegelten Versprechen, es werde als ein confidentielles betrachtet und mir der Name des Referenten nicht mitgetheilt werden.

Dem Vertreter des Ministeriums aber war es eben darum zu thun, einen anderen Verantwortlichen dafür zu bekommen, er behandelte demnach das Gutachten des Erzbischofes als nicht confidentiell, sondern als öffentlich officiell und schob diesen in der abschlägigen Antwort mit seinem Namen und seinem Votum voran, um hinter der Schußlinie in salvis bleiben zu können.

Nachdem ich nun diese abschlägige Antwort, die mir nicht erfreulich sein konnte, in Salzburg selber in die Hände bekommen; suchte ich, was in diesen Fällen das beste Mittel ist, der ganzen Angelegenheit eine heitere Seite abzugewinnen; bringt man es zum Lächeln, so hat man auch schon den tragischen Standpunct überwunden. Ich begab mich nach

Wien und dachte mir ungefähr also: Wenn ich diese schmähliche und unverdiente Abfertigung stillschweigend hinnehme, so werden die Herrschaften, welche mir die Suppe eingebrockt haben (wie ich diese Herrschaften kenne) gewiß nicht sagen: Das ist doch ein bescheidener und demüthiger Mensch, seine Achtung vor der staatlichen und staatlich-kirchlichen Autorität verdient alle Anerkennung, wir waren so glücklich seinen Hochmuth zu brechen und ihn auf den heilsamen Weg des Gehorsams zu bringen u. s. w. . . . sondern: diese Herrschaften hätten mich geradewegs ausgelacht und sich über ihre Schlauheit gefreut, mittelst welcher sie ihren Ministerialstreich durch Vorschiebung einer kirchlichen Coulisse zu decken und mich zum Schweigen zu bringen gewußt haben.

Es muß bemerkt werden, daß der abschlägige Ministerial-Erlaß durch viele Beamtenhände ging, in Salzburg allgemein und in Wien in den Kreisen, die einiges wohl- oder übelwollende Interesse dafür besaßen, bekannt wurde, es mir daher zu thun sein mußte, der kleinenBöswilligkeit jener großen Gelehrten, die mir den Titel nicht vergönnen wollten, mit allen ehrenhaften Mitteln offen entgegenzutreten, die mir zu Gebote standen.

Die Herren, welche das ehrfurchtsvolle Verbeugen vor allen und jedem Ministerial-Erlaß gewohnt waren, mochten sich aber denken: so wie bei ihnen Gunst oder Ungunst die mächtigsten Hebel sind, welche auf ihre eigene Handlungs- oder Duldungsweise einwirken, so werde es auch bei diesem tief untenstehenden Bemaßregelten der Fall sein, der den von oben herabgelangten Erlaß wohl bitteren Herzens aber in Dulden und Schweigen einstecken werde.

Der Recurs, welchen ich am 18. September 1864 beim Staatsministerium einreichte, folgt hier wörtlich:

»Hohes k. k. Ministerium!

»Der gehorsamst Gefertigte ist bei der theologischen Facultät zu Salzburg mit Zugrundelegung seines auf legitimem Wege post probatas doctrinae dotes nach dem wörtlichen Verleihungsgrunde und nicht honoris causa von der Universität zu Freiburg im Breisgau erlangten theologischen Doctordiploms um Nostrification eingeschritten und wurde vorläufig vom hohen Staatsministerium mit Erlaß Nr. 4840, Jahr 1864, abschlägig beschieden.«

»Die literarische Ehre des gehorsamst Gefertigten ist durch die Zurückweisung und durch die Motivirung derselben derartig gekränkt worden, daß derselbe sich nicht versagen darf, die ihm zu Gebote stehenden Mittel

in Anwendung zu bringen, um jene Genugthuung zu erlangen, welche er von der Gerechtigkeit eines hohen Ministeriums anhoffen zu dürfen vermeint.«

»Somit erlaubt er sich hier seine ihm abgenöthigte Verwahrung und Vertheidigung in folgenden Nummern hinzustellen.«

»1. Die Stelle aus dem Artikel VI des Concordates, aus welchem abgeleitet worden, daß die maßgebende Stimme in der besagten Nostrification dem hochwürdigsten Herrn Fürsterzbischofe von Salzburg zustehe, lautet wörtlich: »Bei Prüfung Derjenigen, welche sich für das Doctorat der Theologie oder des canonischen Rechtes befähigen wollen, wird der Bischof die Hälfte der Prüfenden aus Doctoren der Theologie oder beziehungsweise des canonischen Rechtes bestellen.«

Nun wollte der gehorsamst Gefertigte:

a) Sich für das Doctorat nicht befähigen, da er diesen Gradus schon 16 Jahre lang besitzt.

b) Es hat sich auch um keine Prüfung, sondern um eine Nostrification gehandelt, von welcher in § 6 gar keine Rede ist.

c) Der hochwürdigste Herr Fürsterzbischof hat daher auch nicht die Hälfte der Prüfenden »aus Doctoren der Theologie« bestimmt, sondern die Mitglieder der Facultät, die ohnedies nur mit Beistimmung des hochwürdigsten Ordinariates angestellt wurden, haben sich einstimmig für die Nostrification erklärt.

d) Somit hat das hochwürdigste Ordinariat entweder die Votanten selber als von Hochselbem genehmigte anerkannt, oder Hochdasselbe hat den § 6 des Concordates als auf diese Angelegenheit nicht anwendbar gefunden, weil, wie es factisch ist, »keine Hälfte der Votanten vom hohen Ordinariate für diesen Fall eigens bestimmt wurde«.

e) Das Berufen auf einen Präcedenzfall kann den Sinn und Wortlaut vom § 6 des Concordates nicht alteriren, zudem ist dieser Präcedenzfall nur angedeutet und nicht in seinem Wesen mitgetheilt.

f) Die Revision und Verwerfung des einstimmigen Beschlusses der Facultät wurde vom hochwürdigsten Herrn Ordinarius selber vorgenommen, ein Verfahren, welches weder im Wortlaute, noch im Sinne des § 6 begründet werden kann.«

»2. Eine Procedur, wie die vorliegende, ist im Universitäts- oder Facultätsleben noch gar nicht dagewesen, an einer katholischen Facultät

Deutschlands kann sie nicht vorkommen, weil dort das von den Päpsten ertheilte Promotionsrecht mit seiner wechselseitigen Giltigkeit noch unverkümmert aufrecht erhalten worden ist.«

»Mögen nun was immer für Normen in Beziehung auf Giltigkeit der Doctorate irgendwo platzgreifen, so bleibt doch der Ausspruch historisch begründet: Die hohe Blüthe der theologischen Wissenschaft im Mittelalter ist der corporativen Stellung der Universitäten und den diesen von den Päpsten ertheilten Privilegien zuzuschreiben.«

»In der Festrede zur Jahresfeier der Stiftung der Ludwig Maximilians-Universität zu München am 26. Juni 1858, gehalten vom Rector Franz Reithmayer: »Ueber das Promotionsrecht und die Promotion zu den akademischen Ehrengraden« heißt es Seite 8: »In Kraft des ökumenischen Primates und der universellen über alle christlichen Reiche sich ausdehnenden Jurisdiction setzte das Oberhaupt der Kirche auch fest, daß die, welche an einer in der Weise anerkannten Universität in was immer für einem Reiche die Ehrengrade ordnungs- und satzungsmäßig erlangt haben werden, fortan nicht auf diese mit ihren Rechten eingeschränkt bleiben, sondern an jeder genehmigten Universität als Doctoren mit allen Privilegien anerkannt werden sollen. Jetzt hatte das Promotionsrecht Gesetzeskraft und allgemeine öffentliche Geltung, so weit das päpstliche Ansehen reichte. Die Universitäten alle traten sofort aus ihrer Isolirung heraus in die engste Beziehung zu einander. Den Meistern und Pflegern der Wissenschaft war somit die Freizügigkeit, den Wissenschaften aller Gebiete der rasche Umsatz durch diese aus apostolischer Machtvollkommenheit hervorgegangene Verfügung mithin die freieste Bahn eröffnet. Es dürfte schwer, wenn nicht unmöglich sein, zu bestimmen, wie sehr diese im Gesetzeswege erlassene Begünstigung der Universitäten und aller ihrer Facultäten durch die kirchliche Autorität diese in ihrem Ansehen wie in ihrem Wachsthume förderte.«

»Wie hoch dieses päpstliche Privilegium geschätzt worden, geht aus dem Umstande hervor, daß 1665 selbst der protestantische Herzog von Holstein bei Errichtung der Universität Kiel sich die päpstliche Sanction erbeten hat, wie diese auch 1576 für die neugestiftete Universität Helmstädt in Rom nachgesucht wurde. (Sam. Brahl: Disput. politica de jure Majest. circa rem literar. Wittenberge. 1691. § 12. Dann Savigny: Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter. 2. Aufl. III. Bd. S. 415.)«

Im vorliegenden Falle war die Procedur folgendermaßen vor sich gegangen: Die theologische Facultät zu Freiburg im Breisgau (damals

bestehend aus: Hirscher, Moral; Staudenmayer, Dogmatik; Adalbert Mayer, Exegese des neuen Bundes; Alban Stolz, Pastoral; Buß, Kirchenrecht, durchwegs literarische Notabilitäten im Gebiete theologischer Wissenschaft (was Bezugs der Beurtheilung des Candidaten doch auch einigen Werth hat), ertheilte ihm einstimmig das Doctorat der Theologie post probatas doctrinae dotes und er wurde 1848 legitim promovirt. Es ist hier zu bemerken, daß dieser legitime Weg an den theologischen Facultäten Deutschlands ein doppelter ist; entweder durch Rigorosen und eine gedruckte Dissertation, oder durch literarische, öffentlich bekannte Leistungen. So stellt z. B. alljährlich die Universität zu München in allen Facultäten Preisaufgaben. Jener Mitbewerber, dessen Lösung als die vorzüglichste erkannt und die, um jeder Parteilichkeit zu entgehen, auch gedruckt wird, erhält dafür nach Abstimmung der bezüglichen Facultätsmitglieder den Doctorgrad. Durch dieses Verfahren ist nicht nur der Gedächtnißkraft allein, sondern auch der selbstständigen wissenschaftlichen Production die Arena aufgeschlossen.«

»Die theologische Facultät zu Salzburg hat Ende 1863 ebenfalls einstimmig die Nostrification votirt. Gleichwohl hat das hohe Ministerium auf einige ohne gesetzliche Begründung ausgesprochene Bemerkungen hin, den einstimmigen Beschluß einer inländischen Facultät, die sich dem einstimmigen Beschlusse einer ausländischen angeschlossen, zurückgewiesen. Bliebe diese Abweisung aufrecht und würde dieser Fall als maßgebend angenommen werden, so wäre jede Selbstständigkeit und jedes organische Leben aller theologischen Facultäten in Oesterreich für die Zukunft mit Einem Schlage unmöglich gemacht.«

»Die ganze Angelegenheit könnte schon durch den Nachweis: daß die auf diesen Fall bezogene Stelle des § 6 des Concordates keine Anwendung findet, vor dem Gesetze erledigt anzusehen sein.«

»Nun wird der Gefertigte aber auch den Nachweis liefern, daß selbst dann, wenn jene Paragraphstelle hier angewendet werden möchte, durch die angeführten Motive eine Abweisung der verlangten Nostrification durchaus nicht zu begründen ist. Der Gefertigte muß sich die Erlaubniß nehmen, die ganze Motivirung formell und materiell zurückzuweisen.«

»Formell hätte die Abweisung, selbst wenn der § 6 auch auf die Nostrification (obwohl von derselben darin gar keine Rede ist) angewendet würde, von der Facultät ausgehen müssen, während sie vom hochwürdigsten Ordinariate gegen den einstimmigen Beschluß der Facultät ausgegangen ist. Auch nach dem Concordate konnte der Facultät das Promotions-, so auch das Nostrificationsrecht nicht entzogen werden.«

»Materiell muß diese Motivirung hier in allen ihren aufeinander folgenden Gliedern widerlegt werden.«

I.

»Das Bedenken, daß der Gefertigte sich sein Doctorat nicht am Sitze seines Wohnortes holte, kann deswegen nicht maßgebend sein, weil noch nie in irgend einem Gesetze irgend einer Universität und auch in keinem österreichischen Gesetze ausgesprochen wurde: man muß sich das Doctorat an jener Stelle erwerben, an welcher man geboren ist; solche Auffassung der Art, den Doctorgrad zu erlangen, widerspricht dem katholischen Geiste jener Privilegien, mit denen die Päpste die Universitäten ausgestattet und die sie geradezu mit der Promotion verknüpft haben. Zudem ist ja die literarische Wirksamkeit des Gefertigten nicht in der Wiener Diöcese abgeschlossen, seine Schriften haben nach dem Ausweise der buchhändlerischen Geschäftsbücher im Ausland den Schwerpunct des Absatzes — es wäre sonderbar, wenn ihm das katholische Inland die Anerkennung des katholischen Auslandes verwehren wollte.«

»Daß Freiburg eine weitentlegene Universität genannt wird, kann ebensowenig als ein wirkliches Bedenken gelten, weil es nie ein Gesetz gegeben hat, welches den Meilenrayon angegeben hätte, innerhalb welchem es erlaubt ist, sich an einer katholischen Universität zu einem Dr. Theol. promoviren zu lassen. Ebensowenig kann es ein Bedenken sein, wenn sich ein Dr. Theol. an einer Universität nostrificiren lassen will, ‚mit der er in keiner Relation steht'. Der Gefertigte ließ sich als Dr. Phil. in Wien nostrificiren, als er mit der philosophischen Facultät in Wien noch in gar keiner Relation stand. Die Nostrifitation geschah ohne irgend ein Bedenken und das Doctoren-Collegium der philosophischen Facultät zu Wien hat den Gefertigten zwei Jahre hintereinander zum Decan gewählt. Auch da war nie eine Rede oder ein Bedenken laut geworden, warum er nicht in seiner Geburtsstadt das Diplom sich erwarb.«

»Zudem wurde in Salzburg selbst vor einigen Jahren ein Doctordiplom honoris causa an eine übrigens allgemein geachtete Persönlichkeit ertheilt, die aber in ihrer eigenen Diöcese eine Universität besitzt; weit entfernt, jener allgemein geachteten Persönlichkeit im Mindesten nahe treten zu wollen, wird dieser Fall hier einfach nur darum angeführt, weil entweder damals dasselbe Bedenken hätte erhoben werden sollen, oder ist es dort nicht erhoben worden, es auch in dem vorliegenden Falle hätte unterbleiben müssen.«

»Daß der Schritt (die Nostrification in Salzburg zu erlangen) durch Anführung der diesbezüglichen ‚Motive‘ zu erläutern sei, ist auch in keinem Gesetze begründet; aus freiem Willen aber kann der Gefertigte bei seiner Ehre die Versicherung aussprechen, daß er nie und unter keiner Bedingung auf die erlangte Nostrification hin in Salzburg vor irgend einer Thüre sich als Bittsteller einfinden wird.«

II.

»Das zweite vom hohen Ministerium dem Gefertigten übermittelte Bedenken lautet: ‚weil die schriftstellerische Thätigkeit Brunner's für eine streng wissenschaftliche Erudition, wie sie in der Regel als Bedingung der Erwerbung des Doctorgrades gilt, so weit der Herr Fürsterzbischof dessen Schriften kennt, eben noch keine Belege liefert.«

»Diesem Bedenken erlaubt sich der Gefertigte folgende Thatsachen gegenüberzustellen:«

»Es würde allerdings eine maßlose Eitelkeit und eine lächerliche Selbstüberhebung verrathen, wenn der Gefertigte beanspruchen wollte, der mit Geschäften aller Art überhäufte hochwürdigste Herr Fürsterzbischof von Salzburg solle alle seine Schriften kennen und durchgelesen haben. Der Herr Fürsterzbischof sagt daher auch: so weit er sie kennt. Wenn aber der Herr Fürsterzbischof über die Schriften des Gefertigten ein abschlägiges Urtheil abgibt, so wäre es doch sicher ein billiges Verlangen vom Gefertigten, daß der Herr Fürsterzbischof zum Behufe eines gerechten Urtheiles diese Schriften oder mindestens das Inhaltsverzeichniß derselben verlangt hätte.«

»Hat der Gefertigte in seiner Eingabe an die Facultät diese Schriften nicht angeführt, so geschah es, um den unangenehmen Eindruck einer Art Prahlerei keinen Raum zu geben; jetzt aber hat sich die Lage der Dinge geändert. Das abschlägige Urtheil fordert den Gefertigten heraus, über seine Schriften einen kleinen Bericht zu erstatten.«

(Schreiber Dieses hält es für überflüssig das Verzeichniß seiner Schriften hier anzuführen, dasselbe ist zuletzt im »Benedictiner- und Cistercienser- und Chorherrenbuch« erschienen, nur der Passus am Schlusse über den Sternkalender und die von ihm herausgegebene »Kirchen-Zeitung« meint er hier anführen zu sollen.)

»Der Herausgeber mußte sich mit allen Zweigen der Theologie befassen. Daß diese Arbeit nicht leicht ist, weiß der, welcher sie unternommen hat, und daß sie nicht dankbar ist, das braucht der Gefertigte wohl nicht zu beweisen. Das Urtheil darüber wird wohl ein anderes werden, wenn der Gefertigte und

auch seine Gegner vom irdischen Schauplatze abgetreten sein werden, und die Wogen der Parteisucht und Leidenschaft sich ausgeglichen haben.«

III.

»Auf das dritte Bedenken des hochwürdigen Herrn Fürsterzbischofs: weil Petent laut seiner theologischen Studienzeugnisse in keinem einzigen theologischen Gegenstande die Note der Auszeichnung sich erworben habe, hat der ‚Petent‘ wohl schon im Verlaufe dieser unerquicklichen Polemik genug geantwortet. Diesen Vorwurf hätte der hochwürdigste Herr Fürsterzbischof sicher zu erheben unterlassen, wenn Hochdemselben des Gefertigten: ‚Woher, wohin?‘ (Geschichte, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben, von Sebastian Brunner, 2 Bände, Wien, Greß 1855. Im Verlaufe des Jahres 1865 erschien eine neue Auflage in fünf Bänden in Regensburg) erster Band Seite 190 bis 246 wäre bekannt gewesen. Eine fernere Antwort auf diesen Vorwurf ist in des Gefertigten Schrift über Renan ausgesprochen S. 211: ‚Jene Lehrer der Theologie haben das schönste und höchste Ziel ihres Lehramtes erreicht, welche in ihren begabten Schülern eine Freude an der Wissenschaft erwecken, die durchs ganze Leben derselben dauert. Wer seine Schüler oder Zöglinge nur zu ächzenden Copirmaschinen einer Masse von Schriften oder Büchern machen kann, der darf versichert sein, daß diese Maschinen in jenem Augenblicke das Werk ihres Abklatsches einstellen, in dem sie eben nicht mehr unter dem Drucke ächzen.‘ Dem hochwürdigsten Herrn Fürsterzbischof wird es demnach um so leichter sein, das Urtheil über das literarische Wirken des Gefertigten zu rectificiren, weil es nur abgegeben wurde, ‚so weit‘ der hochwürdigste Herr Fürsterzbischof dessen Schriften kennt, wie es wörtlich die Inschrift des hohen Ministeriums berichtet.«

IV.

»In dem vierten Bedenken wird angedeutet: Der Gefertigte könne jetzt zur Nostrification die Rigorosen machen, weil die inländische Facultät nicht so ferne entlegen sei, ‚als es sonst nur brauchte von einer entfernten Universität den Doctorgrad zu erwerben, um sofort auch von den durch unser Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen enthoben zu werden.‘ Diese Befürchtung wird durch zwei Thatsachen aufgehoben:«

»1. Die Facultät, welche promovirt und die sich im Interesse ihrer Ehre hüten wird, das Diplom einer Persönlichkeit zu geben, die es nicht verdient hat. Hätte aber das eine ausländische Universität gethan, so steht der zweite unüberwindliche Damm da:«

»2. Die inländische Facultät, die nicht für Nostrification stimmen wird, wenn die Persönlichkeit, welche dieselbe verlangt, der Nostrification unwürdig wäre, und der Facultät Schande brächte.«

»Die Salzburger Facultät hat sich der Besorgniß, der Gefertigte könne ihr Schande bringen, nicht hingegeben. Ob nun ein Mann, dem das Zeugniß unmittelbarer Thätigkeit durch achtzehn Jahre in der Seelsorge und im Predigtamte und durch fünfundzwanzig Jahre in der theol. Literatur nicht versagt werden kann, der sein fünfzigstes Lebensjahr erreicht hat, den die theol. Facultäten, die Universitäten und Akademien: Freiburg, München, Tübingen, Würzburg, Bonn, Münster, Breslau als Doctor der Theologie anerkennen, noch neuerdings auf die Bank setzen könnte, um Prüfungen zu machen, nachdem er doch Prüfungen nach allen Richtungen hin schon mehr als genug bestanden zu haben vermeint, darüber könnte der Gefertigte einer Entscheidung von allen katholischen Facultäten Deutschlands ruhig entgegensehen.«

»Zum Schlusse muß der Gefertigte erwähnen, daß er im Verlaufe von fünfzehn Jahren mehr als hundert Artikel über das Universitätswesen publicirte, und somit Gelegenheit genug gefunden hat, sich über diesen Gegenstand eingängig zu instruiren.«

»Die österreichische Regierung mit ihren als freisinnig gerühmten Institutionen kann nicht von der Scylla in die Charybdis fallen wollen.«

»Wie aber dieses geschehen könnte, wird durch folgende historische Thatsachen gezeigt.«

Von 1759 an geschah es, daß Geistliche beim Landesfürsten um das Doctorat der Theologie einschritten, und dann die Wiener Facultät ad mandatum das Diplom ertheilen mußte. Darum wurde laut dem Promotionsbuch am 4. December 1812 der k. k. Hofrath Augustin Gruber ad mandatum von allen Rigorosen und Disputationen befreit. Er war später ein in Ehren gehaltener Fürsterzbischof in Salzburg. Eine gute Anzahl Würdenträger der Kirche erlangten durch diesen vom Standpuncte der Wissenschaft und der ihr gebührenden Freiheit nicht als preislich zu bezeichnenden Vorgang die theologische Doctorswürde wie es die Promotions-Kataloge der theologischen Facultät genügend ausweisen.«

»Die letzten drei auf Fürwort des seligen Fürsterzbischofs Milde (von dem die Promotionsacten sagen sub 13. August 1823: ab omnibus alias requisitis Caes. Reg. Decreto dispensatus) durch Befehl zu Doctoren Creirten, waren: Anton Buchmayer 16. Juni 1836; Johann Purkharthofer 2 October 1843. Mathias Politzer 21. Juni 1846. Alle Drei wurden Dompröbste und Kanzler der Universität. Zu Dompröbsten konnten nach

dem Statut nur Doctoren ernannt werden. Somit wurden sie Eine Woche vor Ernennung zu jener Würde zu Doctoren befohlen. Die Facultät mußte creiren. Seit 1848 war diese Promotionsart nicht mehr vorgekommen. Diese Vorgänge dienen nun dazu, die hier angeregte Frage ins vollste Licht zu setzen.«

»Damals mußte die Facultät einen zum Doctor machen, den sie nicht dazu machen wollte, und jetzt sollten die Facultäten einen nicht zum Doctor machen, oder nostrificiren dürfen, wenn sie auch einstimmig wollten.«

»Damals hatte Gunst hingereicht das Doctorat zu ertheilen; jetzt würde Ungunst hinreichen, es vorzuenthalten. Damals mußte die Facultät creiren, jetzt dürfte sie nicht creiren.«

»Der Gefertigte will keinen Eclat machen, er wünscht, die Angelegenheit möge in Frieden und in Stille beigelegt werden, darum hat er denselben Weg der Berichtigung (durch das hohe Ministerium) eingeschlagen, auf welchem ihm die ‚Bedenken' zugemittelt worden sind.«

»Nach den Grundsätzen der kirchlichen Organisation der Universitäten steht der von der Facultät einstimmig votirten Nostrification gar nichts entgegen. Der § 6 des Concordates spricht selbst bei der Erlangung des Doctorates mit keiner Silbe von einem entscheidenden oder unmittelbaren Votum des Diöcesanbischofs gegen die Facultät, und erwähnt die Nostrification gar nicht.«

»Der Gefertigte möchte um Alles in der Welt nicht eine Regierung zu einem Acte bewegen, der dem Geiste und den Gesetzen der Kirche entgegen wäre, in diesem Falle aber kann er das Ministerium mit gutem Gewissen als Katholik und Priester um eine Vermittlung ansuchen, die zudem innerhalb der Gesetzgebung ihre Begründung findet.«

Wien, den 18. September 1884. »Sebastian Brunner.«

Schon drei Tage nach der Eingabe des Recurses konnte ich die Erfahrung machen, daß dieser die von mir beabsichtigte Wirkung hervorgebracht. Man hatte sich ein so »grobes« und »rücksichtsloses« auflehnerisches und rebellisches Actenstück nicht erwartet. Es begegnete mir ein sehr einflußreicher Herr, welcher, wie ich wußte, in die ganze Verhandlung sehr eingeweiht war und sagte mir auch sehr weihevoll: »Aber um Gottes Willen, Ihre Eingabe ist so gehalten, daß man selbe von Seite des Ministeriums dem Erzbischof von Salzburg doch nicht zuschicken kann!« Ich erwiderte: »Ja, aber die Eingabe des Erzbischofes ist ebenfalls derartig, daß ich nicht begreife, wie das Ministerium hat mir

dieselbe zuschicken können. Ich stehe in dieser Angelegenheit auf eigenen Füßen und durchaus in keiner Abhängigkeit von diesem Herrn!«

»Uebrigens werde ich zu . . . kommen, um mit . . . eingängiger als es hier auf der Straße möglich ist, meine Ansicht darüber auszusprechen.«

Der beabsichtigte Eindruck war also zu meiner Befriedigung nicht verfehlt, man hatte meine Eingabe im Staatsministerium gelesen und dieselbe in aller Eile ins Unterrichtsministerium gesendet. Das war die einzige Eile, derer man sich in dem ganzen Handel, welcher sich fast drei Jahre lang fortgesponnen, schuldig gemacht hat.

Daß ein Referent sehr neugierig ist, wenn ein Recurs gegen seinen Antrag eingebracht wird, weiß Jeder, der Kanzleistudien gemacht hat; denn, wird der Referent in der Gegen-Eingabe gehörig verarbeitet (im Wiener Jargon: vermoppelt), so freuen sich darüber alle Untergebenen seines Bureaus, wenn sie auch dem Referenten ins Gesicht mit der ernstesten Miene die Keckheit des Eingebers verurtheilen und ihr Bedauern darüber aussprechen.

Trotz allen diesen complimenthältigen Aeußerlichkeiten bringt aber der Referent, der dieselbe Schule durchgemacht hat, das Gefühl des Ausgelachtwerdens nicht los, er weiß, daß er für diesen Tag in engeren vertraulicheren Kreisen der Gegenstand des vergnüglichsten Händereibens und der aufrichtigsten Schadenfreude geworden ist.

Es ist ein großer Vortheil, mit Leuten, die irgend eine Macht über uns haben, bei einer Streitsache in ruhiger und heiterer Stimmung zu verhandeln; welche sich weder zu einem Lamento erniedrigt, noch zu einem Ausbruch des Unmuthes hinreißen läßt.

Ich wurde geradewegs ersucht, noch zuzuwarten. Ich versprach es, bis zu meiner Rückkunft aus Italien, die ich, wenn kein Unfall dazwischen kommt, für den December ansetzte. Der Herr war es sehr zufrieden. Ich erklärte aber gleich dazu:

»Für alle Fälle habe ich aber die Vorsicht getroffen, wenn mir zu Wasser oder zu Land etwas zustoßen sollte, daß meine Verwahrung publicirt würde.«

»Ich lasse mir diese Blume weder im Leben überreichen, noch im Tode auf mein Grab pflanzen.«

Damit effectuirte ich: daß man von jener gewissen Seite nicht einmal meinen Tod für eine erquickliche Lösung dieser Frage halten konnte, sondern daß man mir sogar den aufrichtigsten Wunsch längeren Lebens angedeihen zu lassen für gut befunden hat.

Den darnachkommenden Winter war ich literarisch beschäftigt und den Sommer über war ich theils auf dem Lande, im Herbste in der Schweiz; und hatte die Angelegenheit damit ruhen lassen. Als ich unter meinen Papieren herumsuchte, kamen mir Stücke dieser Verhandlung unter die Hände; nun beschloß ich aber, die Angelegenheit einmal ins Klare zu bringen.

Ich ging zum damaligen Vertreter des Unterrichtsministeriums Baron Kriegsau und stellte ihm die Sache sehr präcis vor: er war außerordentlich artig, meinte aber: »es wäre das Beste, den ganzen Proceß auf sich beruhen zu lassen, am Ende aller Enden könne mir ja nicht so viel daran liegen und es wäre doch jedenfalls besser, als einen Scandal zu machen.« Da suchte ich nun zu beweisen, daß ich diesen Scandal nicht veranlaßt, daher auch in keinem Falle dafür verantwortlich gemacht werden könne. »Ich habe nicht begonnen, die Schuld liegt auf Seite des Ministeriums, es sei ein in ganz Deutschland noch nicht dagewesener Fall, daß ein Ministerium gegen den einstimmigen Beschluß einer ganzen Facultät entscheide, auf Gründe, die von einer Seite kommen, welche selbst nach österreichischen Gesetzen gar keinen Grund und kein Recht hat, hier entscheidend gegen die Facultät aufzutreten, die auch nur eine Privatmeinung geäußert hat« u. s. w.

»Sämmtliche Universitäten Deutschlands werden in diesem Falle auf meiner Seite stehen. Am Ministerium ist es, die Angelegenheit zu meiner Zufriedenheit in Ordnung zu bringen. Ich habe lange genug gewartet und in Geduld das Aeußerste geleistet. Es ist mein letzter Schritt zu einem Ausgleich — wird ihm nicht Folge gegeben, so bleibt mir nur übrig an die Facultäten sämmtlicher deutscher Universitäten zu appelliren.«

Der Minister-Stellvertreter benahm sich nicht nur außerordentlich fein und weltmännisch, er lachte am Ende selber, als ich die wirklich komischen Seiten der Angelegenheit hervorkehrte; und versprach mir nach seinen Kräften den Handel ins Reine zu bringen.

Der Minister-Stellvertreter war zur Einsicht gelangt, daß dieser Fall, an dem er durchaus nicht Schuld war und von dem er erst durch mich unterrichtet wurde, wenn er nur ein klein wenig con amore geschildert in die Oeffentlichkeit gelangt, den Organismus des österreichischen Unterrichtswesens in keinem erbaulichen Lichte darstellen würde.

Aus dem weiteren Verlaufe ersah ich, dieser Herr habe sogleich dem Erzbischof von Salzburg geschrieben und ihm gerathen, diese

Differenz einem Ausgleiche zuzuführen. Früher war die kirchliche Coulisse zu meinem Nachtheil, jetzt wurde dieselbe wieder zu meinem Vortheil in den Vordergrund geschoben. Man spielt in den Ministerien eben so gut (mitunter auch eben so schlecht) wie im Theater.

Schon einige Tage nach diesem Besuche erhielt ich als eine Folge desselben einen drei Quartseiten langen Brief vom Erzbischof von Salzburg, der mir schrieb: er habe zu seinem Bedauern vernommen, daß ich über ihn erbittert sei, daß ihn ein Herr in diese Angelegenheit ohne seinen Willen hinein verwickelt habe, um sich dabei im Hintergrund salviren zu können und daß er Alles thun werde, um die Angelegenheit zu meiner Zufriedenheit auszugleichen, nur setzte er voraus, daß auch ich derweilen nichts unternehmen werde, was ihn compromittiren könnte u. s. w.

Auf diesen sehr höflichen und zuvorkommenden Brief erwiderte ich am 8. November: daß ich durchaus nicht erbittert sei, daß ich die Sache wie sie jetzt steht, in den besten Händen wisse, und ich mich auch auf den Tag freue, an welchem ich in Salzburg die Ehre haben werde, mit Sr. fürstlichen Gnaden den ganzen Vorgang mit seinen Details in aller Heiterkeit besprechen zu können.

Auf diese meine Versicherung hin bekam ich am 17. November 1865 einen vier Quartseiten langen Brief, welcher die Ministerialherren genugsam kennzeichnet. Der Brief möge in den auf die Pointe bezüglichen Aeußerungen hier wörtlich folgen:

»X. X. Ein ungewöhnlicher Geschäftsdrang, dem ich seit einiger Zeit exponirt bin, erlaubt mir erst heute, X. X. geschätztes Schreiben vom 8. zu beantworten. Zuvörderst freut mich die Versicherung, daß Sie keine Bitterkeit gegen mich im Herzen tragen, was eine Verständigung und beiderseits ehrenhafte Beilegung der etwaigen Differenzen nur erleichtern kann. X. X. sind der Ansicht, daß es am Besten wäre, wenn ich mich von dem Schauplatze dieser unangenehmen Affaire zurückzöge. Es ist mir nicht recht klar, wie dies gemeint ist, und könnte in einem Sinne genommen werden, daß ich darauf einzugehen Anstand nehmen müßte. Ich könnte mich nicht entschließen, wie ein Besiegter das Feld zu räumen, so lange ich noch als Derjenige erscheine, der die abschlägige Antwort ertheilt hat. Es ist Jemand Anderer, der eigentlich zum Rückzuge blasen muß, und das ist das Ministerium, welches mir unrichtigerweise dieselbe, ich wiederhole den Ausdruck, nur in die Schuhe geschoben. Diese Vorschiebung muß zuerst gehoben sein. Ich

war schon nach Empfang jenes Ministerialerlasses fast Willens, die Verdrehung anzugreifen, allein gewisse Rücksichten bewogen mich, und da nicht zum ersten Male, die Sache gleichwohl auf sich beruhen zu lassen. X. X. begreifen wohl, wie ein Bischof, der eine Masse der zartesten Interessen rundherum zu vertreten hat und mehr oder weniger bei Allem mit der Regierung zu thun bekömmt, wo möglich vermeiden muß, zu verletzen, wenn er auch ganz in seinem Rechte wäre. Was nun aber damals nicht geschehen ist, wird nun geschehen müssen, und meinerseits dem Ministerium, das jedenfalls in Verlegenheit sein wird, eine Brücke zu bauen sein u. s. w.«

Der Erzbischof macht nun (drei Quartseiten vollgeschrieben) einen Vorschlag, um das Ministerium zur Einsicht seines Unrechtes und zu seiner Umkehr zu bewegen, das Alles aber in der vorsichtigsten und zartesten Weise, um gegen Niemand anzustossen und den schlauen Referenten, dem das Mißlingen seines überpfiffig eingeleiteten Planes nicht lieb sein konnte, nicht zu verletzen, ihm vielmehr eine Lücke zum Rückzuge zu öffnen.

Ich gab mich wieder in Geduld zufrieden mit der Verheißung. Es dauerte bis nach Neujahr 1866 und es rührte sich noch immer gar nichts.

Dem Erzbischof war der Gedanke an die Affaire unangenehm, er dachte sich, der Brunner könnte am Ende doch die Geduld verlieren und meinen, ich wolle ihn nur hinhalten. Da schrieb er nun Mitte Jänner 1866:

»X. X. Obschon bis über die Ohren in einem Geschäftswust, darf ich Sie doch über den Stand unserer Angelegenheit nicht im Ungewissen lassen. Es ist allerdings ein Stillstand, hoffe aber ihren günstigen Fortgang in nächster Zukunft. — — Ich muß bald nach Wien in meinen Angelegenheiten und werde dann auch die Ihrige einleiten. Also noch ein bischen Geduld, es hat sich in meinem Vorhaben nicht das Geringste geändert und wird Alles buchstäblich vor sich gehen, wie ich es präliminirt. So weit die Sache von mir abhängt, werden X in Zeit von einem Monat vollkommen befriedigt sein.«

Der Erzbischof kam später nach Wien. Er theilte mir sogleich seine Anwesenheit mit. Ich besuchte ihn. Er fing sogleich an, sich wegen dieser sehr unangenehmen Geschichte zu entschuldigen.

Ich aber behandelte den Vorgang von der heitersten Seite, was dem Erzbischof sehr gelegen kam.

Nun im mündlichen Verkehre nannte er mir entschieden den Schlaumeier, der ihn vorgeschoben hatte, er meinte, ich solle ihn jetzt nur allein walten lassen, ich werde vollkommen zufrieden gestellt werden. In welcher Weise nun der Erzbischof seine Pression ausgeübt, das ist mir nicht bekannt geworden, jedenfalls ist es mit Effect geschehen.

Der in Frage stehende Bureaukrat hatte mir einige Monate früher mit einer fast flehenden Miene und mit seiner bekannten kläglichen Stimme gesagt: »Bedenken Sie nur, daß ein Ministerium einen einmal herausgegebenen Erlaß nicht zurücknehmen kann, ohne sich zu blamiren.« Ich erwiderte: »Ueber dies Bedenken bin ich hinaus, meine Aufgabe ist es nicht, das Ministerium, sondern mich vor einer Blamage zu behüten.«

Ich sah es diesem Herrn im Gesichte an, was er sich beiläufig dachte: »Das ist ein entsetzlicher Mensch, mit dem ist nichts anzufangen u. s. w.«

Nun fanden offenbar neue Berathungen statt mit vielen hm, hm, ei, ei! Mit solchen Leuten ist es schwer zu regieren, jetzt hilft der Erzbischof auch noch mit, uns in Verlegenheit zu bringen u. s. w.

Mögen die Berathungen wie immer gewesen sein, das Resultat derselben liegt im folgenden, mir am 16. März 1866 von der theologischen Facultät in Salzburg zugesendeten Actenstück vor:

»Nr. 48. Das Decanat der theologischen Facultät in Salzburg erklärt hiemit, daß P. T. Dr. Sebastian Brunner, nachdem er bei der theologischen Facultät zu Salzburg das Ansuchen um Nostrification gestellt, kraft Beschlusses des theologischen Facultätskörpers am 6. November 1863 und hoher Zustimmung des k. k. Staatsministeriums ddo. 26. Februar d. J., Z. 1563, am 12. März 1866 an der theologischen Facultät zu Salzburg durch den unterfertigten Decan als Mitglied immatriculirt worden, wodurch sein an der Universität zu Freiburg erworbenes Doctordiplom dieselbe akademische Berechtigung erlangt hat, welche die Diplome der theologischen Facultäten in Oesterreich haben.«

»Theologische Facultät zu Salzburg, 13. März 1866.

Dr. Katschthaler, derzeit Decan!«

»An Se. Hochw. Herrn Sebastian Brunner, Doctor der Theologie und Philosophie, Prälat der heiligen römischen Kirche.«

Beigelegt war folgende Note des Staatsministeriums an das Decanat in Abschrift:

Nr. 1371. Note: Da der hochwürdigste Herr Fürsterzbischof von Salzburg laut hohen Staatsministerialerlasses vom 26. Februar d. J., Z. 1563

unter dem 14. Februar d. J. die Erklärung abgegeben hat, daß er nunmehr hinsichtlich der in dem Ministerialerlasse vom 26. Juli 1864, Z. 7061 bezeichneten, in Betreff der Nostrification des dem X. X. verliehenen Doctorgrades ausgesprochenen Bedenkens in Würdigung der nachträglich gegebenen Aufklärungen befriedigt sei, so hat das hohe Staatsministerium keinen Anstand genommen, zu genehmigen, daß das hochw. Decanat dem X. X. ohne Vornahme eines Promotionsactes und ohne Ausfertigung eines Diploms bestätige, daß seinem von der Universität zu Freiburg erworbenen theologischen Doctordiplom dieselbe akademische Berechtigung zuerkannt werde, welche die Diplome der theologischen Facultäten in Oesterreich haben. Hiemit wird das löbliche Decanat — — zur Wissenschaft und Darnachachtung in Kenntniß gesetzt.

Somit dauerte dieser Proceß vom 24. September 1863 bis zum 13. März 1866, also dritthalb Jahre! Welch ein Aufwand von Geist und Gemüth gehörte dazu, um diese für das öffentliche Wohl so folgenschwere Action zum Abschluß zu bringen? Was für kostbare Räder der Staatsmaschine wurden hiebei unnöthigerweise abgenützt? Welcher unberechenbare Gewinn für die Wissenschaft überhaupt und für die Theologie insbesondere ist das Resultat dieser Mühewaltungen gewesen? Aber auch der arme Delinquent des wissenschaftlichen Strafverfahrens verdient einige Anerkennung für die Ausdauer im Kampfe mit den bureaukratischen (mit Decreten befiederten) Windmühlen; welche große Beharrlichkeit, um am Ende ein kleines Ziel zu erreichen! Anderseits muß der Verfolgte wieder aufrichtig bekennen, daß ihm vollkommen Recht geschehen ist. Warum hat er im Jahre 1848 »Die Schreiberknechte,« »Eine Serenade für das papierene Kirchenregiment« herausgegeben und dadurch die Rache dieses ganzen Chors herausgefordert.

Neun Monate brauchte das Staatsministerium, um seine Schlachtlinie aufzustellen und den Feind in seine Position zurückzudrängen; und 21 Monate behauptete sich das Ministerium in seiner errungenen Stellung; bis es endlich aus höheren strategischen Rücksichten für gerathen fand, sich wieder hinter sein mit Tintenflecken getigertes Pult zurückzuziehen. Ein Umstand aber erregt besonders Bedenken! Vor allen Anderen sind es sogenannte Kirchenbureaukraten gewesen, welche die Ordre de bataille entworfen, den Feind angegriffen, ihn zurückgedrängt, sich so lange als möglich behauptet, aber am Ende dennoch, mit Lächeln auf dem Gesichte und Groll im Herzen, sich in die Niederlage gefügt haben.

Die Ergebenheit geistlicher Räthe ihren weltlichen Kanzleiautokraten gegenüber, hat sich durch ein Jahrhundert lang, von einem dieser Herren auf den anderen fortvererbt. Freilich muß man auch Bezugs mancher, sehr ehrenvoller Ausnahmen, Gerechtigkeit walten lassen. Der edle Krainer Meschutar, Sectionschef im Cultusministerium und Titularbischof von Ungarn — † 1866, hat sich als höchst ehrenhafter Charakter, durch seine Bescheidenheit — seine brüderliche werkthätige Liebe gegen alle jene aus dem Clerus, die mit ihm in ämtliche Verhandlung getreten — einen wohlverdienten Nachruf erworben.

Vor einigen Jahren wurde einem Domherrn (W. in G.) mit einer sehr unbedeutenden Pfründe, eine höhere Ministerialstelle — die sein seitheriges Einkommen dreifach überragte, mit der Aussicht auf eine würdevolle Zukunft, wiederholt angeboten — der höchst ehrenhafte Mann, — der entschiedenst opfermuthigsten Gesinnung lehnte entschieden ab — weil er eine Stelle dieser Art — in der Weise, wie sie gehandhabt werden wollte, mit seinem Gewissen nicht in Einklang zu bringen wußte. Darin liegt nun selbstverständlich keine Ehrenbeleidigung für jene Geistlichen, welche solche Stellen unter solchen Anforderungen an dieselben annehmen, und die Stelle mit ihrem Gewissen und ihrer Ehre vereinbar finden; es gibt ja bekanntlich auch in den Anschauungen über Gewissen und Ehre, allerhand Unterschiede.

Wir kommen nun zum völligen Abschlusse der Geschichte. Am achtzehnten Mai 1866 kam ich aus der Schweiz nach Salzburg und wohnte in St. Peter, wohin mich der Abt Dr. Eder (1876 Erzbischof von Salzburg) eingeladen. Der Abt von St. Peter erscheint nach einem vielhundertjährigen Usus am Pfingstfeste in der Domkirche beim Hochamte. Er lud mich ein, für ihn das Amt in der Stiftskirche bei St. Peter zu halten. Der Erzbischof mußte von meiner Anwesenheit in Salzburg gehört haben. Das Stift St. Peter liegt hart am Dome, ja es steht dieser durch einen Corridor mit demselben in Verbindung.

Pfingstsonntag Nachmittags machte ich dem Erzbischof meine Aufwartung. Er war außerordentlich liebenswürdig und lud mich ein, Pfingstdienstag (an welchem er gewöhnlich ein Diner zu geben pflegte) bei ihm zu speisen. Er sprach nicht davon, daß er von meiner Anwesenheit in Salzburg wisse. Ich entgegnete dankend, daß ich morgen nach Wien gehen wolle. »Ach« sagte er, »das geht nicht, das würde so aussehen, als ob sie mit mir noch nicht vollkommen ausgesöhnt wären.« Ich erwiderte: Einen dringenderen Zwangact hätten Euer fürstlichen Gnaden nicht erfinden können, ich werde mich Dienstag pflichtschuldigst einfinden.

Es waren Domherren und andere Herren vom Clerus aus Salzburg geladen. Der Erzbischof postirte mich, trotz meines Protestirens an seine rechte Seite. Das Mahl verlief in Heiterkeit — er war in der besten Laune, so ein Gastmahl wirkt oft wie ein versöhnender Regenbogen. Das war das Schlußtableau des ganzen Dramas.

Ich besuchte ihn nach der Hand öfter, wenn ich zeitweilig in Salzburg anwesend war. Des einstigen Zerwürfnisses wurde nie, weder mit einem Worte, noch mit einer Miene erwähnt; es war ein völlig, friedliches und freundliches Verhältniß eingetreten; was ihm und mir angenehm war, denn im Grunde ist er ein guter, versöhnlicher Mann gewesen, der sich in dem erzählten Falle nur durch einen offenbar zu großen Respect vor Ministerialanforderungen in eine unhaltbare Situation hat verwickeln lassen.

Erst nach dem Tode des Erzbischofs Tarnoczy hat der Schreiber dieses in Erfahrung gebracht, welche Hebel in Bewegung gesetzt worden sind, um diesen sonst gutmüthigen Herrn gegen ihn einzunehmen.

Dem Erzbischofe von Salzburg wurde über Brunner von Wien aus im Jahre 1863 eine Mittheilung gemacht, um diesen Herrn in seinem Urtheile bezugs der Nostrification gegen Brunner zu stimmen. Daß der Herr Einsender die literarischen Leistungen Brunner's gehörig herabzudrücken suchte, das forderte der Zweck des Briefes; nun, eine Kritik seiner Schriften, wenn auch die boshafteste, muß sich ein Autor schon gefallen lassen. Aber auch die Conduite Brunner's mußte zu diesem edlen Zwecke verdächtigt werden, und der herabstimmende Stimmgabelbesitzer ließ ganz kaltblütig über Brunner Folgendes ertönen: »er schreibt sehr scharf, er ist ein Bonvivant!« Dieses Urtheil über meine Person wurde mir erst nach dem Tode des Erzbischofes Tarnoczy von höchst glaubwürdiger Seite wörtlich berichtet; ich kann nur sagen, es verursachte mir keinen Aerger, sondern ich schreibe es im Gegentheile mit Vergnügen nieder; das Vergnügen aber besteht in dem sehr glücklichen Umstande: daß ich, besonders seit der Zeit meiner publicistischen Laufbahn, wie in einem Glashause zu leben gewohnt bin, und mir die Zeugen, welche obigen Bericht über mich als eine ebenso traurige als gewissenlose Abirrung vom wahren Thatbestande bezeichnen können, zu Hunderten zu Gebote stehen.

Es handelt sich hier um die Zeit von 1863. — Ich will nun zurückgehen bis 1853, in welchem Jahre ich (im März) meinen Caplanposten in der Pfarre Altlerchenfeld verließ und eine Wohnung im Universitäts-

gebäude bezog — hier weilte ich bis Mai 1857. — Nachdem die Universitätskirche der Gesellschaft Jesu durch kaiserlichen Erlaß übergeben war, erhielt ich eine Wohnung im Hause des Predigerordens zu Wien; bis zum Tode meiner Mutter, 1880, speiste ich in der Regel um 1 Uhr bei derselben überaus einfach.

Abends ließ ich mir die Speisen aus einer Restauration holen oder besuchte bei besonderen Gelegenheiten, wie gerade im Jahre 1862 bis 1863 zur Winterszeit eine Restauration, so das »Hotel Ente«, in welchem während der Parlamentszeit Abgeordnete aus Tirol am Abende sich einfanden; darunter waren der emeritirte Statthalter Dr. Fischer, Professor Juris Dr. Kehrer, Advocat Dr. Ohnestingel, Bergrath Kargl, Historienmaler Prof. Binder, Dr. Haßlwanter (starb als Landeshauptmann in Tirol), Riccabona v. Reichenfels und andere Herren in achtbarer Lebensstellung. Ich hielt mich gewöhnlich nur von 7 Uhr bis 3/48 Uhr auf, die anderen Herren blieben noch gemüthlich beisammen sitzen. Gerade zu jener Zeit schrieb Statthalter Fischer seinem Bruder, Oberfinanzrath in Innsbruck, Folgendes, was er mir selber lachend mittheilte: »Wenn Du meinst, der Dr. Brunner sei ein unterhaltlicher Gesellschafter, so bist Du in einem großen Irrthume. Wenn er kommt, schießt er um 7 Uhr in unseren Speisesalon, begrüßt uns, der Kellner kommt mit der Speisekarte, er studirt dieselbe, während er mit dem Kellner eine kleine Conferenz über das Fertige hält, er trinkt zuerst ein Glas Bier, nimmt ein oder zwei Speisen, ein Seidl Wein mit Wasser. Hat er sein Essen fertig, so spricht er bisweilen einige Worte, dann bezahlt er, empfiehlt sich und geht nach Hause. Nur wenn gerade ein besonderes Ereigniß ihn anregt, dann« (hier schrieb der Statthalter einiges Lob nieder, welches wiederzugeben lächerlich wäre).

Durch Erfahrung belehrt, gehörte es seit langer Zeit zu meinen Angewöhnungen, in öffentlichen Speiselocalen so wenig als möglich zu sprechen.

So hat ein gewiß unparteiischer Zeuge das »Herumstreichen in Gasthäusern« und mein Leben als Bonvivant geschildert.

Wie oft habe ich mich wochenlang in Stiften und Abteien auf freundliche Einladung zurückgezogen, um ungestört in der Nähe großer Bibliotheken literarisch arbeiten zu können — da hatten, zusammengenommen, Hunderte von Capitularen oder eben anwesende Fremde Gelegenheit, mich bei gewöhnlichen Mahlzeiten oder auch bei eventuellen Festlichkeiten zu beobachten; somit kann ich den mir heimlich hinter meinem

Rücken gemachten Bonvivant-Vorwurf mit der größten Gewissensruhe der Oeffentlichkeit übergeben.

Indeß muß man, wenn man einmal sich im Gebiete der Literatur Gegner im eigenen Lager (und das sind gerade die verbissensten) erworben hat, die Sache nicht so ernst nehmen und kann ihr auch eine heitere Anschauungsweise abgewinnen.

Manche von den Herren, deren Kreise ich unbesonnenerweise gestört und die in mir einen Unruhestifter sahen und die mich darum bei ihren geheimen Selbsttröstungen einen Bonvivant geheißen, hätten sicher ihre Mahlzeiten mit denen des Bonvivants nicht vertauschen mögen.

Uebrigens mag es für diese Herren ein großer Seelentrost gewesen sein, daß selbst für den Fall, daß sie wirklich meinten, dieser Mensch sei ein Bonvivant — sicher von jeder Mitschuld an seinem Wohlleben hätten freigesprochen werden müssen, denn durch die Gnaden eben dieser Herren ist der Brunner (von Seite des Staates und der Kirche) über das Erdäpfelklima und den Bohnen- und Linsen-Breitegrad auch nicht um eine halbe Meile hinausgekommen; er hat nicht einmal einen durchlöcherten Spielpfennig (im österreichischen Sprichwort: einen »lucketen Tantus«) von ihnen erhalten — und auch den Vorwurf vom Herumstreichen in Gasthäusern (selbst wenn es auf Wahrheit und nicht auf Lügen basirt wäre) hätten sie sich ersparen können, denn außer dem obigen mit dem Schimpfnamen Bonvivant bezeichneten Stein, den sie ihm auf den Rücken zu werfen suchten, haben sie auch nicht Einen Stein zur Begründung eines eigenen Herdes ihm verabreicht. — Indem ich nun diesen meinen Verehrern eine zugespitzte Pyramide (ohne Namensinschrift) setze, wie eine solche nur zur Feststellung des Thatbestandes nöthig ist, so wird man mir auch den Vorwurf der Rachsucht nicht aufladen können.

Zum Schlusse aber müssen wir die Logik der Psychologie hier auch etwas gelten lassen; diese liegt in der Einleitung der Anklage, welche lautet: »Er schreibt sehr scharf.« In diesem ausgepreßtem Seufzer liegt für den Psychologen allein schon ein Gegengift gegen die ganze Anklage, sie ist das Motiv derselben, die scharfe Sprache, d. h. das Aussprechen trockener und unliebsamer Wahrheiten, soll durch Verdächtigungen abgeschwächt mit dem Sachlichen konnte nichts angefangen werden, und so versuchte man es, den Gegner in das Gebiet persönlicher Angriffe hinüberzudrängen und ihn von hier aus unglaubwürdig zu machen. Zu bedauern bleibt es aber immer, wenn eine Kampfesweise, die man für gewöhnlich in den Werkstätten von Handwerkern, an Obst- und Gemüsemärkten und

überhaupt an Orten, an denen sich Personen minderer Bildung einfinden, sich auch in höhere Kreise einschleichen und dort ganz zutraulich niederlassen sieht.

Vor einer Gastpredigt.

Angst vor Epidemien ist nicht immer ein sicheres Zeichen von Feigheit, wie Ruhe im gleichen Falle nicht immer als ein sicheres Zeichen von Muth und Todesverachtung gelten kann. Als die Cholera zum ersten Male Wien heimsuchte, war ich Schüler der fünften Gymnasialclasse. So ein junger Mensch setzt sich bald über Gefahren hinweg, der ist des Dafürhaltens: der Gedanke an das Sterben sei lächerlich, daß Einen der Tod so geschwind niederstrecken könne sei eine reine Unmöglichkeit.

Als ich im Convicte zu Krems den damals sogenannten philosophischen Cursus machte, bekam ein Gymnasialschüler desselben Instituts, Namens Fischer, Sohn eines wohlhabenden Zimmermeisters aus Brunn, einen sehr schweren Typhus, dem er auch in einigen Tagen erliegen mußte. Ich bot mich damals freiwillig an, bei dem armen Kranken die Nacht zuzubringen, obwohl mich keine Verpflichtung dazu verhalten konnte. Ich und noch ein anderer Mitschüler nahmen öfter schwarzen Kaffee, um uns wachend zu erhalten. Auch nur an die Möglichkeit einer Ansteckung zu denken, war mir damals ferne gelegen.

Zum zweiten Male kam die Epidemie 1836 nach Wien. Ich befand mich damals im zweiten Jahrescursus der Theologie im Wiener Seminar. Auch Alumnen wurden von der Krankheit ergriffen und es war bei Vielen begreiflicher- und sehr verzeihlicherweise ein panischer Schrecken ausgebrochen. Ich ließ mich sogleich freiwillig herbei, Krankendienste zu leisten und die Füße eines Befallenen nach der damaligen Curmethode (oder Mode) mit Eisstücken zu frottiren. Dieser Kranke von damals lebt noch und ist gegenwärtig Domprälat (Stöger) an der Metropolitankirche zu Wien.

Zu jener Zeit kannte ich gar keine Furcht. Es wurde damals erzählt, daß ein Komiker die Gesichtszüge eines von der Krankheit befallenen in einer lustigen Gesellschaft nachgemacht habe, und noch in der Nacht darauf von der Krankheit befallen und derselben erlegen sei. Daß ähnliche Fälle von Uebermuth schon öfter vorgekommen sind, ist gewiß.

Einen eclatanten Fall dieser Art aber habe ich an einem Magistratsrath in Wien erlebt; die Begebenheit ist derartig lehrreich und vom Uebermuth abmahnend, daß ich dieselbe hier berichten will, wie selbe vorgefallen ist.

Im Jahre 1854 trat die Krankheit wieder sehr heftig auf. Ich war durch einen schweren Typhus, den ich im October, November 1853 durchgemacht im Nervenleben heruntergekommen und krankhaft ängstlich geworden.

Nachdem die Epidemie schon hie und da in Oesterreich spukte, war sie auch plötzlich unter einem wenigstens für mich bedeutenden Umstande in Wien ausgebrochen.

Die »Kirchen-Zeitung« deren Redacteur ich war, erschien damals im Verlage der Buchhandlung Greß. Ein Freund dieses Greß war ein Magistratsrath Blümel, den ich vom Sehen kannte, weil ich selben bisweilen in der Buchhandlung getroffen.

Zu dieser Zeit äußerte ich mich einmal gegenüber Greß, daß mir das Herannahen dieser Krankheit nichts weniger als angenehm sei. Einige Tage darnach befand ich mich eben in seinem Buchladen (unter den Tuchlauben). Es war schon der Abend hereingebrochen. Als ich eben einige neu angekommene Bücher durchblätterte, klopfte es stark an einem Fenster der Glasthüre. Einer der Gehilfen sagte mir: »Herr Greß steht draußen, das Klopfen scheint Sie anzugehen, es steht noch ein Herr bei ihm.« Ich begab mich hinaus. Greß und Blümel standen beisammen und theilten mir lachend mit, daß eben heute Nachmittags in der inneren Stadt mehrere acute Cholera-Anfälle vorgekommen seien. Ich erwiderte: »Mit dieser Nachricht machen Sie mir keine große Freude.« Greß sagte lachend: »Wir sprachen eben darüber und ich bemerkte: wir machen uns den Spaß, dieses dem Dr. Brunner mitzutheilen, weil er sich davor fürchtet!«

Magistratsrath Blümel, diesen Abend noch frisch, gesund, munter und heiter, zum Scherzen aufgelegt, lag den Morgen darauf (nach der Wiener Redeweise) »auf dem Laden«. Er war in derselben Nacht erkrankt und gestorben.

Seitdem sage ich, wenn einer über die Angst eines Anderen vor Epidemien spottet: »Ich bitte sehr, in dieser Richtung keinen Spaß zu machen, daß ist ein sehr gefährlicher Gegenstand.«

Um dieselbe Zeit wurde ich nun nach Perchtoldsdorf bei Wien vom Pfarrer Weber zur Patrociniumspredigt (St. Augustin) geladen. Ich war

daselbst drei Jahre lang von 1839 bis 1842 Caplan. Am Samstag vor dem Feste begab ich mich zu Wagen nach Perchtoldsdorf. Es war ein schweres Gewitter im Anzuge. Die Luft ruhig; das Firmament wie mit einer Bleidecke überzogen.

Als ich den Kutscher auf dem Kirchenplatze in Perchtoldsdorf auszahlte, kam ein Blitz, ein furchtbarer Krach und eine Menge Ziegeln rollten knatternd von der in der Nähe befindlichen Margarethencapelle nieder. Dem Kutscher fiel vor Schrecken das Geld aus der Hand. Ein starker Donnerkeil hatte einen Theil des Capellendaches zerschmettert.

Nach dem Abendessen im Pfarrhause begab ich mich in das mir angewiesene Zimmer und legte mich zu Bette.

Die Predigt sollte Morgens um 9 Uhr stattfinden. Ich war damals auch als Redacteur vielfach beschäftigt und verschob meine Vorbereitung zur Predigt auf den Morgen. Von 7 bis 9 Uhr dachte ich mir, ist Zeit genug. Ich hatte mir ein paar Biographien des heil. Augustin mitgenommen. Die Gewitterluft hatte den Schlaf verscheucht. Es war schon Mitternacht und ich drehte mich noch schlaflos und unmuthig auf meinem Lager herum.

Da wird auf einmal beim Pfarrhause heftig geläutet. Das bedeutet einen Versehgang. Es wird doch kein Cholerafall sein, sagte ich beschwichtigend zu mir selber. Nach einer halben Stunde wurde wieder geläutet, das wiederholte sich noch einige Male. Jetzt ist es aber sicher; die Epidemie ist ausgebrochen; und du sollst nun nach einer schlaflosen Nacht, mit eingenommenem Kopfe und ohne eigentliche Vorbereitung, die Kanzel besteigen und predigen und noch dazu vor einer Gemeinde die vom ersten Schrecken des Ausbruches der Krankheit ergriffen ist! So ex abrupto predigen, wenn man sich gehörig ausgeschlafen hat, wenn man gesund, ohne Heiserkeit, mit klarer Stimme begabt ist, kein Eingenommensein des Kopfes fühlt, das geht! Wenn man aber wenig, oder gar nicht vorbereitet ist und das Bleigewicht des Unwohlseins an den Flügeln seines Geistes hängen hat, wenn man verstimmt, schläfrig und heiser ist, an Migräne leidet, oder auch Verdrießlichkeiten, Widerwärtigkeiten vor sich hat, und soll auf die Kanzel steigen und ununterbrochen im logischen Zusammenhange etwas vortragen, da fühlt man in der That nichts weniger als eine angenehme Stimmung und Vorempfindung. Nun diese Nacht war eine der unangenehmsten und widerwärtigsten, von denen, die ich je vor einer Predigt durchgemacht, — wie kannst du und was sollst du morgen unter diesen Umständen, verstimmt, ängstlich, abge-

mattet und abgeschlagen, predigen? Bei einer solchen Gelegenheit erwartet das Auditorium doch etwas mehr, als an gewöhnlichen Tagen! Es wurde endlich 6 Uhr Morgens, ich ging in die Kirche, um die heilige Messe zu celebriren, frühstückte, erholte mich auch ein wenig, las mit der größten Zerstreutheit hie und da, machte mir einen Entwurf; hielt die Predigt, war aber vom Herzen froh, als ich die Stufen der Kanzel heruntersteigen konnte. Nach der Predigt war auch der größere Theil der Angst vor der Epidemie verschwunden.

Wenn ein Seelsorger in einem Orte allein ist, wenn er die Nacht vor einem Sonntage oder Feiertage mit Versehgängen zubringen muß und am anderen Morgen die Kanzel besteigen soll, so wird er ähnliche Empfindungen durchmachen müssen.

Das Gewecktwerden in der Nacht, das stundenlange Gehen oder Fahren zu den Kranken, bei schlechter Witterung, zu Winterszeit über gefährliche Pfade, bei Sturm und Schneeverwehung auf dem Lande, im Gebirge, oder in der Stadt, in Wohnungen armer Leute, wo viele in einer dumpfen Kammer zusammengepfropft existiren müssen, das gehört eben nicht zu den leichtesten Aufgaben im Berufe eines Seelsorgers. Beim Wandeln von Wegen dieser Art, kann man sich nur gestärkt und getröstet fühlen, wenn man Hoffnungen in seiner Seele genährt hat, die über dieses diesseitige jammervolle Dasein hinausragen und deren Erfüllung dem Menschen im Jenseits entgegenleuchtet.

Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan.

Der Schreiber Dieses hätte manche andere Ereignisse seines Lebens anzuführen, die dem nachfolgenden ähnlich sind; es handelt sich aber auch hier nur wieder um ein Beispiel, welches die Handlungsweise zeigen soll, die man bisweilen von obenher in Geduld hinzunehmen hat. Das mag einerseits Manchem, dem es ebenso ergehen wird, zu einigem Troste dienen, wie es andererseits jenen, die eine Macht haben, eine Lehre sein könnte, die ihnen besagt, daß der Mensch, wenn er zu irgend einer Machtstellung gelangt, bei jedem Gewaltact, den er vorhat, an sich die Frage stellen soll: Was gewinne ich hiedurch an der Ruhe meines Gewissens, was gewinne ich an Achtung vor meinen Untergebenen, und was am Urtheile der Mitwelt, wenn ich von dieser irdischen Wanderschaft und spannlangen Herrlichkeit abberufen werde?

Nun zum kleinen Beispiele. Im Herbste 1850 kam Graf Stolberg, der Generalpräses des von ihm gegründeten St. Bonifacius-Vereines nach Wien; es sollte dieser Verein zur Unterstützung armer, in der Diaspora lebenden katholischen Gemeinden, auch von Oesterreich aus seine Thätigkeit entfalten.

In der Wohnung eines wohlhabenden Kaufmanns (Altmann) wurde eine Versammlung zu diesem Zwecke abgehalten. Unter den Anwesenden befanden sich Graf Stolberg, Baron Andlaw aus Freiburg im Breisgau, Hofrath Friedrich Hurter, Professor Baltzer und Dr. Wik aus Breslau, Dr. Anton Gruscha, Pfarrer Poppenberger, die Capläne Scherner, Rebhann und Andere mehr.

Daß, und warum im Ordinariate ein Mißtrauen gegen das ganze Vereinswesen geherrscht, haben wir schon anderseitig nachgewiesen. Es machte daher Schwierigkeiten einen Präses zu gewinnen; es kann auch keinem Priester ein Vorwurf gemacht werden, wenn er es bedenklich findet, sich beim Ordinariate in eine schiefe Stellung zu bringen.

Der Schreiber Dieses war durch die Herausgabe seiner entschieden antijosephinischen »Kirchen-Zeitung« schon ohnedies nicht gut angeschrieben, ob sich der noch etwas mehr verfänglich macht, daran ist wenig gelegen, hieß es, und zudem kann er als Eigenthümer eines katholischen Blattes, dem Vereine schon in dieser Stellung einen Nutzen bringen. Von diesen Rücksichten geleitet, hatte die Versammlung mich einstimmig zum Präses gewählt.

Ich dankte für das Vertrauen, erklärte aber auch zugleich entschieden, ich sei bereit, Jedem, der dies Amt übernehmen wolle, es mit Freuden zu überlassen, und nur gewillt, es anzunehmen, wenn sich niemand Anderer dazu findet. Man ersuchte mich wiederholt, die Wahl anzunehmen. Zum Vicepräses wurde Dr. Anton Gruscha gewählt, der sich ebenso wie ich eines minder vortheilhaften Rufes erfreuen konnte.

Mein Freund und College an der Pfarre Altlerchenfeld, Rebhann, übernahm die Stelle eines Cassiers. Wir thaten, was wir thun konnten, ließen Ausrufe ergehen, sammelten, spendeten, legten Rechnung und ließen uns auch nicht einmal die Kanzleispesen aus den Sammelgeldern bezahlen.

Wir stellten aber die Bedingung: das gesammelte Geld und die Kirchenparamente selber jenen Gemeinden in Norddeutschland schicken zu wollen, die uns vom Generalvorstand als bedürftig angezeigt werden, und wollten somit unsere Sammlung dem Generalvorstand zu seiner beliebigen Verfügung nicht unbedingt gestellt wissen.

Somit übernahmen wir die Missionsstation Eulenburg und konnten schon einige Monate nach Begründung des Vereines den Pfarrer und Lehrer daselbst unterhalten.

Nachdem im Jahre 1853 der neue Erzbischof von Rauscher sein Amt angetreten, fanden auch die Vereine von Seite des Ordinariates eine günstige Aufnahme. Da kam eines Tages Graf Odonell, ein Comitémitglied desselben Vereines zu mir, und eröffnete mir im Namen des Erzbischofs Folgendes: Der Fürsterzbischof habe die nun (nach den Statuten) abzuhaltende Wahl eines Präses (nach drei Jahren) für überflüssig gehalten; er wolle, um dem Vereine eine größere Wirksamkeit zu eröffnen — einen Mann in einer kirchlichen Stellung als Vereinspräses haben; und daher dem Burgpfarrer Dr. Kutschker dieses Amt übertragen. — Es muß hier bemerkt werden, daß das Comité, hätte es nach den Satuten zur Wahl kommen können, schon aus Rücksicht, weil ich diese Stelle in einer für den Präses nicht günstigen Zeit übernommen, mich wiedergewählt hätte. Der Graf sprach noch dazu den Wunsch aus: »Wir hoffen, daß Sie nun auch als Comitémitglied des Vereines demselben ihre bisher zugewendete, anerkennenswerthe Thätigkeit widmen werden.« Ich kann nicht sagen, ob der Graf diesen Wunsch aus eigenem Antrieb oder von anders woher dazu aufgefordert, ausgesprochen. Meine Erwiderung in aller Ruhe vorgebracht, lautete beiläufig, wie folgt: »Ich habe die Vorstandschaft in einer Zeit übernommen, in welcher die Vereine von Oben aus nicht gerne gesehen wurden, und in welcher diese Stelle Niemand übernehmen wollte.«

»Obwohl ich nun, mit Umgehung der Statuten, kurzwegs meines Amtes enthoben worden bin, wird es mich freuen, wenn ein Mann, der durch seine Stellung imponirt, dem Vereine eine segensreichere Wirksamkeit eröffnet, und der neucreirte Präses wird sich sicher jene Mühe geben, welcher ich bisher mich unterzogen habe. Ich habe es von jeher für eine Ehre gehalten, der guten Sache zu dienen, wenn auch irdischerweise nichts weniger als ein Lohn dafür in Aussicht gestanden ist. Wenn ich aber unter der gegenwärtigen Constellation mich als Comitémitglied in den Verein nicht mehr eindrängen will, so werden Sie diesen meinen Entschluß nicht ungütig aufnehmen. Sollte mir aber von manchen Seiten her dies mein Benehmen als Mangel an Demuth ausgelegt werden, so kann ich nur sagen, daß ich mit dieser Beschuldigung vollkommen zufrieden bin und den nöthigen Hochmuth besitze, dieselbe zu ertragen. Nachdem ich nun nicht die Ehre habe, ein Mitglied der gegenseitigen Lobassecuranz

zu sein, muß ich mir ähnliche Urtheile und Complimente gefallen lassen. Ich bin, wie Sie wissen, vor drei Jahren gebeten worden, das Amt zu übernehmen, ich habe es redlich und treu verwaltet und finde es eben so erklärlich, daß 1850 ein Mann von Stellung nicht an die Spitze treten und den Verein organisiren wollte, als ich es jetzt in weltläufiger Anschauungsweise erklärlich finde, wenn man den Mohren einfach fortschickt, nachdem er seine Schuldigkeit gethan.«

Nun begab sich Graf Odonell, meinen Entschluß bedauernd, zu meinem Freunde Rebhann, und ersuchte diesen, die Cassierstelle beizubehalten; dieser entgegnete: »Ich habe das Amt auf Ansuchen meines Freundes Brunner übernommen; wenn man nun einen neuen Boden legen und neue Männer in Stellungen Vorstände sein sollen, so soll man auch einen Mann von Stellung zum Cassier machen.«

Es dürfte aber die hier erzählte Procedur nicht initiativ vom Erzbischofe Rauscher ausgegangen sein; denn dieser Herr hat sich um derlei kleinliche Angelegenheiten nur dann gekümmert, wenn er von anderer Seite her gewonnen, und zu solchen Proceduren vorbereitet und bearbeitet worden ist.

Einige Jahre später gab ein neues Vereinsmitglied, um dem gesunkenen Vereine aufzuhelfen, ein »Bonifazius-Büchlein« heraus; dieses Mitglied hat sich zur Zeit, als der Verein sehr mißliebig war, von demselben vorsichtig ferne gehalten. In einer historischen Skizze über das Wirken des Vereines in Wien bemerkte derselbe Verfasser: »Schon im Jahre 1852 ward der Bonifacius-Verein in der Erzdiöcese Wien eingeführt und bestand ein besonderes Comité zur Verbreitung und Leitung desselben.«

Abgesehen davon, daß das Gründungsjahr irrig angegeben ist (denn der Verein wurde im Jahre 1850 gegründet), zeigt es von einer anerkennenswerthen politischen Klugheit, daß dieser Autor die Namen Derjenigen mit nobler Ignorirung übergangen hat, welche so unvorsichtig waren, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, während er jetzt seinen Namen als Comitémitglied angab, mit großer Gewissenhaftigkeit seine Titel als Garnitur beizufügen wußte und bei günstiger Gelegenheit auf seine Verdienste und auf die Opfer hinweisen konnte, mit denen er der guten Sache gedient hat.

Es sind Fälle, wie der erzählte, nichts Neues, sie ereignen sich den Grundzügen nach, öfter in welt- und kirchenhistorischen Kreisen und unter kleinen aber nicht welt- und kirchenhistorischen Personen. Die Roh-

arbeit wird unbesonnenen Hitzköpfen überlassen, während die talmigoldene Pastoralklugheit den günstigen Zeitpunct abwartet, in welchem sie ohne Risico in die Action eintreten und dann sich breit machen kann, um im freundlichen Sonnenscheine dort etwas zu ernten, wo Andere in Sturm und Wetter etwas gesäet haben.

Seither sind 36 Jahre vorübergegangen — dieser in aller Ruhe niedergeschriebene Bericht soll nur ein neuer Beweis sein, wie oft uns von unseren Mitmenschen Gelegenheit dargeboten wird, in dem unerschöpflichen Studium der Menschen- und Weltkenntniß neue Erfahrungen zu sammeln. Es gibt nämlich in allen Ständen Streber, die wie gewisse Käfer (Holzböcke), weit hervorragende Fühlhörner haben (dieselben gleichen en miniature den gewaltigen Hörnern des Steinbockes), in denen sich ihr ganzes Nervenleben concentrirt; sie sondiren, wenn sie auf einen Baum klettern, sehr feinfühlig nach rechts und links, weichen vor jedem Hindernisse zurück, beugen augenblicklich den Kopf vom Brustschilde aus nach unten und verstehen es, mit aller Sicherheit des thierischen Instinctes aufwärts zu klettern. Sie suchen dann ganz behaglich ihre vorderen und hinteren Kletterwerkzeuge vom Schmutze zu reinigen (sie waschen gleichsam ihre Hände in Unschuld) nachdem sie oben an ihrem Ziele angelangt sind.

Selbstverständlich hassen sie jeden Naturforscher, der sich die Mühe gibt, diese Lebewesen in ihren sonderbaren Eigenthümlichkeiten zu beobachten und die Resultate seines Studiums zu veröffentlichen.

Ein Besuch drei Jahre nach der Einladung.

Im Jahre 1854 bekam ich von Seite einer in Ungarn begüterten Gräfin (die ich wegen einer nachfolgenden Affaire, die ihren Sohn angeht, weder nennen, noch deren Namen andeuten kann) eine Interpellation wegen der von mir redigirten »Kirchen-Zeitung«. Die Dame erklärte mir geradewegs: daß sie sich über den Inhalt der »Kirchen-Zeitung« völlig getäuscht habe. Sie wollte sich durch das Blatt erbauen, finde aber statt Erbauung nur Streitigkeiten, Polemiken, Kritiken, unangenehme Ereignisse, Feindseligkeiten gegen die Kirche, kurz einen Inhalt, der sie zur Erbauung nicht stimmen könne. — Ich erwiderte dieser Dame sehr höflich, im Wesentlichen Folgendes: Die »Kirchen-Zeitung« habe eben nicht die Aufgabe einer Erbauungsschrift. Sie wolle nur die, auf die Kirche, ihr Bestehen, ihre Kämpfe, zeitweiligen Siege und

Niederlagen bezüglichen Ereignisse registriren, und habe gerade die Pflicht, dem Kampfe mit ihren Gegnern nicht auszuweichen. Streit und Polemik sei in einer Zeit, in welcher die Kirche von allen Seiten angefochten wird, unvermeidlich. Die Mitarbeiter einer »Kirchen-Zeitung« haben nun die Pflicht, die Leser des Blattes zu orientiren, ihnen die Mittel zur Vertheidigung an die Hand zu geben, sie zu ermuthigen, daß sie durch das massenhafte ununterbrochene Geschrei ihrer Gegner sich nicht einschüchtern lassen. Wolle die Gräfin sich erbauen, so müsse sie sich eben Bücher anschaffen, die zur Erbauung dienen.

Die vornehme Dame fühlte sich durch diese Erklärung nichts weniger als beleidigt. Sie schrieb mir wieder einen sehr höflichen Brief; dankte mir für diese Auseinandersetzung; erklärte, daß sie ihren Irrthum einsehe — und lud mich ein — am Frohnleichnamstage in dem Pfarrorte, wo sie ein eben jetzt von ihr bewohntes Schloß besitze, das Amt und die Procession zu halten — sie habe über diesen Umstand schon mit dem Ortspfarrer gesprochen. Ihre Equipage werde an dem ihrem Schlosse nächsten Bahnhofe bereit stehen, um mich abzuholen.

Ich dankte für diese Einladung, die ich für diesmal anzunehmen, wegen überhäuften Arbeiten gehindert sei — wolle aber bei gelegener Zeit mir die Freiheit nehmen, einmal von der edlen Gastfreundschaft Gebrauch zu machen, wisse aber jedenfalls die mir zugedachte Ehre und Zuvorkommenheit vollkommen zu würdigen.

Drei Jahre darnach hörte ich von dem Unglücke sprechen, daß die Gräfin X. betroffen — ihr Sohn (ein Cavallerie-Officier) sei in ein Duell verwickelt worden, und habe einen Schuß erhalten, der durch den Rücken durchgegangen, das Rückgrat gestreift habe — er liege in höchster Todesgefahr im Hotel X., seiner Mutter habe man telegraphirt und sie sei sogleich nach Wien gekommen.

Ich erkundigte mich nun genauer um den Namen, und ersah: das sei dieselbe Dame, die mich vor drei Jahren eingeladen. Es war 6 Uhr Abends im Jänner. Ich begab mich sogleich in das Hotel, fragte nach, sagte einem Diener, ich wolle die Gräfin sprechen; der erwiderte: die Gräfin sei in einem derartigen Zustande der Trauer und Betrübniß, daß sie keinen Besuch empfangen könne. Ich gab ihm nun meine Karte, und sagte, er möge selbe der Gräfin überreichen. Ihr Diener kam zurück, und sagte mir: die Gräfin lasse mich ersuchen, zu ihr zu kommen.

Ich hatte diese Dame persönlich nicht gekannt. In Trauer und Schmerz aufgelöst, saß sie bitterlich weinend auf einem Sopha — erhob

sich, reichte mir freundlich die Hand. Ich sagte: Verehrteste Frau Gräfin. Sie haben mich vor drei Jahren bei einer feierlichen Gelegenheit eingeladen, ich halte es für meine Pflicht, jetzt bei einer sehr traurigen Gelegenheit Sie zu besuchen — wenn ich Ihnen den mindesten Trost in Ihrem Unglücke darbieten kann, so mögen Sie das als einen geringen Dank für Ihre freundliche und gütige Einladung von damals annehmen.

Es ergab sich bald ein Gespräch über den Zustand ihres Sohnes. Seinen Herzenkummer einem Anderen mittheilen zu können, ist auch eine Erleichterung des Schmerzens. — Ihr Sohn war, wie dies bei jungen Militärs öfter vorkommt, in eine Lage verwickelt worden, in welcher dem Duell auszuweichen, eine militärische Unmöglichkeit war; d. h. er mußte seinen Stand verlassen, oder sich schlagen. Der Schuß war durch den Rücken durch und durch gegangen — der Rückgrat aber nicht verletzt worden. Die heutige Nacht sei nach dem Urtheile der Aerzte die entscheidende, gehe sie günstig vorüber — dann sei ein Heilungsproceß möglich. — Ich ging und versprach, künftigen Tages wieder nachzufragen. Nach ein paar Tagen erklärten die Aerzte, der Heilungsproceß beginne, und müsse nur Sorge getroffen werden, daß derselbe durch keinen Zwischenfall gestört werde. Die arme Dame war jetzt schon sichtlich heiterer, die größten Besorgnisse verscheucht. Ich fragte sie, ob ich ihren Sohn sehen könne: o ja, sagte sie, es wird ihn sogar freuen, er ist ein sehr guter Bursche, und ist halt auch so dazugekommen, wie es bei den jungen Leuten schon geht. Ich habe ihm erzählt — wie Sie sich uns gegenüber so liebenswürdig theilnehmend und besorgt erwiesen haben. — Sie führte mich nun selber in das Krankenzimmer und stellte mich ihm vor: er streckte mir freundlich beide Hände entgegen und sagte: »Ich danke Ihnen herzlich für die Theilnahme, die sie meiner armen Mama in ihrem Kummer gezeigt haben.« Ich sagte zu ihm: »Nach der Schilderung, die mir Ihre gute Mama von Ihnen gemacht, kann man mit Ihnen schon ein gescheidtes Wort reden. Hören Sie, mein lieber Graf — das werden Sie doch selber sagen müssen, daß so ein Duell eine rechte Dummheit ist (ich sagte das im Scherz und dabei lachend), nun danken Sie Gott vom Herzen, daß es so gut ausgehen wird.«

»Wenn Ihr Gegner eine Ehre hat, so kann ihm Ihr Zustand nicht gleichgiltig sein — er muß selber wünschen, daß sie wieder glücklich davonkommen, und wenn er ein Gewissen hat, so muß er für Sie beten. — Was trägt ein Mensch für ein Gefühl mit sich herum Zeit seines Lebens, der das traurige Andenken hat — einen anderen todt

hingestreckt zu haben — und wegen was? — Wegen einer Dummheit, die, wenn beide Theile christlich und versöhnlich gestimmt gewesen wären, zu keiner so traurigen Katastrophe geführt hätte. Uebrigens haben Sie für die Zukunft eine Lehre, daß Sie Gelegenheiten zu derlei Excessen ehrenhaft aus dem Wege gehen, was jetzt umso leichter möglich ist — weil Sie nun Niemand mehr des Mangels an Courage beschuldigen kann.« — Der junge Mann nahm Alles sehr gut auf — stimmte bei Manchem mir bei und zeigte aus seinem ganzen Benehmen, daß er im Grunde seines Herzens ein edler, bescheidener, liebenswürdiger Mensch war. Wir redeten in kurzer Zeit wie gute Freunde miteinander; und seine Mutter dankte mir, als ich fortging, jetzt erst recht vom Herzen, als ich mich von ihr in ihrem Zimmer empfahl; und als ich ihr bemerkte: »Er ist so wie Sie mir ihn geschildert haben, Frau Gräfin — er ist in Wahrheit ein guter Bursche.« — Die arme Frau konnte nur mit Thränen in den Augen für diese paar freundlichen Worte danken. — Sie ist längst gestorben; und hat auch erfahren: was ein Mutterherz oft zu leiden hat.

Erinnerungen an Abt und Bischof Haneberg.

Haneberg's persönliche Bekanntschaft machte ich 1846 in München Ich sah ihn daselbst mehrere Male in der Abendgesellschaft beim alten Görres. Er war damals Weltpriester und Professor der Theologie an der Universität zu München. In der Ludwigskirche hörte ich ihn predigen. Im Jahre 1860 besuchte ich ihn bei St. Bonifaz, wo er einige Jahre früher zum Abt gewählt worden war; in welcher Stellung er blieb bis er 1872 Bischof von Speyer wurde. Von 1860 bis 1872 habe ich mit Haneberg sehr oft verkehrt, ich wohnte öfters wochenlang in St. Bonifaz, speiste aber in der Regel auswärts, weil ich die Staatsbibliothek benützte, die von St. Bonifaz entlegen ist und ich mit dem Speisen an eine bestimmte Zeit nicht gebunden sein wollte. An Sonntagen oder Donnerstagen pflegte mich Haneberg einzuladen. Es wird in St. Bonifaz sehr einfach gelebt. Zu Mittag Suppe und Rindfleisch, nur an Sonntagen und Donnerstagen ein Braten mit Salat. Haneberg pflegte zu sagen: Heute müssen Sie bei uns speisen, heute haben wir auch einen Braten! Sein überaus heiteres, liebenswürdiges Lächeln, gab der Einladung die Würze und den Nachdruck.

Haneberg war einer der liebevollsten, edelsten, versöhnlichsten Menschen, sein Wirken als Seelsorger, Prediger, Professor, Abt und Bischof ist über jedes Lob erhaben.

Haneberg ist im wahren und schönsten Sinne ein frommer Mann gewesen. Seine Gesinnung war echtes Gold, von innen heraus nicht Flittergold von außen aufgeklebt.

Er war strenge gegen sich und überaus milde, liebevoll und nachsichtig im Beurtheilen Anderer, zum Unterschiede von der falschen Frömmigkeit, die das gerade Gegentheil übt, d. h. die mit sich selber außerordentlich liebevoll und nachsichtig, und gegen Andere fürchterlich lieblos und rachsüchtig ist. Die Erscheinung Haneberg's war würdevoll und einnehmend. Man sah auf den ersten Blick, diesem Manne kann man das vollste Vertrauen schenken; das ist eine große, edle Seele; von der man erwarten kann, daß von ihr nur Wohlwollen, Liebe und Güte ausgeht, die keine Intriguen und keine Falschheit kennt, die bestrebt ist in jedem Menschen den Miterlösten zu achten und zu ehren, welche so viel Macht über sich hat, nicht nur Gutes für Gutes, sondern auch Gutes für Böses dem Nächsten zu erweisen. Ich habe Haneberg in vielen Situationen kennen gelernt und kann nur sagen, daß seine Handlungsweise, besonders seinen Feinden und Gegnern gegenüber, mich erbaut und mir Bewunderung eingeflößt hat.

Es wird mich mein lebenlang freuen, daß dieser Mann mich seiner Freundschaft und seines Vertrauens gewürdigt hat. Ich habe ihn auch in bitteren Stunden kennen gelernt, die ihm seine Gegner unter dem Vorwande des Glaubenseifers, öfters mit kaltem Herzen bereitet haben; ich habe ihn nie erzürnt oder aufgebracht gesehen. Er pflegte bei solchen Gelegenheiten zu sagen: Man muß sich mit seinem guten Gewissen trösten, die Feinde walten lassen und sein Geschick Gott anvertrauen. Er hatte nur einen Fehler, was menschliche Klugheit und Berechnung anbelangt: daß er Andere, mit denen er in nothgedrungenen Verkehr gekommen, für eben so edel, wahrheitsliebend, gerecht und versöhnlich hielt, als er es selbst gewesen. In diesen Fehler ist er zum Schaden seiner Ruhe und zum Nachtheile seines irdischen Geschickes sehr oft verfallen.

Von der Abtei zur Universität sind raschen Schrittes 25 bis 30 Minuten zu gehen. Er blieb auch noch als Abt Professor der Theologie. Er ging immer, auch beim heftigsten Regen, zu Fuß; und in München regnet es nicht selten und nicht wenig, im Sommer oft drei bis vier

Tage lang in Wasserschnüren, die dicht nebeneinander fallen. Oefter ersuchten mich Capitulare des Stiftes: Sagen Sie es doch dem hochwürdigen Abt, auf Ihr Reden hält er etwas, er solle sich einen Einspänner nehmen und fahren, sein Leben ist uns doch allen theurer und werthvoller, als das kleine Ersparniß des Fuhrlohnes, er kommt oft so durchnäßt nach Hause, daß von seinem Habit, wenn er selben dann an die Thüre hängt, ein förmlicher Tintenbach zu Boden fließt, wenn die schwarze Farbe ausläßt. Ich richtete Haneberg diesen Auftrag wiederholt in Ernst und Scherz aus. Er erwiderte: »Die Geistlichen von St. Bonifacius müssen ja auch zu hunderten Malen im strömenden Regen auf die Gottesäcker zu Leichenbegängnissen gehen, sie werden auch durch und durch angeregnet und müssen sich's gefallen lassen, warum soll denn ich es besser haben.«

In der Abtei leben in der Regel an zwanzig Priester und zwanzig Laienbrüder des Benedictiner-Ordens. In halbwegs freien Stunden die ihm von seinen Vorlesungen, von dem Verkehre mit vielen hohen Personen deren Gewissensrath er gewesen, von seiner Obliegenheit als Abt, übrig blieben, pflegte er zu lesen oder literarisch zu arbeiten.

Da geschah es nun sehr oft, daß er von den Laienbrüdern zu jeder Tageszeit unterbrochen wurde; unter diesen guten Brüdern, die das Haus durch ihr erlerntes Handwerk redlich unterhalten helfen, ist einer Koch, einer besorgt den Keller und ist Tafeldecker, einer Schuhmacher, ein anderer Schneider, einer Bäcker, einer Tischler, einer Pförtner und Almosenvertheiler, ein anderer Sacristan u. s. f. Die kamen, theils um ihre Obliegenheiten zu fragen, theils den Rath oder Trost des Abtes zu suchen.

Ich bemerkte ihm einmal: »Wie wäre es denn, wenn Sie täglich eine Stunde bestimmen würden, in welcher die Laienbrüder kommen können, um in der anderen freien Zeit ungestört arbeiten zu können?« Darauf sprach Haneberg die denkwürdigen und seine edle, pflichttreue Seele charakterisirenden Worte: »Ja, sehen Sie, ich will Ihnen sagen, wie ich mir diese Sache anschaue. Ich bin zum Abte gewählt worden, um allen meinen Pflegebefohlenen dienstbar und hilfreich zu sein, ihnen gehört zunächst und vor Allem meine Zeit. Gegenüber dieser Pflicht werden die literarischen Arbeiten zur Nebensache. So ein armer Laienbruder hat sein Leben dem Orden zum Opfer gebracht. Er benöthigt gerade in dieser oder jener Stunde einen Trost oder einen Rath — da soll ihm nun die Thüre seines Abtes und Vaters nicht verschlossen sein.

Wie er dem Hause dient in seiner Art, so habe ich ihm zu dienen in meiner Art; es ist mir freilich nicht angenehm, keine Minute sicher zu sein, ob ich während meiner Arbeit unterbrochen werde; hätte ich aber die Ruhe und Ungestörtheit haben wollen, so hätte ich die Wahl zum Abte nicht annehmen dürfen. Nun ich sie angenommen habe, heißt es auch, die Pflichten des Amtes erfüllen, die aller Ruhe und aller Bequemlichkeit vorangehen.«

Ich entgegnete: Dieser Auffassung Ihrer Stelle gegenüber kann ich freilich nichts erwidern, nur dem Hause glückwünschen, zu dessen Vorstand Sie die Vorsehung berufen hat.

In diesem einen Grundzuge sind wieder viele andere enthalten. Er wollte Vater der ihm Anvertrauten sein, und er war es auch. Dafür kam ihm aber auch Liebe, Verehrung und Achtung von allen Seiten entgegen. Es war eine aus vollem Herzen und tiefem Glauben quellende Johannesliebe, mit welcher er seine Gemeinde zu leiten wußte. Es fehlte ihm nicht an Feinden. Einer dieser Herren (von mächtigem Einflusse) pflegte, so oft es sich darum handelte, Haneberg zu einem Bischofe zu creiren, zu sagen: »Wie, Haneberg ein Bischof? Der ist ja nicht im Stande, eine Hühnersteige zu regieren, viel weniger ein Bisthum.« Und siehe! Haneberg wurde Bischof von Speyer, man kann von ihm im echten Sinne des Wortes sagen: er ist seiner eifrigen, weder die Gesundheit noch das Leben berücksichtigenden Pflichterfüllung als ein Opfer erlegen. Er war einer der würdigsten Bischöfe Deutschlands und hat die vier Jahre seines Hirtenamtes in wahrhaft apostolischer Wirksamkeit zugebracht.

Am 31. August 1872 verließ Haneberg die Abtei St. Bonifaz in München und trat über seine Heimat im Allgäu die Reise nach Speyer an; der 30. Mai 1876 war sein Todestag.

Daß der besagte Herr mit der Hühnersteigen-Vorsage nicht zu den großen Propheten gehörte, das wußte man längst. Durch seine Prophezeiung über Haneberg (zu welcher er selbst sehr wenig Berechtigung besessen) hatte er auch den Beweis geliefert, daß ihm auch dann großes Unrecht geschehen wäre, wenn man ihn für einen kleinen Propheten gehalten hätte.

Schon vor 1872 hatten den Abt zwei wahlfähige Capitel zum Erzbischofe und Bischofe gewünscht, seine Gegner verhinderten dies sehr klug, um sich die schwarze Schuld nicht aufzuladen; sie brachten den edlen Mann dahin, daß er für die eventuelle Wahl sich ablehnend bedankte.

Sehr charakteristisch ist folgender Brief, den er mir auf mein Gratulationsschreiben bezugs Speyer, das mit den Worten begann: »Ich gratulire der Diöcese Speyer« u. s. w. zusandte.

»München, 11. Juni 1872.«

»Verehrtester Freund!«

»Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Glückwünsche. Ich sollte sie, strenge genommen, nicht annehmen, ehe die Präconisation stattgefunden hat, doch darf ich gegen Ihre so ehrliche freundschaftliche Gesinnung nicht gleichgiltig bleiben.«

»Ein sehr streng gesinnter Ordensgenosse, Abt von St. Paul in Rom, schrieb mir gestern und gratulirte mir in seinem und des Cardinal Pietra's Namen, mit der Bemerkung: er freue sich: Est enim a Deo factum ut Summi Pontificis benevolentia et dignatione hypocriticis detractoribus Amplitudinis Tuae silentium imponatur, omnesque catholici norint puritatem atque integritatem fides Tuae, sinceritatem observantiae erga Apostolicam sedem, tuumque ferventissimum Studium erga catholicam unitatem.«

»Jedenfalls hoffe ich, beweisen zu können, daß ich die katholische Kirche so sehr liebe wie nur irgend Einer. Ich habe mich persönlich an den heiligen Vater gewendet und gebeten, er möge mir zu erkennen geben, ob er es im Interesse der katholischen Kirche für besser halte, daß ich hier bleibe oder nach Speyer gehe. Auf dieses hin erhielt ich eine huldvolle Aufmunterung, das bischöfliche Amt im Vertrauen auf Gott zu übernehmen u. s. w.«

»Ich hoffe, dem heiligen Vater Freude und einigen Trost bereiten zu können.«

»Mit der Bitte, vor der Präconisation über diese Sache nicht viel zu reden, aber einige Male zu beten und mir Ihr Wohlwollen zu bewahren und mit dem Wunsche, daß Ihre Gesundheit sich gründlich stärken möge, vielleicht durch eine Traubencur in Speyer, verharrt mit herzlicher Verehrung Ihr ergebenster Diener und Freund

Haneberg.«

Am 28. August 1872 war ich von Agram aus, über Kärnten und Tirol nach München gekommen, und brachte ich zwei Tage vor der Abreise Haneberg's in St. Bonifaz zu. Am 31. August verließ Haneberg die Abtei St. Bonifaz, um zuerst in das mit St. Bonifaz vereinigte Priorat Andechs und von da über seine Heimat, wo er sein Vaterhaus noch einmal sehen wollte in die Pfalz nach Speyer zu gehen.

Noch bevor er die Pforten von St. Bonifaz verließ, sprach der Schreiber Dieses in Anwesenheit sämmtlicher Capitularen zu dem Bischof Haneberg Folgendes:

»Hochwürdigster Herr Bischof!«

»Dieselben können aus diesem Hause mit dem reinen Bewußtsein scheiden, Ihre Pflichten gegenüber Ihren Mitbrüdern in der schönsten und edelsten Form der christlichen Charitas erfüllt zu haben. Wer Hochdieselben kennt, kann der Diöcese Speyer die besten Glückwünsche darbringen, welche sicher in Erfüllung gehen werden. Wer wie Sie, hochwürdigster Herr, begleitet vom Segen und Gebete vieler Tausender, den Ort seiner neuen Wirksamkeit betreten kann, der muß auch daselbst die Herzen aller guten und edlen Menschen gewinnen.«

»Der Bischof Haneberg wird für Speyer ebenso unvergeßlich werden, wie das Wirken des Abtes Haneberg in St. Bonifaz und in München unvergeßlich ist. Der Bischof von Speyer wird seine Diöcese so segensvoll leiten, so segensvoll er den Convent von St. Bonifaz geleitet hat. Gott mit Ihnen, hochwürdigster Herr Bischof, die Liebe und das Gebet Aller, die so glücklich waren, Sie kennen zu lernen, wird Sie begleiten auf allen Ihren Wegen. Der Bischof von Speyer ad multos annos!«

Bischof Haneberg erwiderte Folgendes:

»Ich habe bereits gestern meinen lieben Mitbrüdern versichert, wie ich nicht im Stande sei, alle die Gefühle, die mich beim Abschiede aus diesem Hause bewegen, auszusprechen; auch in diesem Augenblicke wäre es mir nicht möglich, diesen Gefühlen einen vollkommen entsprechenden Ausdruck zu geben. Wohl kann ich mir denken, daß es auch meinen Mitbrüdern ähnlich ergehe und insoferne werden sie dankbar dafür sein, daß ein so beredter Mund es versucht hat, diesen Gefühlen freundlichen Ausdruck zu verleihen. Ich gehe nun hin an meinen neuen Wirkungskreis, wohin, wie es mir scheint, mich der Wille Gottes ruft. Darin liegt für mich ein großer Trost, wenn ich mir auch nicht verhehle, daß die gütige Beurtheilung, mit der Sie mich von jeder Verantwortung absolviren und eine segensvolle Wirksamkeit mir auch im neuen Berufe in Aussicht stellen wollen, mir auch das Bewußtsein der schweren Aufgabe nicht wegnehmen kann. Ich weiß, daß über den freundlichen Gesinnungen der Menschen das Urtheil eines höheren Richters steht. Aber ich vertraue fest auf die Barmherzigkeit Gottes. Ich danke vom Herzen nochmal für alles mir früher und jetzt geschenkte Wohlwollen und Vertrauen. Wir Alle aber bedürfen

des Gebetes für einander, das wir stets gegenseitig für uns verrichten wollen, und in diesem Sinne will ich jetzt und im Augenblicke des Scheidens in der Kirche des heil. Bonifacius mich und Sie dem Schutze des Herrn empfehlen.«

Der Scheidegruß und die Antwort Haneberg's erschienen in einigen Blättern Bayerns. Die Worte Haneberg's athmen die liebenswürdigste Bescheidenheit, die ein Grundzug seines edlen Charakters gewesen.

Was böser Wille zu verbreiten suchte, daß Haneberg nicht die Fähigkeit habe, ein Bisthum zu verwalten, hat in dem vierjährigen Wirken Haneberg's in der Diöcese Speyer wohl die glänzenste Widerlegung gefunden. Man hatte in Rom seine Ergebenheit an den päpstlichen Stuhl, seinen Anschluß an den Primat der Kirche mit allerhand Mitteln zu verdächtigen gesucht — und siehe da, die kurze Zeit seiner Wirksamkeit als Bischof war hinreichend, seine Gegner zum Schweigen zu bringen.

Noch am 30. August 1872, einige Tage, nachdem Haneberg zum Bischof geweiht war, hatte ich eine Stunde bei ihm zugebracht — er erzählte mir die mannigfachen Schicksale, welche ihm die letzten zehn Jahre bereitet worden sind, er hatte da manchen bitteren Kelch zu leeren, und bei alledem sagte er: ich danke Gott, daß ich es so weit gebracht habe, meiner Gegner ohne Bitterkeit in der Seele zu gedenken, nur bei Einem wird es mir schwer, da kann ich's mit allem Kämpfen und Ringen nicht recht zuwege bringen. Es war derselbe, welcher aller Orten Haneberg's Regierungstalent verkleinerte — dieser Herr ist auch nicht mehr unter den Lebenden und wir wollen seinen Namen auch nicht nennen. Von Haneberg konnte man sagen, er war im Feuer erprobt und als echtes Gold befunden worden.

Zum letzten Male sah ich Haneberg Anfangs September 1875 in Speyer. Den Laienbruder Leonhard von St. Bonifaz hatte er mit bereitwilligster Beistimmung des neuerwählten Abtes von Zenetti mit nach Speyer genommen. Bruder Leonhard war eine treue Seele und was den Haushalt anbelangt, das Factotum im Hause. Die bischöfliche Residenz ist ihrem Bau, und dem Inhalt ihrer Zimmer nach, ein mäßiger Pfarrhof. Leonhard waltete hier als Haushofmeister, Kammerdiener, Güterdirector, Pförtner, Alles in einer Person. Die Einkünfte des Bisthums Speyer, die Residenz des Bischofs und der Bischof Haneberg selbst, suchten sich an Einfachkeit und Bescheidenheit zu überbieten. Ich traf den Fr. Leonhard — (einen alten Bekannten von St. Bonifaz in München) unter dem Thoreingang. Er begrüßte mich. Ich fragte: Was macht der Herr Bischof

— ist er in seinem Studierzimmer, arbeitet er gerade etwas, dann stören Sie ihn nicht, melden Sie meine Ankunft später und geben Sie mir derweil ein Zimmer. »Ach, das wär' nicht übel,« entgegnete der gute Bruder Leonhard, »das muß ich ihm sogleich sagen, wenn Sie kommen hat er immer eine Freude;« er eilte die Holztreppe hinauf, ich ging nach und Haneberg kam mir schon bei der Thüre seines Zimmers entgegen, mit seinem eigenthümlichen überaus freundlichen und wohlwollenden Lächeln, wobei er bei geschlossenem Munde, einige Lachlaute durch die Nase auszustoßen pflegte. Ich hatte ihn seit 31. August 1872, also netto seit drei Jahren nicht gesehen. Er kam mir gleich für den ersten Anblick abgemagert und gealtert vor. Das Gespräch war bald im fröhlichen Gange. Es war eben sein Freund Professor Dr. Weinhart von Freysing zu Gaste in seinem Hause. Diesen liebte und achtete Haneberg außerordentlich, er war über ihn als einen edlen, treuen, zuverlässigen Mann voll des wohlverdienten Lobes. Er sagte: Später wird Weinhart zu mir hereinkommen, er ist mein intimster Freund, thun Sie sich ja vor ihm keinen Zwang an, er ist zuverlässig und treu wie selten einer, bei dem gibt es kein Mißverständniß, keine üble Auslegung, keine schlechte Anwendung oder schlechte Verwerthung dessen, was er gehört hat. —

Nachmittags redete ich mit Weinhart über Haneberg und sprach meine Befürchtung aus: »für ihn (Haneberg) ist das Hirtenamt geradewegs aufreibend; er verzehrt sich schonungslos, ich habe gehört, daß er bei Visitationen öfter an Einem Tage zwei auch drei Mal predigt; da nützen aber alle Vorstellungen nichts. Dazu noch Sorgen, Kummer und Verdruß in Fülle. Er sieht schlecht aus. Das kann er unmöglich lange so aushalten.« Auch Dr. Weinhart war meiner Ansicht, wußte aber auch zu gut, daß es vergebliche Mühe sei, ihm bezugs seines ihn wahrhaft verzehrenden Pflichteifers Gegenvorstellungen zu machen.

Wie tief mußte es Haneberg kränken, als ein begabter, aber bekanntermaßen von je etwas exaltirter Mann, ein erbitterter Altkatholik, in Städten und Ortschaften gerade vor der Ankunft der bischöflichen Visitation Haneberg's gegen diesen predigte und seinem Wirken als Bischof geradewegs Abends vorher noch einen Riegel vorzuschieben versuchte. Derselbe Mann, der von Haneberg, als er noch Abt zu St. Bonifaz war, freundlich empfangen und als Gast des Hauses aufgenommen worden war. Das war doch, abgesehen von der kirchlichen Auffassung, auch nur vom rein heidnischen Standpuncte der ehrenhaften Verpflichtung zur Dankbarkeit — im höchsten Grade ignobel!

Wie ein solches Vorgehen die durchaus edle Gesinnung Haneberg's kränken und verletzen mußte, das läßt sich denken. Doch hatte er gegen Leute, die ihn beleidigten, oder die böse Anschläge gegen ihn machten, ihn herabzusetzen und zu verletzen suchten, nie ein hartes Wort. Er schwieg entweder ganz über derlei Vorfälle, oder suchte seine Gegner noch mit Hinweisen auf die Unkenntniß der Sachlage oder auf die Möglichkeit eines Mißverständnisses zu entschuldigen.

Nachmittags machte ich mit Haneberg und Weinhart einen Spaziergang an den Ufern des Rheines, wo die verrufenen Rheinschnaken, Haneberg und seinen Begleitern gegenüber, das Zeugniß ihrer blutgierigen Bosheit auf Gesicht und Hände niederzuschreiben befließen waren.

Haneberg hatte einen schwarzen, enge anliegenden, mit einem Cingulum umgürteten Talar an. Jetzt kam mir der große schlanke Mann erst recht auffallend abgemagert vor. Theils war er es wirklich, theils half auch die Kleidung mit, ihn so aussehen zu machen. Ich war früher nur gewohnt, ihn im Benedictinerhabit zu sehen. Das Scapulir des Benedictinergewandes wirkt wie eine Ausgleichsmaschine; es läßt Große kleiner, Kleine größer, Magere beleibter, und Beleibte schlanker erscheinen. Diese Bemerkung habe ich auch schon von Anderen öfter vernommen.

In dieser Beziehung kann man das Scapulir ein ästhetisches Gewandstück nennen. Zu Abend war ich mit dem früheren Benedictinerabt von St. Bonifaz, Paul Birker (der eben den Nonnen in Speyer Exercitien hielt) und einem französischen Pfarrer bei Tische. Des anderen Morgens besuchte ich noch die Schriftsteller und Domherren Molitor und Hellmayer, die ich 1856 in Rom kennen lernte und Conrad von Bollanden, der in seinem netten mit Weingärten umgebenen Hause seine Studien betreibt und sich ganz dem Berufe des Schriftstellers gewidmet hat.

Daß es mit Haneberg so schnell gehen, daß er in neun Monaten darauf im Dome zu Speyer in die Gruft niedersteigen wird, hatte ich mir beim Abschiede von ihm doch nicht gedacht.

Wenn ich die vorliegenden Zeilen als einen Kranz auf sein Grabmal niederlege, so meine ich nur eine Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn erfüllt zu haben.

Philippo Guidi

(Cardinal, † 1879)

war an der Wiener Universität Professor der Theologie von Ende 1857 bis Ende 1862; und wurde Anfangs 1863 als Dominicaner-Ordenspriester zum Cardinal ernannt, später war er Erzbischof von Bologna seiner Vaterstadt und starb als Cardinal-Bischof von Tusculum (Frascati). Ich lebte in Wien mit ihm in demselben Hause, wir verkehrten oft miteinander, er gab mir immer in der freundlichsten und liebenswürdigsten Weise Auskunft, wenn ich als Dilettant italienische Dichter vor der Dante-Zeit, besonders Jacapone da Todi, las und er machte auch selbst mit Leichtigkeit lateinische Verse. Das Latein hatte er los, wie seine Muttersprache. Wir gratulirten uns bei Namens- oder Geburtstagen immer in lateinischen Versen. Noch bin ich im Besitze eines Billets (das er mir am St. Sebastianstag 1862 in meiner Abwesenheit an meine Thüre steckte), in welchem er in humoristischer Weise meiner Kämpfe und Verdrießlichkeiten als Redacteur der »Kirchen-Zeitung« gedachte:

Die Sancti Sebastiani — Brunner maximo Doctori —
Celeberrimo et auctori — Omnes juvenes et cani,

Aut sint Itali aut Germani — Debent sane gratulari —
Omnia bona deprecari — Si sint vere Christiani.

Sebastianus fuit Sanctus — Contra gentes fidei testis —
Filiis Abrahae scelestis — Obstat Brunner totus quantus.

Quod tunc erat in gentiles — Confitendum in hebreos —
In Germania nunc est, eos — Ostendendo impios viles.

Sebastianus ergo jure — Doctor Brunner nuncupatur —
Ex vi fidei naturae.

Ergo Guidi gaudet sibi — Dum ex corde gratulatur —
Atque hodie deprecatur — Omnia bona, Brunner tibi.

Im Anfange des Jahres 1863 wurde Guidi nach Rom berufen. Als ich erfahren, derselbe sei kurz nach seiner Ankunft daselbst von Papst Pius IX. zum Cardinal ernannt worden, schrieb ich ihm folgende Gratulation:

Vivat cardinalis — Qui cum grano salis —
Manet semper talis — Quomodo et qualis —
Fuit hic professor:

In doctrina pharus — In sermone clarus —
Nemini amarus — Omnibusque carus —
Nunc pontifex confessor.

Cuncta mea vota — Anima ex tota —
Pia et devota — Spero ut sint nota —
Quem pontifex creavit,

Quem in scientiae flore — Sanctum in suo more —
Et purum in candore — Cum filii amore —
Frater quivis amavit.

Weit entfernt, die scherzhaft gehaltene Gratulation im mindesten übel aufzunehmen, schrieb er mir bald einen Brief, in welchem er sich herzlich bedankte, und mich versicherte, wie er seinen caro Dottor Brunner nie vergessen werde.

Als ich ihn in Rom besuchte, fand ich immer in ihm den alten Dominicanerprofessor, selbst das gewöhnliche Kleid des Ordens aus demselben Stoffe hatte er nie abgelegt. Auch in seiner Nahrung ließ er nichts ändern, einfach wie er es als Dominicaner gewohnt war, blieb er im Speisen und auch in der Einrichtung seiner Wohnzimmer. Guidi war volle fünf Jahre in Wien Zeuge der Fatiken, Anfechtungen, Cabalen und anderer Annehmlichkeiten, welche ich als katholischer Redacteur durchmachen mußte.

Im Jahre 1865 machte er selber eine längere Eingabe, an Pius IX. mit dem Ansuchen, der Papst möge den Dr. Brunner zum apostolischen Protonotar-Prälaten ernennen. Es gab verschiedene fromme Herren, die aus der Ferne den Rathschlag Guidi's, von dem sie in Kenntniß kamen, heruntermindern wollten und meinten, für diesen Menschen sei schon was Minderes auch gut genug, ja das schon vielleicht zu viel. Guidi aber gab nicht nach, ich besitze noch ein Schreiben, welches von der herzlichen Freude des wohlwollenden Mannes Kunde gibt, die er mir mittheilte, als es ihm nach Kämpfen doch gelungen war, für seinen alten Freund was durchzusetzen und ihm von seiner fortdauernden Freundschaft ein Zeugniß zu geben. Er bekam in der Folge eines der sechs suburbicarischen Bisthümer und wurde Cardinal-Bischof von Tusculum (Frascati). Das Vescovado in Fraskati sieht einer alten Festung gleich, auch hier begnügte er sich wieder mit der allereinfachsten

Einrichtung. In Rom hatte er von 1863 bis 1876 zwei Wohnungen, die geradewegs ärmlich aussahen. Erst die letzten drei Jahre wohnte er etwas besser und standesgemäßer im Palazzo Grazioli; in Kost und Kleidung, im einfachen, bescheidenen Benehmen blieb er immer der alte Dominicaner. Im April 1878, nach der Wahl Leo XIII., besuchte ich ihn öfter, er lud mich auch zum Speisen ein. Da sah ich ihn zum letzten Male.

Er war ein tüchtiger Kenner der thomistischen Theologie; beim Anhören gegentheiliger Ansichten beobachtete er eine derartige Ruhe — und ließ seinem Gegner mit einer solchen Noblesse Gerechtigkeit widerfahren, wie man es sonst beim heftigen Temperamente des italienischen Stammes nicht häufig findet. Er war Präses von verschiedenen Congregationen und mit Arbeiten überbürdet. Noch bei der letzten Visite zeigte er mir ein großes Schriftenpaket; das müsse diese Woche noch durchgearbeitet werden. Die Sitzungen dauern öfter 5 bis 6 Stunden; er sagte mir: »daß Sie mich um meine Stellung nicht beneiden, davon bin ich überzeugt; dieses Durcharbeiten durch fremde Schriften und Ansichten, dieses langweilige Sitzen, hin und her erwägen, Referate anhören und darüber entscheiden, das wäre keine Freude für meinen caro Brunner«. Die Diöcese von Frascati ist sehr klein; in der Stadt war er allgemein beliebt, er predigte auch selbst bis in die letzten Jahre vor seinem Tode mit Ueberzeugung und Eifer. Auch in Wien hatte er während seines fünfjährigen Aufenthaltes öfter in der italienischen Kirche Fasten- und Adventpredigten gehalten. Seine Schüler an der theologischen Facultät in Wien ehrten ihn als tüchtigen kenntnißreichen Professor und haben ihm aber auch als dem liebenswürdigen außerordentlich wohlwollenden Menschen, das beste Andenken bewahrt.

Als ich nach seinem Tode noch einige Male nach Rom kam, konnte ich ihm nur auf dem Agro Romano bei St. Lorenzo fuori mura eine Grabvisite abstatten. Er ist in der Grabeshalle (unweit vom Eingange links) unter der Marmorcapelle beigesetzt, welche eine Savoyen'sche Prinzessin, die Terziarierin des Dominicaner-Ordens gewesen ist, für die Mitglieder des Ordens, die in Rom sterben, hat errichten lassen.

Die letzten Tage des Cardinals Rauscher.

Das letzte Diner. — Der letzte Besuch. — Der letzte Wille. — Der letzte Weg.*)

Das letzte Diner. Der Cardinal pflegte am Namenstage seines Bruders, des k. k. Hofrathes Carl Ritter v. Rauscher († 1879) diesem zu Ehren einige Bekannte desselben als Gäste einzuladen. Der Schreiber Dieses befand sich die letzteren Jahre auch unter den Geladenen. Als am 4. November 1875 dieser Tag in üblicher Weise gefeiert wurde, waren außer dem Bruder und der Schwägerin (geborne Rosa v. Scherer) der Weihbischof Dr. Kutschker († 1881), der Domdechant Dr. Angerer, der Abt und Domherr Dr. Columbus († 1877), Domherr und Kanzler Kornheisl und der Exprovincial der Capuciner Alphons Strebitzky († 1884) geladen.

Cardinal Rauscher besaß ein außergewöhnliches Gedächtniß, es stand ihm außer dem theologischen Wissen auch ein reiches historisches und staatsrechtliches Material zu Gebote. Seine Privatbibliothek (von 15000 Bänden) enthielt das Beste und Gediegenste, was seit 40 Jahren in Theologie, Philosophie, Geschichte und Staatenkunde erschienen. Diesmal sprach er gegen die Utopienpolitiker, deren Phantasie mit Täuschungen angefüllt ist, und die meinen: der nächste Umsturz werde ein derartiges Bedürfniß nach Ruhe herbeiführen, daß man die conservativen Elemente bitten werde, den Zügel in die Hand zu nehmen, und es werde dann plötzlich der Sieg der guten Sache vermittelt werden. Er fügte noch bei: »Diese guten Leute machen sich von den Folgen einer Revolution die schönsten Vorstellungen und leben in der ärgsten Täuschung.« In ähnlicher Weise, aber mehr ins Detail, hatte er vierzehn Tage früher sich mir allein gegenüber ausgesprochen. In größerer Gesellschaft kann man eben Themata nur andeuten, im Dialoge kann man die Zustände markirter bezeichnen.

Mitten unter dem Gespräche fragte er, ob es nicht zu warm sei, und ließ von einem Diener einen Schirm vor den Ofen stellen. Nun war aber die Temperatur im Saale sehr mäßig und der Ofen an zwölf Schritte weit von ihm entfernt; möglich, daß diese plötzliche Empfindlichkeit aus einer schon krankhaften Disposition hervorgegangen. Der Cardinal hatte nämlich am 17. October die neue Kirche Maria vom Siege im Vororte »Fünfhaus« geweiht; das dauerte von ½9 bis 2 Uhr,

*) Dieser Bericht war theilweise im „Deutschen Hausschatz", 1876, erschienen.

es war stürmisches und naßkaltes Wetter. Der Ritus im Freien an den Außenmauern der Kirche nahm fast eine Stunde in Anspruch, die Zugluft in der Kirche war bisweilen so arg, daß ihm die Mitra fast vom Kopfe gerissen wurde und er selbe mit den Händen festhalten mußte. Manche meinen, es sei schon damals der Keim zu seiner letzten Krankheit gelegt worden.

Nach dem Diner sprach der Cardinal noch freundlich mit dem einen und anderen der Gäste, auch lachte er, als ich über den ihm eben in einer Fensternische gegenüber stehenden P. Alphons mir einige heitere Bemerkungen erlaubte. Der Capuciner-Exprovincial Alphons Strebitzky war ein geborner Ungar, eine ehrwürdige Gestalt mit einem weißen bis auf die Brust wallenden Bart, das Gesicht edel geschnitten, mit einem Ausdruck freundlichen Wohlwollens — übrigens, wie alle Söhne des Predigers der Armuth, des heiligen Franciscus, überhaupt — die Capuciner aber insbesondere, geneigt, einen Scherz zu machen, aber auch gewaffnet, einen solchen zu vertragen. P. Alphons war zufällig in Ordens-Angelegenheiten als Definitor während des Concils in Rom anwesend und speiste wöchentlich zwei Mal am Tische des Cardinals. Darauf bezüglich sagte ich nun zum Cardinal, auf P. Alphons deutend: »Eure Eminenz stehen bei ihm noch immer im besten Andenken, und er ist Ihnen sehr dankbar für die Einladungen in Rom, die ihn gewiß nicht zu seiner Betrübniß der armen Capucinerkost, der Kürbissuppe und den groben Maccaroni e pomidoro auf dem Monte Barberini*) entrissen haben; denn obwohl er als ein strenger Ascet bekannt ist, hat er sich diesen Einladungen nicht nur in Gehorsam gefügt, sondern es ist zu vermuthen, er hat sich dieselben auch mit Vergnügen gefallen lassen.« P. Alphons lachte und der Cardinal lächelte auch und sagte, zu P. Alphons gewendet: »Nun, wenn ich Ihnen nur eine kleine Freude gemacht habe, dann ist ja so alles recht — übrigens habe ich Ihnen ja damals gesagt, Sie sollen alle Tage kommen; wenn Sie nun nicht immer gekommen sind, so ist es nur Ihre eigene Schuld.«

Nach 4 Uhr entfernten sich die Gäste. Zwei Wochen darnach lag der Cardinal, von den Aerzten aufgegeben, im Sterben, drei Wochen darnach lag er als Leiche in seiner Residenz.

Der letzte Besuch. Bevor wir über den letzten Besuch berichten, wollen wir einige Belege bringen über die Art der Conversation mit dem Cardinal überhaupt. Wenn es sich um politische Zustände

*) Auf diesem Platze steht das große Capucinerkloster zu Rom.

handelte, sprach er von den ihm feindlichen Parteien mit aller Ruhe, nie konnte man ein Wort der Schmähung vernehmen, ja sehr selten, nur wenn es zum Verständnisse des Gesagten absolut nothwendig war, pflegte er Namen zu nennen. In früheren Jahren ereignete sich manchmal, daß Schreiber Dieses mit ihm über einige Puncte, wegen Verschiedenheit der Ansichten, in Differenzen gerieth. Ich war ja auch ihm schon vor und auch nach seinem Antritte des Erzbisthums — durch gute Freunde aus dem alten staats-polizei-kirchlichen Farbentöpfen von 1848 her — außerordentlich grau in grau dargestellt worden. Erst nach der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit, hatte er — durch eigenthümliche Umstände veranlaßt — sein Urtheil über mich umgeändert. Gerade dem »todten Manne« gegenüber halte ich es für eine Pflicht, demselben auf meine Kosten eine verdiente Anerkennung zu zollen. Da geschah es nun in dieser früheren Zeit, daß ich mich bei Differenzen im Gesprächsthema einige Male über die feine Linie der diplomatischen Ruhe hinaus fortreißen ließ; da wußte nun er alsbald in das Fahrgeleise des wellenlosen und glatten Conversationstones einzulenken. Manche unangenehme Erfahrungen mögen beigetragen haben, ihn die letzteren sechs Jahre seines Lebens besonders wohlwollend, oft auch herzlich gut zu stimmen. Seit dieser Zeit bin ich auch außer den Anstands- und officiellen Visiten öfter zu ihm gekommen und habe mit ihm manche Stunde durchgesprochen; bisweilen hieß er mich, wenn er etwas Besprochenes mit Aufschreibungen, Actenstücken oder Briefen erläutern wollte, in sein Schlafzimmer mitgehen.

Dieses Schlafzimmer ist als solches eines der unangenehmsten Gemächer des ganzen weitläufigen Hauses. Es befindet sich in dem Quertracte, der zwischen den beiden Höfen steht; nach vier Richtungen hin dem freien Luftzuge ausgesetzt, nach einer Seite von einem ungeheizten, nach der anderen von einem Vorzimmer umgeben. Die zwei Fenster des Gemaches gehen in den ersten Hof — die Wand gegenüber in den zweiten Hof. An der nach außen freien Wandmauer stand das Bett. Zwischen dem Bette und der eiskalten, nur zwei Ziegel dicken Mauer keine Holzverkleidung. Oben der Dachboden, unten eine Wagenremise. Nach einer Seite hin (wohl durch eine Doppelthüre abgeschlossen) die mit Marmor gepflasterte große eiskalte Fundus-instructus-Bibliothek des Erzbisthums. Also nach allen Seiten frei wie ein Vogelhaus. Mit perennirender Beheizung den ganzen Tag war das Thermometer kaum auf 13 bis 14 Grad zu bringen. Hier schlief er 22 Jahre hindurch.

Als ich mit Hofrath Rauscher über dieses Schlafzimmer einmal sprach, sagte dieser: »Für Comfort, was seine Person angeht, hat mein Bruder nie einen Sinn gehabt.«

Nur sein Studirzimmer machte eine Ausnahme, das war bequem eingerichtet, mit Büchern bis auf den hohen Plafond an allen Wänden gefüllt. Darin befanden sich zwei rollbare Holzstiegen, auf denen man bequem bis auf die höchste Bücherreihe hinaufkommen konnte. In diesem Zimmer hielt er sich auch den größten Theil des Tages auf. Um 6 Uhr Morgens pflegte er aufzustehen. Um 7 Uhr las er in seiner Hauscapelle die heilige Messe und wohnte einer anderen Messe, die von einem seiner Secretäre gelesen wurde, bei. Diese Capelle ließ er vor einigen Jahren im Renaissancestyl mit einem werthvollen Marmoraltar sammt Tabernakel vom Primatialarchitekten Ritter v. Lippert herstellen. Erst um 11 oder 1/2 12 Uhr ging er zu Bette. Er kleidete sich immer allein an und aus und nahm in seinem Schlafzimmer nie einen Diener in Anspruch. Um 9 Uhr konnten sich Alle zur Ruhe begeben.

Sein Schlaf- und Studirzimmer im Sommerschlosse zu Ober-St. Veit bei Wien war wieder nach einer entgegengesetzten Richtung hin in hohem Grade uncomfortabel. An den zwei Fenstern brütete fast den ganzen Tag die Sonne — die Hitze darin Tag und Nacht widerwärtig. Noch im Juli 1875, als er mich zum Speisen nach St. Veit geladen, und ich nach Tische in dem besagten Zimmer mit ihm sprach und bemerkte: »Nachdem es hier Zimmer nach allen vier Weltgegenden gibt, möge er sich doch ein besser gelegenes herrichten lassen —« erwiderte er: »O, das würde wieder eine Menge Scherereien machen; es ist zwar unerträglich heiß hier, aber — es ist so auch gut.«

Der Schreiber Dieses besitzt nicht die fatale Angewöhnung, Sammler auf wohlthätige Zwecke oder Sammler, die für ihre eigene werthe Persönlichkeit umhergehen, Anderen anzuempfehlen, denn es ist und bleibt doch immer eine eigenthümliche Sitte, Andere zur Uebung der Werke christlicher Charitas wie in den Kampf voranzuschieben. Aber gerade bei Cardinal Rauscher konnte man hierin eine Ausnahme machen; er gab nicht nur gerne, sondern er äußerte sich oft, er halte es für seine Pflicht zu geben, er sei Gott für sein Einkommen Rechenschaft schuldig.

Nachdem mir nun diese Gesinnung bekannt war, habe ich einige Male in den letzteren Jahren sogenannte Sammler auf wohlthätige Zwecke ihm empfohlen, wenn ich vorher von der Würdigkeit ihrer Sache Ueberzeugung gewonnen; ich wußte eben, daß man ihm, wenn es sich

um's Geben handelte, nicht ungelegen kam. Zum letzten Male — einige Wochen vor dem Tode des Cardinals — begab ich mich selbst mit einem Missionär aus dem Oriente zu ihm, der außer der persischen und arabischen nur nothdürftig die italienische Sprache zu handhaben verstand. Ich ließ diesen guten Herrn im Vorsaale warten und ging zum Cardinal hinein. Aus Veranlassung eines heiteren Zwischenfalles mit dem Orientalen lächelte ich bei meinem Eintreten, so daß der Cardinal fragte: »Nun, was bringen Sie denn schönes Neues?« Ich erwiderte: »Ich habe einen Bohrer mitgebracht und zwar ein Mal einen aus dem Orient, er speculirt auf die Mildthätigkeit Eurer Eminenz, und ich soll ihm hiebei behilflich sein.« Man bezeichnet in Wien bisweilen Leute, die auf Liebesgaben Anspruch machen, mit dem Namen »Bohrer«, wie man das Ansuchen um milde Gaben »anbohren« nennt. Sammler, die mit gewöhnlichen Gaben nicht zufrieden, auf größere Summen speculiren, nennt man »Brunnbohrer«, weil die Bohrer für Brunnröhren die größten und eingreifendsten Instrumente dieser Gattung sind. Der Cardinal lächelte sehr freundlich und heiter gestimmt und erwiderte: »Nun, wo ist er denn her, und was soll man denn mit ihm machen?« Ich berichtete nun: »seine Papiere seien in vollkommener Ordnung, auch habe er verläßliche Empfehlungen, nun habe er mir aber auch eine Visitkarte mitgegeben, auf welcher ein, kirchenhistorisch erwiesen, unrichtiger Titel steht, den sich der gute Mann offenbar beigelegt hat, um sich und seiner Sache ein wenig mehr Respect zu verschaffen. So was ist mir bei den phantasiereichen Orientalen schon öfter vorgekommen. Aber arm und würdig ist er und eine Unterstützung braucht er, das ist gewiß.« Der Cardinal sah die Karte an, lächelte und sagte gutmüthig: »Nun, da schadet er Niemand damit, und wenn es ihm eine Freude macht, so ist es auch gut, die muß man ihm schon lassen.« Der Cardinal sagte mir, er wolle ihm 50 fl. geben, und fragte mich: »Ob ich meine, daß es genügend sei.« Ich erwiderte: »Ich meine schon — Eure Eminenz haben so Vielen zu geben — und bekäme Jeder in gleichem Maße, so würden dieselben bald aus Ende kommen.« Darauf fragte der Cardinal den hereingerufenen Missionär um Verschiedenes und händigte ihm am Schlusse die bestimmte Gabe ein.

Dieser Orientale (ein Melchite) beklagte sich darnach: daß ich nicht gut für ihn gesprochen, er hätte ohne meine Begleitung viel mehr bekommen, das war der Dank; das scheint schon so ein orientalischer Gebrauch zu sein: sehr praktisch im Leben — viel nehmen, nichts geben!

Es möge hier noch eine kleine charakteristische Episode ihren Platz finden. Während der Zeit der Wiener Weltausstellung kam ein Geistlicher aus der Schweiz zu mir, den ich kennen lernte, als ich 1869 in seiner Kirche zu Zürich die heilige Messe las. Es war ihm durch Beschluß der Raths-Herren Kirche und Wohnhaus weggenommen worden, gleich im Beginne des schweizerischen Culturkampfes.

Unter den Herren, die er in Wien in seiner Bedrängniß schon besucht hatte, meinten ein Paar ihre Frömmigkeit dadurch besonders bethätigen zu sollen, daß sie diesem Geistlichen geradewegs riethen, er solle zu Cardinal Rauscher gar nicht hingehen, und verblümt andeuteten: als ob es mit der streng kirchlichen Gesinnung des Cardinals nicht ganz in der Ordnung wäre. Zudem habe er auch erfahren, ohne Talar könne er gar nicht vorgelassen werden, und er habe das geistliche Gewand nicht mitgebracht. Ich gab ihm den Rath, gerade zum Cardinal zu gehen, und zwar gleich den kommenden Tag, an welchem er des Consistoriums wegen von St. Veit nach Wien komme, und gab ihm ein paar Zeilen an den Secretär Ransauer mit.

Dieser Geistliche kam gleich nach der stattgehabten Audienz zu mir und sagte, daß er im weltlichen Rocke beim Cardinal war und von diesem äußerst liebevoll empfangen worden sei; der Cardinal habe eine halbe Stunde lang mit ihm über die Zustände in der Schweiz gesprochen und ihm zum Schlusse zwei Banknoten gegeben, jede zu hundert Gulden. Dieser Geistliche sagte mir wörtlich, der Cardinal habe ihn so brüderlich liebevoll behandelt, daß er sich beim Fortgehen kaum habe der Thränen erwehren können. Die Austheilung an die gewöhnlichen Bedürftigen besorgte der Secretär Monsignor Ransauer. So viel meinten wir voraussenden zu sollen zur Charakteristik des Cardinals überhaupt und als Einleitung zu unserem Berichte über den letzten Besuch insbesondere. Freitag den 12. November, an demselben Tage, an welchem sich der Cardinal Nachmittags bei einem Spaziergange im Prater in Begleitung seines Secretärs Kaindl den letzten Grund seiner acuten, schnell verlaufenden Krankheit zuzog, war Schreiber dieses bei demselben von ½11 bis 12 Uhr. Er war außerordentlich mittheilsam und sprach unverhohlen seine Ansichten aus über Dies und Jenes — was eben im Verlaufe des Gespräches aufs Tapet kam. Wir saßen in der ersten halben Stunde in seinem gewöhnlichen Empfangszimmer; als das Gespräch die neue historische Literatur über Italien zu berühren begann, gingen wir in sein Arbeitszimmer, wo theils auf seinem Pulte, theils in den Bücher-

schränken sich eben in Rede stehende Werke befanden, darunter Hübner's Geschichte Sixtus' V., die neuen Schriften von Gregorovius, Reumont u. a. Besonders was in der Geschichte nur immer Bedeutung hatte, pflegte er sich anzuschaffen. Er kam auch auf die Zeit seiner Jugend (1810 bis 1820) zu sprechen, gab ein Bild der damaligen Zustände, der herrschenden Vorliebe für poetische und belletristische Literatur und zeigte mir zwei Dramen, die er als Studiosus juris verfaßt hatte. Dann kam er auf die neueste Zeit, er erzählte Manches über hohe Personen und wichtige Ereignisse, was seinem Benehmen, wenn publicirt, zur Rechtfertigung gedient hätte, setzte aber wiederholt bei: »Natürlich darf man das weder veröffentlichen noch verbreiten, man ist den Lebenden Schonung und Rücksicht schuldig, selbst dann, wenn man wegen dieses Schweigens durch ungerechte Urtheile über sich zu leiden hätte, das muß man eben ertragen können.«

Concordatabschluß und die letzte Anwesenheit in Rom wurden ins Gespräch gezogen, er gab mir erläuternde Stellen aus höchst interessanten Briefen und Actenstücken in die Hand, theils aus einer Schublade seines Pultes sie nehmend, theils aus einem Schranke seines Schlafzimmers sie holend. Konnte er auf Discretion rechnen, so wußte er vieles Interessante mitzutheilen, er hatte ja genug erlebt.

Bei einer Gelegenheit erwähnte ich, wie es jetzt eben 30 Jahre seien, als ich ihn in der Kammer der Prinzen des Erzherzogs Franz Carl zum ersten Male zu sehen die Ehre hatte.

Er war damals Director der orientalischen Akademie. Fürst Metternich hatte mich eben in einer Angelegenheit zum Grafen Bombelles, dem Ajo der Prinzen und Vorstand der erzherzoglichen Kammer gesendet. Abt Rauscher wartete eben im Zimmer des Grafen Bombelles, bis ein Lehrer eines anderen Faches aus den Gemächern der jungen Erzherzoge herauskam, um dann hineinzugehen. Rauscher gab damals den Prinzen Unterricht in Philosophie. Verschiedene Parteien bei Hofe wollten, je nach ihrer Sinnesrichtung, Lehrer zu den Erzherzogen bringen. Ehrgeizige Professoren, auch höhere Staatsbeamte strebten mit allem Eifer darnach, eine Bahn betreten zu dürfen, die eine glänzende Aussicht für die Zukunft zu eröffnen im Stande war.

Cardinal Rauscher war immer dem kaiserlichen Hause in der aufrichtigsten Gesinnung ergeben und daher selbstverständlich über Minister nicht gut zu sprechen, die den Staat und ihre Stellung *für sich* gründlich und abgründlich zu benützen entschlossen waren, die, vom Schwindel

gehoben und getragen, auch als Minister ganz dasselbe blieben, was sie früher gewesen. Er erzählte mir öfter über manche Herren, die sich als Volkstribunen und Staatsretter gerirten, curiose Geschichten; da er aber auf meine Discretion rechnete, meine ich, dieselbe ihm auch nach seinem Tode schuldig zu sein.

Ein Charakterzug, der sich im Laufe des Gespräches entwickelte, verdient besonderer Erwähnung. Wir kamen auf einen hochgestellten Herrn, den ich ihm nannte, zu sprechen, bei dem ich mich einige Zeit als Gast aufgehalten hatte. Da wurde mir nun von einer Seite das Ansinnen gestellt, diesen Herrn vor einer Persönlichkeit seiner Umgebung aus verschiedenen mir angeführten Gründen zu warnen. In der Folge zeigte es sich auch, daß diese Gründe echt und wahr gewesen. Als ich nun weiter erzählte: »Ich habe dieses Ansinnen aber rundweg abgeschlagen, weil ich es nicht für honett halte, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen; besonders aber, einen Denuncianten zu machen, hat von jeher meiner Gesinnung widerstrebt,« erwiederte der Cardinal lebhaft: »Da haben Sie vollkommen Recht, das war schön und gut gethan, ich kann das Denunciren auch nicht leiden. Wer nicht absolut eine Pflicht hat, Bericht zu erstatten, der soll sich nicht unberufen dazu hergeben.«

Wie das Gespräch, für welches kein bestimmtes geschäftliches Thema vorliegt, oft wandelbar ist, so war es auch hier. Es drehte sich weiter auf Italien und auf die Monumentalbauten dieses Landes und die Palast-Architektur. Dem Cardinal selber, der sich öfters längere Zeit in Rom aufgehalten, war ein Gespräch darüber willkommen. Als ich nun eben erwähnte, wie ich es mir in Städten dieses Landes auch stets zur Aufgabe gemacht, sämmtliche zugängliche Palasthöfe anzuschauen, weil man in denselben oft einen wahren Zauber von Architektur in den verschiedensten Baustylen gewahr wird; da ich von Genua, Mailand, Mantua und Venedig angefangen bis nach Palermo und Syrakus hinunter Hunderte von solchen Höfen zu sehen die Gelegenheit gehabt: so meine ich wenigstens zu einem vergleichenden Urtheile einige Berechtigung zu besitzen; es sei mir da auch mancher interessante Cortile in alten bischöflichen Residenzen untergekommen. Wir standen eben neben dem Pult des Cardinals in der Fensternische mit dem Ausblicke in den ersten Hof hinunter. Lächelnd sagte er, beim Fenster hinabdeutend: »Nun, der Hof da drunten, der heißt wahrhaftig nicht viel.«

Darauf entgegnete ich: »Wie er sich da präsentirt, heißt er allerdings nicht viel und doch halte ich die Anlage für sehr schön, wäre nur

auch die Ausführung darnach. Man darf sich nur statt der plumpen Pfeiler der Arcaden dem Styl entsprechende Rundsäulen aus rothem Marmor, aus Granit, auch aus Sandstein, und am Ende sogar aus der groben Nagelfluhe denken, die Bogen mit Steinverkleidung, den Mitteltrakt, der die beiden Höfe scheidet — nach Entfernung der Mauern, die jetzt die Wagenremise bilden — wieder zum Durchschauen, wie dies in der Anlage des Baues gewesen, auch hier Säulen statt der Pfeiler, den Brunnen in der Mitte dem Thore gegenüber zu beiden Seiten mit grünem Gesträuch geschmückt, die hintere Wand des zweiten Hofes mit Immergrün oder anderem Strauchwerk, und ich wüßte mir keinen schöneren Palastcortile, vom Thorbogen des Hauptthores herein gesehen, in der ganzen inneren Stadt.«

Der Cardinal erwiderte: »Sie haben Recht, von diesem Gesichtspuncte habe ich den Hof noch nicht angeschaut. Jetzt aber wäre weder Zeit, noch wären Mittel vorhanden, um an eine Restauration zu denken.« Darauf sagte ich zum Schlusse dieser Architekturexcursion: »Es war auch von meiner Seite nur eine jener Kunstphantasien und Planmachereien, von denen Tausende im Gespräche entworfen werden, bis man daran denkt, auch nur eine davon in's Werk zu setzen.«

Als ich mich zum Gehen anschickte, geleitete mich der Cardinal aus seinem Studirzimmer durch den Empfangsaal, heiter lächelnd, bis zur Thüre. Es war der letzte Besuch bei ihm von meiner Seite und überhaupt der letzte Besuch, den er vor Beginn seiner letzten Krankheit empfangen. Fünf Tage später fand ich ihn schon auf seinem Schmerzenslager mit der Todeskrankheit ringend.

Der letzte Wille. Am 17. November Morgens besuchte mich der Secretär des Cardinals, Msgr. Ransauer und sagte mir: »Es müsse schlimm mit dem Cardinal stehen. Er selber habe den Dr. Vivenot um eine Visite ersuchen lassen, und wann er einmal den Arzt rufen läßt, da muß es ihm schon sehr schlecht gehen. Er liege auf Anrathen des Arztes seit gestern im Bette.«

Nachmittags 4 Uhr kam ich in den Erzbischofhof, mich um das Befinden des Cardinals zu erkundigen. Die Diener machten ängstliche Mienen und waren in Aufregung. Dr. Duchek war mit zu Rathe gezogen worden. Ich fragte den mir bekannten Hausarzt Dr. Vivenot, was er von der Krankheit halte. Er antwortete: »Eine solche Lungenentzündung in diesem Alter — da gibt es keine menschliche Hilfe mehr.« — Auf diese Nachricht ging ich durch Vor- und Empfangs-

zimmer in das Arbeitszimmer des Cardinals; dort fand ich am Pulte stehen die beiden Secretäre und den Kammerdiener Herrn Waldhauser. Ein Diener kann seinem Charakter nach seinem Herrn Ehre — auch Unehre machen. Von Waldhauser kann man sagen, daß auch er seinem Herrn Ehre gemacht hat. Ueberhaupt bestand die ganze Dienerschaft aus bescheidenen ehrenhaften Leuten. Waldhauser war über 30 Jahre in seinem Dienste. Uneigennützig, treu, bescheiden, religiös ohne Ostentation, nie sich übernehmend, in Nichts sich einmischend, hat er sich, eine biedere treuherzige Oesterreicher=Natur (aus dem Waldviertel zwischen der Donau und der Grenze Böhmens), in guten und schlimmen Zeiten in gleicher Dienstleistung als ein wahrhaft getreuer Diener bewährt. Er stand bitter weinend beim Schreibpulte. Daraus war zu ersehen, daß es mit dem Cardinal sehr schlimm stehen müsse.

Das Alles verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als es auch Beispiele von Dienern in ähnlicher Stellung gegeben hat, welche durch ihre Arroganz, Habsucht und Machtanmaßung dem Clerus gegenüber ihre Herren, wenn auch diese sonst gute Eigenschaften besessen haben, in hohem Grade mißliebig gemacht und selbst ihrem Andenken einen nicht geringen Schaden zugefügt haben.

Nun war eben die Sprache, wer es dem Cardinal sagen solle, daß der Empfang der heiligen Sacramente angezeigt sei. Der erste Secretär ging zu ihm hinein, berichtete ihm das Parere der Aerzte und kam schon in zwei Minuten wieder heraus mit der Nachricht: »Er war sogleich bereit, trug mir auf, seinen Beichtvater, den Franciscanerpriester Camillus, holen zn lassen und den Herrn Weihbischof zu ersuchen, das Weitere einzuleiten. Auch sein Testament soll ich ihm hineinbringen, es liegt hier auf seinem Schreibtische.« Wirklich lag es da oben auf einigen anderen Schriften ganz frei und unversperrt. Herr Waldhauser sagte mir: »Das hat er schon die längste Zeit dahier liegen.« Nach einigen Minuten kam der Secretär wieder aus dem Krankenzimmer und sagte: »Er gab mir den Auftrag, es wieder an die frühere Stelle hinzulegen.« Es war ein ganzer Bogen, mit einem halben Bogen eingelegt. — Ich fragte nun, ob die Rechtsformen auch alle dabei beobachtet, ob jedes Blatt von ihm selbst unterschrieben sei. Nun zeigte es sich, daß auch nicht eines der Blätter unterschrieben war. Ich sprach nun die Meinung aus, es sei angezeigt, diese Angelegenheit, die wichtig genug wäre, noch vor dem Versehen in Ordnung zu bringen. Es wurde der Advokat des Hauses, Dr. Pokorny, gerufen. Das Testament hatte ich mit Fäden

und Siegel zur Unterschrift vorbereitet — es bedurfte dreier im Testamente nicht bedachter Zeugen. Dr. Pokorny war währenddem herbeigerufen. Msgr. Ransauer bereitete den Cardinal auf seine und der Zeugen Unterschrift vor. Der eben anwesende Güterdirector Streller wurde ebenfalls darum ersucht. Der Cardinal erklärte sich sogleich bereit und sagte, sämmtliche Zeugen mögen nur zu ihm hineinkommen. Er lag schwer athmend in seinem Bette. Dr. Pokorny gab ihm das Testament in die Hand und ersuchte ihn, er möge erklären, daß dies sein Testament sei, es dann unterfertigen und die Zeugen auffordern, daß sie dasselbe in seiner Gegenwart unterschreiben. — Es waren hie und da Bestimmungen ausgestrichen, und in margine Veränderungen, Alles von seiner Hand, vorgenommen worden. Mag sein, daß ihm, dem studirten Juristen, im Momente einfiel, wie es nicht statthaft sei, derlei Veränderungen in dieser Weise vorzunehmen, ohne der Rechtsgiltigkeit des Actenstückes zu schaden oder mindestens zu juridischen Bedenken dagegen Anlaß zu geben; er nahm das Testament in die Hand, durchblickte jede Seite von oben bis unten — um die anwesenden Zeugen über die von ihm gemachten Veränderungen zu versichern, unterschrieb auf einer ihm gereichten Unterlage und sagte dann, obwohl angestrengt, aber mit lauter Stimme: »Dies ist mein Testament und ich ersuche die Herren Zeugen, es hier in meiner Gegenwart durch ihre Unterschrift zu bestätigen.« Zu Häupten seines Lagers stand ein kleiner Tisch. Als ich mich beugte, um zu unterschreiben, sagte der Cardinal: »Aber das ist doch zu unbequem, nehmen Sie sich einen Sessel.« Ich erwiderte: »Es sind ja nur einige Worte zu schreiben.« Beim Fortgehen wünschte ich ihm eine bessere Nacht als die vergangene. Er dankte und sagte: »Ja, die vergangene Nacht war sehr schlecht.«

Als der Secretär Ransauer und die Unterfertiger im Consistorialsaale wieder beisammen waren, ersuchte Dr. Pokorny, um der größeren Sicherheit willen den Secretär, eine Reinschrift des Testamentes mit allen Formalitäten anzufertigen, welche dann am folgenden Tage wieder von dem Cardinal und denselben Zeugen unterschrieben werden sollte.

Währenddem war der Beichtvater Camillus Rubner, Guardian des Franciscaner-Convents in Wien mit einem Wagen aus einem Frauenkloster geholt worden, wo er sich eben in seiner Pflichterfüllung als Spiritual aufgehalten. Schweigend, ernst und bescheiden stand er in einem Winkel des Vorsaales und wartete, bis man ihn zum Kranken berufen würde. Aerzte, Diener, Hausgenossen des Cardinals sah er an sich vorübergleiten und in Betrachtung des Erbleichens der Gestirne dieser

Erde, des Unbestandes aller irdischen Herrlichkeit mag ihm seine Zelle doppelt lieb geworden sein; er stand ruhig da, wie eine Denksäule und ein Zeugniß der echten und wahren Demokratie in der katholischen Kirche; der arme Klosterbruder wird berufen, um dem, der die höchsten Würden des Priesterthumes erlangt, in Gottes Namen die Vergebung der Sünden im heiligen Sacramente zu ertheilen. Ich redete eine Zeit lang mit ihm — das volle Verständniß des Ernstes der ganzen Situation sprach beredt aus seinen Zügen und das Thema, welches wir besprachen, war dasselbe, was eben zuvor in einigen Zeilen angedeutet worden. Nachdem man mich von verschiedenen Seiten ersuchte, dem Hofrath Rauscher die Nachricht von der bedenklichen Wendung der Krankheit und von dem bevorstehenden Empfange der heiligen Sacramente Seitens des Cardinals mitzutheilen, begab ich mich in die Wohnung desselben im Mozarthof und berichtete ihm und seiner Gemalin, was ich selber soeben in Erfahrung gebracht. Die Hofräthin ersuchte mich, ihren leidenden Gemal in diesem traurigen Momente nicht zu verlassen, mit ihm zu seinem Bruder zu fahren, daß er mit diesem vielleicht zum letzten Male noch sprechen, von ihm Abschied nehmen könne. Somit fuhren wir in den Erzbischofhof — dort war schon vor dem Thore und unter dem Thorbogen eine Masse von Menschen versammelt — der große Baldachin, der sonst nur bei Processionen mit dem Sanctissimum in der Kirche verwendet wird, stand unter dem Thore — zum Zeichen, daß der Clerus des Domes schon hier sei und der Cardinal eben mit den heiligen Sacramenten versehen werde. Wir gingen die große Stiege hinauf, durchschritten die Säle, in denen das Hauspersonal, die Dienerschaft, dann die Seminaristen, ferner die Chorpriester von St. Stephan mit dem Chormeister in Reihen sich aufgestellt hatten. Im Krankenzimmer des Erzbischofs war der Weihbischof, ihm eben die letzte Oelung spendend, nebst den Domcapitularen. Im Studirzimmer des Erzbischofes setzte sich der Hofrath schwergebeugt nieder und wartete, bis die heilige Handlung vorüber war.

Nachdem der Weihbischof, das Capitel und der Clerus weggegangen, begab sich der Hofrath zu seinem Bruder, sagte, er wolle, da dieser angegriffen und ermüdet sei, nicht lange bei ihm bleiben, kniete sich nieder und bat ihn um seinen Segen. Der Cardinal segnete ihn und umarmte ihn, die Brüder schieden mit einem Kusse, der Hofrath ging schmerzgebrochen mit mir fort und wir fuhren in seine Wohnung zurück. Er sagte mir darnach wiederholt: »Es sei dies eines der schmerzvollsten Ereignisse seines Lebens, ein wahrhaft dornenvoller Weg gewesen.«

Am 25. November wurde ich zur Unterfertigung der Reinschrift des Testamentes geladen. Die Zeugen versammelten sich um 4 Uhr im Consistorialsaale, der für gewöhnlich als Speisesaal diente. Die Bemerkung, daß gerade vor drei Wochen, den 4. November, Donnerstags um 4 Uhr, hier die Gäste beisammen saßen, ohne an den Umschwung der Verhältnisse dieses Hauses in so kurzer Zeit auch nur von ferne zu denken, diese Bemerkung lag so nahe, daß ich selbe den Anwesenden gegenüber ausgesprochen. Es war auch der damals schon 80jährige Graf Hohenwart anwesend, der erzählte, daß er in diesem Hause einige Jahre bei seinem Onkel, dem Erzbischof Hohenwarth († 1820), gewohnt und unzählige Male in diesem Saale gespeist habe.

Die Reinschrift wurde dem Cardinal von seinem ersten Secretär überbracht, daß er dieselbe mit Muße durchlesen und unterschreiben könne. Nachdem dies geschehen, versahen sich die Zeugen mit guten Federn und es ward im Krankenzimmer ein Tisch bereitet, so daß der Cardinal durch die Anwesenheit und Unterfertigung der Zeugen nur die kürzeste Zeit gestört werden sollte. Er forderte uns, wie Tags früher, zur Unterschrift auf; das geschah, und wir entfernten uns. Er dankte, und als er mir zum Abschiede noch herzlich die Hand gedrückt, sprach er vernehmlich, aber durch schweres Athemholen unterbrochen, die Worte: »Wir — haben Hoffnung — uns wiederzusehen.«

Das Testament, nach dem Originale im vollen Wortlaute desselben lautet:

»Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes — und unter Anrufung der Fürbitte der heiligsten Jungfrau Maria, die den Heiland uns geboren hat, des heiligen Joseph, der unter dem Zuspruche von Jesus und Maria gestorben ist, des heiligen Johannes, den Jesus lieb hatte, des Engels, der auf meinem Lebenswege mich begleitet hat, und aller Engel und Heiligen. — Wiewohl ich den allmächtigen Herrn des Lebens bitte, er möge mir Zeit und Kraft verleihen, meinen Beruf auf Erden vollkommen zu erfüllen, so verlange ich doch aus ganzem Herzen, zu jener Zeit, an jenem Orte und in jener Weise zu sterben, wie es am meisten zu seiner Verherrlichung beiträgt; nur wolle mir der Herr die Gnade verleihen, meine Sünden vollkommen zu erkennen, vollkommen zu bereuen und ganz nach seinem Willen zu beichten. — In Betreff des Vermögens, das ich zurücklassen werde, wenn nicht etwa mittlerweile unberechenbare Ereignisse eintreten, verfüge ich wie folgt:

Zum Haupterben setze ich das von mir im Jahre 1856 errichtete Knabenseminar ein und wünsche, daß es durch diesen Beitrag möglich werde, in dem Knabenseminare ein Gymnasium zu errichten, woran ich durch die Ungunst der Verhältnisse gehindert wurde. Sollte aber die Fortführung des Knabenseminars nach kirchlichen Vorschriften aus was immer für einem Grunde gehindert werden, so substituire ich für Alles, was demselben vermöge dieser meiner letztwilligen Anordnung zufällt, das Erzbisthum Wien mit der Verpflichtung, sobald die Verhältnisse es gestatten, es zur Wiederherstellung des Knabenseminars zu verwenden. — Dem Erzbisthume Wien vermache ich meine Bibliothek und alle meine in den erzbischöflichen Wohnungen zu Wien, St. Veit und Kranichberg befindlichen Gemälde und Einrichtungsstücke, wie auch mein Silbergeschirr, Eßbesteck und Tafelaufsätze, sowie meine Pferde, Wägen und Pferdegeschirre, wie auch Alles, was ich an Pretiosen besitze, mit Ausnahme dessen, welchem in Nachstehendem ausdrücklich eine andere Bestimmung gegeben ist.

Zu Abhaltung der Kindheit Jesu-Andacht in der Metropolitankirche St. Stephan vermache ich ein Capital von 2000 fl., zur Abhaltung der Andacht am Charfreitage ebendaselbst ein Capital von 1000 fl.; auf 300 Manualmessen zu meiner Seelenruhe 600 fl. und den Armen durch die Pfarrer von Wien fünftausend (5000 fl.). — Meinem theuren Bruder Carl Ritter von Rauscher vermache ich den lebenslänglichen Fruchtgenuß der vierzig in meinem Besitze befindlichen Bankactien; meiner Schwägerin Rosalia von Rauscher vermache ich den lebenslänglichen Fruchtgenuß von zwanzigtausend (20.000 fl.) in Pfandbriefen der Nationalbank, meine silberne Kaffeemaschine sammt Kannen, Zuckergefäß und Kaffeebrett. — Von meinen drei mit Edelsteinen besetzten Brustkreuzen vermache ich meinem verehrten Freunde, dem Herrn Weihbischofe und geheimen Rathe Johann Kutschker, dasjenige, welches er selbst wählen wird, zum Andenken. Von den zwei anderen möge der Herr Dombechant Eduard Angerer sich eines wählen, das dritte vermache ich meinem Kanzlei-Director, dem Domherrn Franz Kornheisl. Dem Prälaten Joseph Columbus vermache ich jenen Kelch, den ich im Jänner 1859 von Seiner päpstlichen Heiligkeit empfangen habe; dem Consistorialrathe Ransauer den in einem eigenen Behältnisse befindlichen Ring mit einem Saphirsteine und zweitausend Gulden zur Einrichtung seines künftigen Haushaltes. — Von meinem Haupterben und wenn der Fall, für welchen ich das Erzbisthum Wien demselben substituirt habe, eintreten sollte, von dem Erzbisthume Wien sind aus dem Erträgnisse meiner Verlassenschaft folgende lebenslängliche Pensionen auszuzahlen: — Dem Consistorialrathe Ransauer sechshundert

Gulden; Kammerdiener Waldhauser funfhundert Gulden; Köchin Francisca Preis fünfhundert Gulden; Portier Joseph Srb dreihundert Gulden; Bedienten Anton dreihundert Gulden; Bedienten Mathias dreihundert Gulden; Bedienten Johann zweihundert Gulden; Bedienten Leopold zweihundert Gulden; Köchin Aloysia zweihundert Gulden. Ich vermache ferner dem Ceremoniär Kaindl dreitausend Gulden. — Die Kutscher und Hausknechte sollen einjährigen Lohn erhalten. — Zu meinem Testamentsexecutor ernenne ich den Herrn Domdechant Eduard Angerer, der in allen zweifelhaften Fällen zu entscheiden hat.

Urkund dessen habe ich dieses Testament in gleichzeitiger Anwesenheit der mitgefertigten und hiezu ersuchten Herren Testamentszeugen eigenhändig unterschrieben. — Wien am 18. November 1875.

Jos. Othm. Card. v. Rauscher m. p. Dr. Eduard Pokorny m. p. als ersuchter gleichzeitig anwesender Testamentszeuge. Dr. Sebastian Brunner m. p., apostolischer Prälat, als ersuchter gleichzeitig anwesender Testamentszeuge. Joseph Streller m. p. als ersuchter gleichzeitig anwesender Testamentszeuge.«

Der letzte Weg. Am 24. November war der Cardinal seiner Krankheit, die er mit christlicher Ergebung zu ertragen gewußt, erlegen. Noch in den letzten Stunden wurde ihm von zwei Klosterfrauen (aus der Congregation der Niederbronner Schwestern), die während der Krankheit seine Pflegerinnen gewesen, auf sein Verlangen vorgebetet. Wir wollen uns hier nur mit der Beschreibung der eigentlichen Beisetzung in der Gruft des St. Stephansdomes befassen.

Der Leichenzug ging am 27. November Nachmittags 2 Uhr aus dem erzbischöflichen Palais um die Domkirche herum, die Einsegnung erfolgte vor dem Hochaltare im Presbyterium. Der Kaiser von Oesterreich, die Prinzen des kaiserlichen Hauses, wie auch die sämmtliche in Wien anwesende Generalität waren bei der Einsegnung in der Kirche gegenwärtig. Die Generalität war auf kaiserlichen Befehl in der Kirche erschienen. Diese letzte Ehre, seinem einstigen Lehrer erwiesen, hat ein schönes Zeugniß von der edlen Gesinnung des Monarchen gegeben.

Nach der Einsegnung wurde der Sarg wieder von Priestern aus dem Presbyterium in den Marienchor getragen, der das Langschiff der Evangelienseite parallel mit dem Hochaltar abschließt. Hier war gerade vor den drei Stufen, die zum Altare führen, in der Mitte die Begräbnißstätte für den Cardinal durch den Dombaumeister und Oberbaurath Schmid bereitet worden. Der apostolische Nuntius, Erzbischof Jacobini segnete das Grab ein; um dasselbe standen der Weihbischof und das

Domcapitel des Erzstiftes von St. Stephan, die Bischöfe von Seckau, Linz, St. Pölten und Königgrätz, die Prälaten von Klosterneuburg, dem Schottenstifte, Melk, Herzogenburg, Göttweih, Abt Rimely aus Ungarn. Schreiber Dieses stand zu Häupten des Grabes auf den Stufen und konnte von hier aus den eigenthümlich ergreifenden Vorgang vollkommen übersehen.

Dombaumeister Schmid hatte Alles derartig vorbereitet, oder in moderner Sprachweise: in Scene gesetzt, daß die eigentliche Beisetzung in möglichst kurzer Zeit, man könnte sagen rapid, stattfinden konnte. Nachdem der Sarg aus Holz niedergestellt war, wurde er in dem aus Erz wie in einem Gehäuse eingeschlossen. Der Deckel wurde zugemacht, nachdem früher das Blei in die Charnièren gegossen worden, und so war die Verlöthung das Werk von ein paar Minuten. Dann wurde der Erzsarg auf zwei schwarz angestrichene runde Stangen, die quer über der Grabesöffnung lagen, aufgestellt, und, nachdem diese Stangen weggezogen waren, an den zu beiden Seiten von schwarzgekleideten Maurern gehaltenen Seilen hinuntergelassen. Darnach wurden die beiden Seile, unter dem Sarg durch, auf der einen Seite heraufgezogen, was am Metallsarge einen schauerlichen Klang, wie von einer Grabes-Aeols-harfe herauf, vernehmen ließ.

An fünfzehn große Kränze, einige davon mit Prachtbändern geschmückt, waren herbeigetragen. Den ersten, den das Herrenhaus, dessen Mitglied Cardinal Rauscher gewesen, gesendet, wurde dem päpstlichen Nuntius übergeben, er senkte ihn hinab auf den Sarg; den zweiten der Weihbischof, die übrigen ließen die Diener hinabfallen. Die Blätter der Kränze rauschten, und ein dumpfer Ton vom Metalldeckel herauf kündete den Fall einer jeden Blumenkrone. Vom Sarge sah man nun nichts mehr, er war mit grünem Laubwerk und Blumen über und über bedeckt. In kurzer Zeit sollte auch der Marmor-Estrich der Kirche wieder geebnet werden, wie er es zuvor gewesen. Nicht nur das Grab gleicht Alles aus, auch auf dem Grabe sollte Alles ausgeglichen werden.

Als Schreiber Dieses, an dem Rande der Gruft stehend, den Sarg in die dunkle Tiefe schweben sah, fielen ihm die Worte aus der Grabesinschrift des vor sechs Jahrhunderten (1279) in der Dominicaner-kirche zu Krems beigesetzten Herzogs Philipp von Kärnten ein, der als erwählter Erzbischof von Salzburg und erwählter Patriarch von Aquileja gestorben.*) In deutscher Sprache lauten sie ungefähr: »Nicht geschont

*) Siehe: „Der Prediger-Orden in Wien und Oesterreich. Durchwegs aus archivarischen Quellen Von Sebastian Brunner. Wien. Braumüller 1867.“ Seite 65. Die Inschrift fand der Verfasser im Domini-

hat mich des Todes entsetzliche Gestalt. Ich war Herzog, Bischof, Patriarch. Wehrlos liege ich jetzt allhier im Grabe. Nun ist mein Leben dahin. Der bittere Tod stürzt Alles um, die Inful fällt zu Boden, in Schlummer sinkt der Ruhm. Lamm Gottes, erbarme Dich meiner. Gib mir eine Stätte des Friedens und laß mich herrschen mit Dir in Ewigkeit.« (Dux, Praesul, Patriarcha fui, modo rebus inermis hic jaceo in tumulo. Sic vita mea ruit. Mors amara vertit, ruit infula, gloria stertit. Agne Dei miserere mei. Loca requiei, me tecum Domine regnare jube sine fine).

Ober dem Ribbenbogen des Kirchengewölbes war eine Aufzugmaschine bereitet, ein starkes Seil von der Oeffnung herabgelassen und zuerst an dem einen, dann an dem anderen der Steine, die das oblonge Grab schließen sollten, befestigt. Die dicken, neben der Gruft liegenden Mamorplatten schwebten nun einen Fuß hoch aufwärts; ein Steinmetz, schwarz gekleidet, stellte sich auf den Stein, mit den Händen an dem Seile sich haltend, mit den Füßen dem Stein die rechte Richtung gebend, während dem hatte ein anderer Steinmetz, die Kelle handhabend, die Charnière des Gruftrandes mit Cementkitt belegt, so wurde das Grab mit diesen beiden Steinen geschlossen. Die ganze Arbeit war, wohl vorbereitet und einstudirt, in einigen Minuten vollendet. Kaum hatte sich der Clerus von dem Rande des Grabes entfernt, als die Volksmenge unaufhaltbar vordrang, Alles wollte die bedeckte Gruft sehen. Es war aber nicht möglich, weil aus dem aufgewühlten Menschenmeere eine Woge nach der anderen auf den Stein hingedrängt wurde.

Wer jetzt durch das Presbyterium des Marienchores in die obere Sacristei bei St. Stephan geht, schreitet über die Gruft des Cardinals Rauscher. In diesem Chore befinden sich die Fenster mit kostbaren, kunstreichen Glasmalereien, die theils von ihm, theils vom Domcapitel und dem Diöcesanclerus zu Ehren seines Priesterjubiläums im Jahre 1873 als Votivgaben herrühren. Durch diese Fenster wird an sonnigen Tagen ein buntgewirkter Teppich, mit hellen leuchtenden Blumen geschmückt, über das Grab gebreitet.

Das war der letzte Weg des Leibes, der von der Erde genommen, zur Erde widergekehrt ist. Möge der unsterbliche Geist, der, hier im Glauben auf den ewigen, selbstbewußten und seligen Frieden gehofft, diesen im jenseitigen Leben schon gefunden haben.

---

caner-Archive zu Wien. Auf dem Grabe dieses Herzogs, wie auch auf anderen Gräbern wird daselbst jetzt Komödie gespielt. Die schöne, große, gothische Dominicanerkirche in Krems wird nämlich seit Jahren die Hälfte als Kornmagazin, die Hälfte als Theater verwendet.

Da soll man die Geduld nicht verlieren.

Ein katholischer Autor, besonders wenn er sich auch dem Zeitungswesen zugewendet, wird von Juden, Atheisten und fanatisirten Akatholiken alle möglichen Anfeindungen zu erdulden haben; von diesen Seiten her ist eben nichts Anderes zu erwarten. Aber auch auf die »Gefahren von falschen Brüdern« muß er gefaßt sein, wie es schon der Apostel Paulus im 2. Corintherbriefe, XI. Cap., 26. Vers, sehr deutlich geschrieben hat.

Der Schreiber Dieses will hier von Hunderten aus den Lügen, die schriftlich, und von unzähligen, die mündlich über ihn ergangen sind, nur zur Beleuchtung ein paar Beispiele anführen.

Im Archiv für »Oesterreichische Geschichte«, 50. Band, 2. Hälfte (herausgegeben von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien), erschien ein Heft unter dem Titel:

»Die kirchliche Büchercensur in der Erzdiöcese Wien. Nach den Acten des fürsterzbischöflichen Consistorial-Archivs in Wien, dargestellt von Dr. Wiedemann. Separatabdruck bei Gerold, Wien 1873.«

In dieser »Darstellung« von diesem Dr. Wiedemann ist Seite 501 im 50. Bande des Archivs, Seite 287 im Separatabdrucke unter den Beispielen, wie die geistlichen Censoren i. J. 1840 Urtheile über Bücher abgaben, wörtlich folgendes Urtheil des damaligen theologischen Censors Zenner (er war zu jener Zeit Domherr bei St. Stephan und starb 1861 als Generalvicar und Weihbischof) über ein zur Censur eingereichtes Gebetbuch zu lesen.

»Die Stärke des Glaubens. Ein Gebetbuch für katholische Christen. Wien bei Pfautsch. Verfasser ist Sebastian Brunner. — Ist für katholische Christen bestimmt, aber katholischen Christen nicht zu empfehlen. Ohne katholischen Gehalt sind die Meßgebete Seite 13—22, so zwar, daß sie ein Protestant auch beten kann. Was der Verfasser von der Hoheit und Würde Jesu Christi sagt, am Weihnachtsfeste Seite 63, am Osterfeste Seite 94, 95, 97, genügt nicht dem, der die Gottheit Jesu Christi mit innerer Ueberzeugung glaubt. Hieher gehören die bezeichneten Stellen Seite 102, 103, 104. Am Charfreitage, Seite 82, ist das Hauptmoment des Todes Jesu Christi durch einen Schwall anderweitiger Betrachtungen in Hintergrund gestellt. Am Pfingstfeste ist die Lehre vom heiligen Geiste nicht klar ausgesprochen und die Seite 112 vorkommende Bemerkung höchst ungenügend. Am Frohnleichnamsfeste findet der katholische Christ nicht die leiseste Spur

von dem, was hierüber die katholische Kirche lehret. Seite 121 schließt die Betrachtung am Gedächtnißtage der Verstorbenen Manches in sich, was sich für eine christliche Betrachtung nicht eignet, und streift an den katholischen Elementen dieser Lehre leicht hinweg. Bei diesem sichtbaren Mangel an Katholicität wäre dem Herausgeber zu bedeuten, daß vorerst die gerügten Mängel zu verbessern seien, alsdann erst admittitur (15. April, Zenner).«

Als ich diesen Artikel zu Gesichte bekam, traute ich kaum meinen Augen. Wie kommt mein Name zu diesem Gebetbuche? Ich habe nie ein Gebetbuch dieses Titels, dieses gerügten Inhaltes herausgegeben, bin mit dem Buchhändler Pfautsch nie in einer Verbindung gestanden, habe denselben mein Lebtag nicht gesehen!

Zuerst keimte in mir der Verdacht: der Einreicher dieses von irgend einem Laien angefertigten Manuskripts gab bei der Censurstelle mündlich mich als den Verfasser des anonym erscheinenden Gebetbuches an, um so vielleicht leichter bei der Censur wegzukommen. Ich wollte aber Gewißheit haben, wer denn eigentlich diese Niedertracht begangen, meinen Namen hier ins Spiel zu bringen.

Ich ging zum H. H. Consistorialkanzler Domherrn Kornheisl, dieser ließ mir die Censur-Acten von 1840 aus dem Archiv ausheben und suchte mit mir nach dem von Wiedemann reproducirten Actenstücke. Dieser Herr legte es mir vor — und darin keine Spur von meinem Namen, ebensowenig wie im Index der 1840 censurirten Bücher!!!

Es wurde mir von einem Herrn, dem ich dieses Factum mittheilte, gerathen, den eclatanten Urkundenfälscher gerichtlich zu belangen; denn es ist ja doch am Ende keine Kleinigkeit, wenn man sich als katholischer Autor in einer von der k. k. Akademie der Wissenschaften herausgebenen Schrift eine so absichtliche, auf Discreditirung seines Rufes berechnete Lüge gefallen lassen soll. — Ich zog es aber vor, das nicht zu thun, und zwar aus Erbarmen, denn es hätte damals für diesen »Historiker« (der bei seinen Lesern sehr viel »Stärke des Glaubens« voraussetzt) sehr üble Folgen für seine weitere Existenz haben können.

Ich notirte mir aber den Vorgang, um denselben im Interesse meiner verletzten Ehre gelegentlich zur Oeffentlichkeit zu bringen.

Die Schändlichkeit dieser absichtlichen Texteinschaltung wiegt um so schwerer, weil die k. k. Akademie der Wissenschaften als Herausgeberin »Historischer Forschungswerke« für die Echtheit der copirten Texte insoferne mindestens als Bürgschaft erscheint, daß nicht offenbar in schändlicher Absicht entstellte Texte oder wie es hier geschehen ist, in den

Text hineingeschobene Lügen in einem von der Akademie herausgegebenen Werke vorkommen.

Es sollte die Akademie im Interesse ihrer Ehre, diesen »Historiker« zu einem Geständnisse seiner Fälschung verhalten und dadurch auch die verletzte Ehre des Verleumdeten herstellen. Wenn man schon fähig ist offen und gedruckt derlei ehrenkränkende Lügen zu verbreiten, was wird man erst fähig sein, wenn man mündlich es unternimmt, im Geheimen den Charakter und die Ehre eines Nebenmenschen zu ruiniren.

Ein anderes Beispiel von einer mündlich an einer Hoteltafel vorgebrachten Liebenswürdigkeit. General von H. erzählte mir Folgendes: »Er saß 1874 im Speisesaal des Hotel Minerva zu Rom zwischen zwei Geistlichen, einer mit einem etwas alemanischen Dialect, dieser erzählte über mich hier dem Anderen: »Der Dr. Brunner sei bei seiner Anwesenheit im vergangenen Jahre zu Rom im rothen Talar mit grauem Mantel darüber und weißem Hut spazieren gegangen, so daß ihm die Straßenjungen nachliefen.« Aus dem ferneren Gespräche ergab sich, daß nur ich unter diesem Dr. Brunner gemeint sein konnte.

Nun habe ich in Rom bei öfterem Aufenthalte daselbst nie einen solchen Talar mitgehabt und bin nie mit einem solchen bekleidet gewesen. Die ganze Erzählung ist eine pure Erfindung — ausgedacht, um diesen fatalen Brunner durch einen sehr billig ersonnenen Witz lächerlich und verächtlich zu machen. Mag sein, daß diesem Erzähler durch einen anderen frommen Herrn (ich habe einen in Verdacht, welcher gerade in dieser Richtung schon öfter eine sehr ausgiebige Phantasie bewiesen hat) — dieser Bär hinaufgebunden worden ist, jedenfalls aber beweist es einen anerkennenswerthen Takt und einen starken Fonds von christlicher Bruderliebe, derlei Erfindungen mit sichtlichem Behagen auch noch dazu an einer table d'hôte öffentlich auch fremden Gästen als picantes Zwischengericht herumzureichen.

Aehnliche Geschichten, Erdichtungen und Urtheile über den Schreiber Dieses stünden demselben zahllos zu Gebote — er wollte aus der großen Auswahl nur ein paar beispielsweise anführen, mit der Bemerkung, daß Anekdoten in dieser Richtung immer einen starken Glauben in Israel gefunden haben.

Wie Schmähungen und Lügen oft von einem Schimpf- und Lügenwerke in viele andere wie ein Wurmsamen übertragen werden, davon auch hier nur ein Beispiel für Viele.

So geschieht es öfter, daß Conversationslexika-Herausgeber, um billig mit dem Honorar durchzukommen, sich Abschreiber miethen, die

beim Artikelmachen über ultramontane Schriftsteller den nächstbesten (oder auch nächstschlechtesten) Literarhistoriker hernehmen, und die Schmähungen desselben gleich wörtlich copiren. So z. B. Mayer's Conversations-Lexikon, Leipzig 1874, 3. Auflage. 3. Bd., wo es über den Schreiber Dieses heißt: »Brunner, österreichischer theologischer Schriftsteller von der fanatisch ultramontanen Richtung. Er gefällt sich in pöbelhafter Gemeinheit und den rohesten Wuthausbrüchen und bricht dadurch gerade der Wirkung seiner Werke die Spitze ab.« Dies Urtheil ist sehr billig dem wüthig-tanzenden Literatur-Derwisch Kurz nachgeschrieben, der durch diesen Aufschrei gerade ein Zeugniß ablegt, daß die Spitzen nicht abgebrochen, sondern in seine verhärtete Haut eingedrungen sind, für dessen Verlogenheit, Schmähsucht und gewissenlose Verleumdung wir (im »Wiener literarischen Handweiser 1884) unwiderlegliche Beweise aus seinem eigenen Werke gebracht haben.

Wenn wir auch stichhältige Beweise dieser Schmähungen verlangen, so wird man solche nicht bringen können und daher lieber wieder fortschimpfen.

Kurz hat in seiner Literaturgeschichte, die kläglicherweise auch auf katholischen Gymnasien seither benützt worden ist, den schönen Satz aufgestellt: Ein Katholik könne kein Dichter sein.

Wir wollen vorerst einige mittelhochdeutsche Dichterköpfe herzeigen, welche durch die literarhistorische Guillotine dieses Wütherichs herabgemessert worden sind.

Wolfram von Eschenbach (Parzival), Hartmann von Aue (der arme Heinrich), Rudolph von Ems, Conrad von Würzburg, Walther von der Vogelweide waren keine Dichter. Ebenso sind die Verfasser des »Dies irae« und »Stabat mater,« Dante, Tasso, Ariost, Petrarca, Camoens, Lope de Vega, Calderon, Cervantes, Racine, Corneille, Friedrich Spee, Joost van Vondel, Brentano, Freiherr von Eichendorf, Annette von Droste, Schrott, Hendrik Conscience, Manzoni (»Gli sposi promessi«) und viele andere keine Dichter gewesen, obwohl Goethe selber so verblendet war, die »Sposi« des Manzoni für den besten Roman zu erklären. Peter Norrenberg (»Allgemeine Literaturgeschichte,« drei Bände, Münster 1884) hat, ohne auf Kurz polemisch Rücksicht zu nehmen, vollkommen unparteiisch gegenüber akatholischen Dichtern, doch auch Hunderte von mehr oder minder renommirten katholischen Dichtern angeführt, welche der in dieser Richtung sehr verschwiegene Kurz nicht einmal dem Namen nach gekannt hat. Norrenberg wäre für katholische Gymnasien besonders zu empfehlen.

Derselbige Kurz ist aber, wenn ihn seine Drehkrankheit der acuten Schimpfose befällt, bisweilen so unvorsichtig von Fanatismus, Intoleranz und Dummheit zu sprechen, Vorwürfe die bei gehöriger Nutzanwendung für ihn selber sehr gefährlich werden können. Ein altes Sprichwort besagt: »Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.« Das soll man auch dem dummen Teufel nicht anthun, denn da könnte der unvorsichtige Maler entsetzt sein eigenes Porträt gewahr werden.

Wenn man diesen Herren ihre nicht losgegangenen Projectile in ihr eigenes oberes Strohdepot zurückwirft, dann pflegen sie in Feuer und Flammen aufzulodern.

Wir werden, wie wir es bisher in den »Hau- und Bausteinen« versucht, auch ferner das Lob und den Schimpf moderner Literaturhistoriker, wie auch den ethischen Werth oder Unwerth unserer Dichter wahrheitsgetreu auf das rechte Maß zu reduciren suchen, obwohl wir im Voraus wissen, daß unsere Gegner — der Wahrheit und den Thatsachen, nur mit den ihnen beliebten Waffen der Lüge, der Verdrehung und des Schmähens entgegenkommen werden.

Das macht nichts, am Ende wird sich doch die Wahrheit Bahn brechen.

Nicht nur den Hebräern, sondern auch den Christen gegenüber, findet man sehr oft Gelegenheit, sich durch die Worte St. Paul's an die Hebräer (X. 36) trösten zu lassen: »Denn Geduld ist Euch nöthig, damit Ihr durch Vollziehung des Willens Gottes die Verheißung erlangt.«

Nachtrag.

Zur Charakteristik des Cardinal Schwarzenberg (Seite 136) wäre noch Folgendes zu bemerken.

Der Cardinal berichtete einige Wochen vor dem Tode desselben sein von uns gebrachtes Vorhaben dem H. H. Bischof von Budweis Grafen Schönborn, mit dem Bemerken: daß er dadurch ein vor Jahren ausgesprochenes schiefes Urtheil über B. zu sühnen gedenke.

Graf Schönborn ist seither Fürsterzbischof von Prag geworden, und hat den ihm mitgetheilten Wunsch seines edlen Vorgängers als einen letzten Willen behandelt.

S. 156, 7. Zeile von oben soll es heißen: Am 10. December, statt: 10. August.

Brunner, Sebastian,

Denk-Pfennige zur Erinnerung an Personen, Zustände und Erlebnisse vor, in und nach dem Explosionsjahre 1848

Würzbg. u. Wien 1886